Z. Ex.

Deutsche

National-Litteratur

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

41. Band

Zweite Abteilung

Haller und Salis-Seewis

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

Haller und Salis-Seewis

Auswahl

Herausgegeben

von

Prof. Dr. A. Frey

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Albrecht von Haller.

Der sich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen,
Zu Ehrensäulen gemacht!

Chr. E. v. Kleist.

Einleitung.

Nach der erschöpfenden Arbeit von Ludwig Hirzel über Albrecht von Haller bleibt dem Biographen wenig mehr zu thun übrig, und der Nachdruck der vorliegenden Arbeit mußte somit, zumal innerhalb der gezogenen räumlichen Grenzen, auf das Ästhetisch-Kritische gelegt werden.

* * *

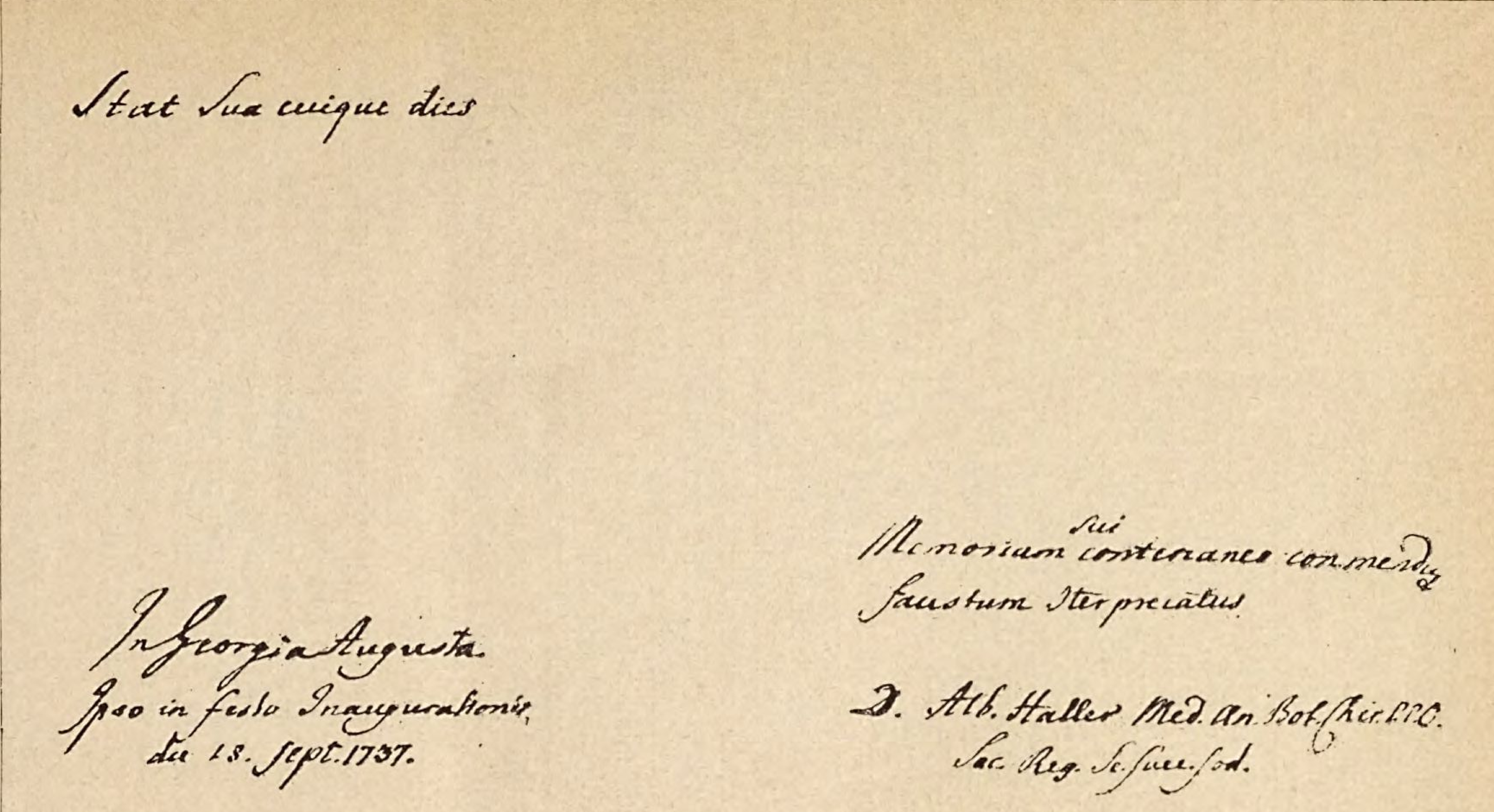
Albrecht von Haller hat sich von frühester Jugend bis ans Ende seiner Tage den Wissenschaften gewidmet und nur eines von den fünf Dezennien, welche er rastloser gelehrter Arbeit zuwandte, der Poesie geschenkt und auch von diesem nur die Nebenstunden. Sein Leben erscheint also wesentlich als das eines Gelehrten, und die Abschnitte in demselben ergeben sich auf den ersten flüchtigen Blick: Der Schweiz, seinem Heimatlande, verdankt er die erste Erziehung und wissenschaftliche Grundlage; früh die Fremde mit dem Vaterland vertauschend bereichert er seine Kenntnisse auf einer deutschen und auf einer holländischen Universität, um hierauf mit einer Bildungsreise nach London und Paris und einem kurzen Aufenthalt in Basel seine Lehrjahre abzuschließen. In seiner Vaterstadt findet er weder die gewünschte gesellschaftliche noch wissenschaftliche Förderung und begiebt sich aus den engen Verhältnissen des patrizischen Bern in die noch kleinlicheren der Gelehrtenstadt Göttingen, nicht

ohne sich von einer steten Sehnsucht nach der Heimat zurückgezogen zu fühlen, an deren politischer Thätigkeit und Entwickelung er lebhaft teilzunehmen wünscht; der gereifte Mann und weltberühmte Gelehrte kehrt



Albrecht von Haller.

an die Stätte seiner Geburt zurück, wo er ununterbrochen der Wissenschaft und, wenn auch nicht in dem ersehnten Maße, der Verwaltung des Staates lebt. Er stirbt, von langwieriger Krankheit heimgesucht, durch mancherlei Mißgeschick und religiöse Zweifel verdüstert, aber auf dem Gipfel seines Ruhmes.



Stat Sua cuique dies

In Georgia Augusta
Ipso in festo Inaugurationis,
die 18. Sept. 1737.

Memoriam sui conterranei commendat
faustum Iter precatus

D. Alb. Haller Med. An. Bot. Chir. P.P.O.
Soc. Reg. Sc. Suec. Sod.

Faksimile eines Stammbuchblattes von Albrecht von Haller.

I.

Viktor Albrecht Haller erblickte das Licht der Welt am 17. Oktober 1708 zu Bern als das jüngste Kind des Nikolaus Emanuel Haller und der Anna Maria geb. Engel. Manche gemeinsame Charakterzüge teilt Albrecht mit seiner Familie. Der Vater, ein tüchtiger, praktisch und schriftstellerisch erprobter Jurist, wie Familienaufzeichnungen ihn charakterisieren, „ein Mann von durchdringendem Verstande, ... daneben wunderlichen Humors, in religione ein Singularist und ein guter Jäger", scheint auf den Sohn allgemeine Begabung und Thätigkeitstrieb, speziell den Hang zur Beschäftigung mit religiösen Fragen und — nach Zimmermanns Zeugnis — zu dichterischem Schaffen*) vererbt zu haben. Von seiner Mutter und den ihm an Alter zunächststehenden Geschwistern Anna Maria und Gabriel erfahren wir nichts; wenig von dem ältesten Bruder Johann Anton, welcher in der Brandenburgischen Garde diente. Zweierlei hat dieser, wie es scheint, mit Albrecht gemeinsam gehabt: das Heimweh — er soll daran gestorben sein — und den stattlichen, langgewachsenen Körper, welcher dem berühmten jüngeren Bruder in Bern schon frühe den physice gemeinten Beinamen des Großen eintrug. Wenn aber über den zweiten Bruder, Nikolaus Emanuel, welcher nach einer in französischem Reiterdienst verbrachten Jugend als ein gelehrter und durch allerlei Beamtungen und Verwaltungen wohlbekannter Mann in Bern den ersten Buchladen errichtete und dadurch Verleger seines Bruders wurde, von dem Berner Gelehrten Samuel König an Bodmer berichtet wird, er sei „etwas menschenhässig gewesen, gewaltig belesen, voll Geist und mit einer unbändigen Zunge begabet, die Niemanden schonte, am minsten die Dummheit", so erblicken wir wohl mit Recht in der vielseitigen Gelehrsamkeit, der satirischen Strenge und dem Hang zur Menschenscheu auch bei Albrecht wiederkehrende Züge.

Der Knabe wuchs heran auf einem Bauerngute, welches noch heute das „Hasli" heißt und westlich von Bern an den bewaldeten Ufern der Aare liegt; seine schöne Einsamkeit hat der vom Heimweh ergriffene Student in Leyden rührend besungen:

„Beliebter Wald! Beliebter Kranz von Büschen,
Der Hasels Höh mit grünen Schatten schwärzt,
Wann werd' ich mich in deinem Schooß erfrischen,
Wo Philomel' auf schwanken Zweigen scherzt?
Wann werd' ich mich auf jenen Hügel legen,
Dem die Natur das Moos zum Teppich schenkt,
Wo alles ruht, wo Blätter nur sich regen,
Und jener Bach, der öde Wiesen tränkt?

*) Vgl. Hirzel, Albr. von Hallers Gedichte. Frauenfeld 1882. S. III ff. [S. den Anhang der Einleitung.]

Ach, Himmel! laß mich doch die Thäler grüßen,
Wo ich den Lenz des Lebens zugebracht,
Und in dem Wald bei kleinen Wassergüssen
Auf einen Reim für Silvien gedacht,
Wo schwaches Laub, belebt vom Westen-Winde,
Die matte Seel' in sanfte Wehmuth bringt,
Und in dem Trost noch nie bestrahlter Gründe
Kein Leid mehr bleibt, das nicht die Stille zwingt."

In der Stille dieser ernsten und lieblichen Landschaft hat sich sein Talent gebildet und früh auch sein Charakter jenen Zug des Melancholischen und den dem Manne stets eigen gebliebenen Hang zum Ernsten und Vertieften erhalten. Welche Gefühle, weitreichende Pläne und hochfliegende Hoffnungen mag die ehrgeizige Brust des scheuen und schwächlichen Knaben auf einsamen Spaziergängen oder auf dem nicht unbeträchtlichen Wege nach dem benachbarten Bern durch die grüne Wildnis des mächtigen Waldes getragen haben! Dieser Einsamkeit entriß ihn das schulpflichtige Alter nicht, da er bei Abraham Baillodz, einem waadtländischen, wegen Verweigerung des Abendmahls seiner Stelle enthobenen Geistlichen mehrere Jahre zu Hause Privatunterricht genoß, wobei ihm der griesgrämige Pedant manchen übeln Tag verursachte und ihn dermaßen quälte, daß der Unmut des zehnjährigen geplagten Kleinen die in ihm schlummernde poetische Ader weckte und in der Gestalt einer lateinischen Satire auf den Lehrer das erste poetische Erzeugnis zu Tage förderte. Die Lehrer und Methoden des Bernischen Gymnasiums, das Haller nach zurückgelegtem 12. Altersjahr (1721) bezog, taugten übrigens nicht mehr, als der beschränkte Seelenhirte. 1722 begab er sich nach Biel, um bei Johann Rudolf Neuhaus der Sitte der Zeit gemäß sich praktisch in die Medizin einführen zu lassen, welcher sich der ursprünglich zur Theologie bestimmte Knabe mit allem Eifer zuwandte.

Was er, als er die Vaterstadt verließ, schon wußte und gearbeitet hatte, übersteigt beinahe das Glaubliche und reiht ihn unter die Schar jener seltenen Männer, bei denen die frühe Reife des Talentes der Größe desselben entspricht. Schon im vierten und fünften Jahre hatte er eine unbezwingliche Lust am Lesen, Schreiben und Zeichnen, und die Wißbegierde hielt ihn von den jugendlichen Spielen der Altersgenossen fern. J. G. Zimmermann, sein Biograph und Schüler, der berühmte Philosoph von Brugg, erzählt Folgendes: „In dem neunten Jahre hub er an, grosse Lexica von allen den Hebreischen und Griechischen Wörtern, die sich in dem alten und neuen Testament befinden, mit ihren verschiedenen Wendungen, Wurzeln und Deutungen zu verfertigen. Er machte eine chaldäische Grammatik. Er setzte bis zweytausend Lebensbeschreibungen von berühmten Leuten, nach dem Vorbild des Bayle und Moreri auf, die er schon um diese Zeit gelesen hatte. Er fande einen besonderen Geschmack an langen und weitaussehenden Arbeiten, wie er dann auch

alle die angezeigten Werke in den Jahren seiner Kindheit zu Stande gebracht hat. Er verstunde am Ende des neunten Jahres, wie man in der Sprache der Schulen zu reden pflegt, das Griechische Testament ad aperturam. Es schiene seinem ungemeinen Fleiß, seinem feurigen Eifer, sich zu erheben, und seiner unumschränkten Geduld in der Arbeit, bald nichts mehr unmöglich . . . . ." Seine Familie trug ihm indes in diesen Bestrebungen durchaus keine Aufmunterung entgegen und unterließ nichts, um seinen rastlosen Eifer und brennenden Ehrgeiz oft aufs kränkendste zu dämpfen; als er mit 9½ Jahren die in lateinischer Sprache geforderte Prüfungsarbeit fehlerlos in griechischer lieferte, erhielt er als Belohnung dieses frühen und unentwegten Fleißes einen Verweis von seinem Vater. Weit entfernt, ihn zu hemmen oder zu lähmen, trieben ihn diese Behandlung und seine stets erschütterte Gesundheit erst recht den Wissenschaften und nach und nach auch immer mehr der Dichtkunst und den Dichtern in die Arme, bei denen er schon in jungen Jahren Trost zu suchen gelernt hat; Ovid und Horaz waren ihm vollkommen geläufig, Homer, wie er sich ausdrückt, „im zwölften Jahr sein Roman", und der aufs höchste bewunderte Vergil ganz und gar vertraut.

Wiewohl die Freundschaft zu dem gleichaltrigen Sohne des Doktor Neuhaus ihn fast noch mehr, als das Verlangen nach medizinischen Studien bewogen hatte, Bern mit Biel zu vertauschen, scheinen die äußeren Verhältnisse auch hier sich nicht angenehm gestaltet und ihn im Bunde mit der noch nicht beseitigten und oft andauerndes Verweilen im Zimmer erfordernden Kränklichkeit genötigt zu haben, die Zuflucht bei den Büchern zu suchen. Dabei begann die eigene Produktion in Epen, Dramen, Liedern und Übersetzungen reiche Blüten zu treiben. Die Kinder seiner jungen Muse waren ihm so ans Herz gewachsen, daß er einst bei drohender Feuersgefahr nur sie zu retten suchte, was ihn freilich nicht hinderte, sie nach Jahr und Tag bei gereifter Einsicht selbst unbarmherzig den Flammen zu überliefern. Als weiterer Beweis seiner frühen geistigen Selbständigkeit und Reife sticht seine schon damals entschieden gefaßte und bis ans Ende festgehaltene Abneigung gegen das Willkürliche und Phantastische des Cartesianischen Systems hervor. Der rastlose Drang nach Erkenntnis trieb Haller damals, in einer Zeit, von der er später sagte, er sei an Alter und Verstand noch ein Kind gewesen,*) auf die Universität Tübingen, und in einem Alter, wo man geneigt ist, die Zeit zu verschwenden, hat er sie schon so hoch geschätzt, daß er sagt, er wäre fortgegangen „mit trockenen Augen, weil ich im Vaterlande nichts als Versäumnis vor mir sahe."**)

Zu Fuß, um billiger zu reisen, machte er sich den 3. Dezember 1723 auf den Weg, mußte aber bei den herrschenden Schneestürmen und Regen-

*) „Mich aber trieb ein feindliches Geschicke
Noch als ein Kind aus meinem Vaterland."
(An den in Moskau reisenden Herrn Lizentiat Gmelin.)

**) Albrecht Hallers Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723—1727. Mit Anmerkungen herausgegeben von L. Hirzel. Leipzig 1883.

güssen sich bald mit Pferd und Landkutsche behelfen. Diese blieb freilich zwischen Balingen uud Tübingen stecken, und da ihm „durch die allzu geschwollenen Ströme mit seiner Mähre grauete", so wanderte er wieder zu Fuß in die Universitätsstadt ein, wo er in dem Hause des Buchhändlers Cotta, eines Enkels des Gründers dieser weltbekannten Firma, freundliche Aufnahme fand und „durch seinen Aufzug, Sprache, Sitten und Reden mehr als eine Freude" erregte. Stadt und Menschen gefielen ihm nicht übel: „Die Einwohner sind freudige und vergnügte Schwaben, leben bey ihrer Mittelmäßigkeit ohne Sorgen, und in öfterem Wohlleben, wozu die wolfeile Lebensmittel viel beytragen, sind daneben meist ehrliche und dienstfertige Leute. Das Frauen-Zimmer ist schön und ungezwungen, auch eben Sprödigkeits halber ohne Nachrede. Angesehene Bürgersleute sind wenig, meist alles beruhet auf Professoren und deren Häusern . . . In die Poesie waren sie so verliebet, daß niemand werden noch sterben konnte, den man nicht mit ganzen Büchern von Reimen begleitete . . . . Zum Ende gehöret das Frauenzimmer. Es ist hier meist weiß und angenehm, und stehet ihnen ihre Kleidungs-Art sehr wohl. Zu Stuttgart aber haben sie an Schönheit den Preiß. Sie sind eben nicht zu spröde, sind leicht zu sehen, nehmen auch Musique und Collation ohne Weigerung an . . . . Uebrigens lassen sie sich zu Haussachen gebrauchen und sind so geistbegierig nicht, als andere Universitäts-Frauenzimmer ꝛc."*) Auch die Studenten waren einem fröhlichen Leben eher zugethan, als emsigem Studieren, worüber sich Haller folgendermaßen ausläßt: „Ueberhaupt wurde hier eben nicht viel gründliches gethan. Die angenehme Lage und die Freundlichkeit der Einwohner reizten zur Lustbarkeit. Die Frauenzimmer, die Lustreisen, besonders aber das Schmausen nahme die Zeit, und, was ärger ist, die Begierde zum lernen weg." Man erinnere sich, wie wenige Monate nach Hallers Ankunft in Tübingen der unglückliche Günther den Folgen der zügellosen, während seines Studentenlebens begangenen Ausschweifungen erlag und welche bodenlose Roheit und Gemeinheit dem studentischen Leben und Treiben jener Tage anhaftete. Die Studierenden der Universität Tübingen scheinen es freilich etwas sanfter und gemütlicher getrieben, aber immerhin alle freudigen und fröhlichen Ereignisse mit Eifer hervorgesucht zu haben, um sich ein erkleckliches Vergnügen zu bereiten, und auch Haller hat weniger aus Neigung, als im Banne der allgemeinen Sitte sich von diesen und jenen Lustbarkeiten nicht fern gehalten. Weder auf dem Gebiete der Botanik, noch auf dem der Anatomie fand er übrigens die gewünschte Förderung, und bei dem Menschen, der mit fünfzehn Jahren sein Vaterland verlassen, „weil er nichts als Versäumnis vor sich sahe", konnte die Sehnsucht nach einem für seine Studien gesegneteren Boden so wenig ausbleiben, als der Rückschlag gegen das ungebundene und nutzlos verbrachte Leben.

*) Albrecht Hallers Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland u. s. w. S. 7 und 14 ff.

Unter dem Eindrucke der zurückkehrenden ernsteren Stimmungen ist wohl das schöne Gedicht „Morgengedanken“ entstanden (25. März 1725), das zuerst des Dichters gewaltiges Pathos zeigt und des jungen Schiller Bewunderung erregte.*)

— — — — — — — — — — — — —

„Du hast der Berge Stoff aus Thon und Staub gedrehet,
Der Schachten Erzt aus Sand geschmelzt,
Du hast das Firmament an seinen Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewelzt.“

Da auch der Botaniker Professor Duvernoy, bei dem Haller, nachdem er Cottas Haus in aller Freundschaft verlassen, Wohnung genommen und wissenschaftlich die meiste Förderung gefunden, einen Ruf nach Petersburg erhielt, und Gmelin, der bekannte Reisende und des jungen Schweizers Studiengenosse, seinem Lehrer nach Rußland zu folgen sich anschickte, so band den Reiselustigen, zu dessen Ohren schon der Ruhm der Universität Leyden gedrungen war, nichts mehr an Tübingen. Mit Freuden und voll der besten Hoffnungen verließ er die Neckarstadt, wie er vor 16 Monaten Biel Valet gesagt. Die Reise begann am 26. April 1725 und führte über Stuttgart, Heidelberg, Darmstadt und Frankfurt nach Köln, das Haller als ein „verdrießlicher Ort“ erschien und wo „die Kirchen meist gothisch sind und nichts schönes haben“; über Nimwegen, Utrecht und Amsterdam gelangte er ans Ziel seiner Wünsche. Stadt und Universität schildert er als ein wahres Paradies der Wissenschaft, und der scharfe Kontrast zu den Tübinger gesellschaftlichen und gelehrten Verhältnissen befriedigte ihn aufs höchste: „Leyden insbesondere scheint mit Fleiß zum Nutzen der Lernenden bequem gemacht zu sein. Man lebt in völliger Freyheit und geht unangefochten im Schlafrocke durch die Straßen; man findet keine Gesellschaft als von gleichem Stande, dann die Holländer sind kalt und ihr Frauenzimmer vor denen sog. Studiosis verschloßen, welcher Umstand alleine einem Menschen deß Jahrs viel Geld und manche Stunde erspahrt. Einer frischt den andern mit seinem Beyspiel an, und wer nicht arbeiten will, muß lange Weile und verdrüßlichen Müßiggang erwarten. Keine Art der Wollust wird leicht gemacht. Der Wein und alle Mittel der Ueppigkeit sind theuer.“**) In dem Lobe der Universität und ihrer Lehrer kann er sich kaum erschöpfen und spricht noch nach einem halben Dezennium mit Dankbarkeit und Begeisterung von ihnen. Neben dem noch jungen Anatomen Albinus, dessen Stern erst zu steigen begann, wirkte der weltberühmte Boerhave, Hallers großes und fast ebenso vielseitiges Vorbild. Er war nach Hallers Schätzung „in medicis, chemicis, botanicis, in Theologie, Physic und Mathemathic so ein gelehrter Mann, als man ihn nur sehen will.“ Dem

*) A. Streicher, Schillers Flucht ꝛc. Stuttgart 1836. S. 16 ff.
**) A. v. Hallers Tagebücher S. 27. ff.

wunderbaren Geiste des Mannes, der neben seinen gelehrten Arbeiten den Beruf eines ehrsamen Bierbrauers betrieb und den Freuden der Musik mit Eifer nachging, entsprach ein nicht minder originelles Äußere: „Er führte einen schlechten Hut, ein grau elend Kleid, grobe breite Schuhe, keinen Degen, die rechte Hand, wann er auf der Strasse gieng, war an einen starken Stock gepflanzet. Von Gestalt schien er unansehnlich und ziemlich vierschrötig; seine ehrwürdige grauen Haare hiengen ungekünstelt um sein Socratisches Haupt; dann seine Nase gab ihm mit dem Athenischen Lehrer eine ziemliche Aehnlichkeit. Er war schwarz von Angesicht, und hatte kleine Augen, die aber überaus lebhaft und durchdringend aussahen."*) Von der ersten Stunde seines Leydener Aufenthaltes an machte sich Haller jede Minute zunutze und holte die Tübinger Versäumnisse mit eisernem Fleiße nach. Zimmermanns**) Berichten zufolge arbeitete er vom frühen Morgen bis Nachts 2 Uhr. Durch den Eintritt in einen Kreis junger Ärzte und die Bekanntschaft mit einigen jungen Landsleuten war ihm auch gesellige Anregung geboten. Trübere Stunden mögen nicht ausgeblieben und einer solchen das im Februar 1726 entstandene, schon oben erwähnte Gedicht „Sehnsucht nach dem Vaterlande" zuzuschreiben sein. Das Verlangen nach der Heimat, pekuniäre Sorgen***) und die Erinnerung an die sorglosen Tage der Kindheit scheinen den rastlosen jungen Gelehrten für wenige Momente auf den Parnaß zurückgerufen zu haben:

„Ach, daß ich dich schon itzt besuchen könnte,
Beliebter Wald, und angenehmes Feld,
Ach, daß das Glück die stille Lust mir gönnte
Die sich bei euch in öder Ruh erhält!"

Zunächst lenkte er seine Schritte freilich nicht nach der Heimat, sondern in Gesellschaft einiger Freunde nach dem Nordwesten Deutschlands, den er auf einer sechswöchentlichen Reise kennen lernte (15. Juli—29. August 1726). Die Arbeit wurde hierauf mit ununterbrochenem Eifer und in Gemeinschaft mit dem neuen Leydener Studiengenossen Joh. Geßner wieder aufgenommen und weiter geführt, so daß Haller am 23. Mai des folgenden Jahres öffentlich disputieren und zwei Monate später als wohlbestallter Doktor med. sich nach London wenden konnte, um daselbst seine wissenschaftliche Bildung durch den Verkehr mit gelehrten Fachgenossen und den Besuch medizinischer Anstalten und Sammlungen zu bereichern.

Nach zweitägiger Fahrt landete er (23. Juli) bei Harwich und wurde für die ihm aus der Unkenntnis der englischen Sprache erwachsenden

*) Das Leben des Herrn von Haller von D. Johann Georg Zimmermann, Stadt-Physicus in Brugg. Zürich, bey Heidegger und Compagnie. 1755. S. 29.

**) S. 34.

***) Eine bis jetzt ungedruckte Stelle in einem Briefe aus Tübingen von N. R. Cotta an Haller dürfte darauf hinweisen: „Ich bedauere, lieber Bruder, Deine fatalen Umstände, in welche Du durch die Nachläßigkeit Deiner Verwandten gesetzt bist, von ganzem Herzen."

Schwierigkeiten durch die interessanten geistigen und materiellen Zustände, denen er ein offenes Auge entgegenbrachte, bald in vollem Maße entschädigt. In seinen Aufzeichnungen spricht er lobend von der vorgeschrittenen Entwickelung des englischen Zeitungswesens, von der Blüte der Wissenschaften, der ihnen und ihren Vertretern entgegengebrachten Achtung und der trefflichen Regierung. Schon damals scheint er auch wenigstens die hervorragendsten Produkte der englischen Satire kennen gelernt zu haben; den bereits in diesen Tagen berühmten Pope nennt er auffallenderweise nicht, Miltons und des zu jener Zeit auf dem Kontinent seit dem Verschwinden der englischen Komödianten verschollenen Shakespeare nicht zu gedenken. Er sah Sammlungen, die alles ihm bis jetzt vor Augen Gekommene an Reichhaltigkeit weit übertrafen, besuchte einige Fachautoritäten und Spitäler und machte auch einen Abstecher nach Oxford. Sonst wissen wir von seinem höchstens einen Monat andauernden Aufenthalt in England ebenso wenig, als von seinen Erlebnissen in Paris, wo er am 1. September eintraf und den damals angesehensten Anatomen Frankreichs, Jak. Ben. Winslöw, sowie den berühmten Chirurgen François le Dran besuchte und hörte; um sich im Sezieren des ersteren Methode anzueignen, ließ er sich bei dem herrschenden Mangel an Material gegen Bezahlung heimlich Leichen ausgraben, die er aber, weil die Polizei ihm auf die Spur kam, ebenso heimlich wieder auf die Seite schaffen lassen mußte, da ihn das gewagte Unternehmen leicht sogar auf die Galeere hätte bringen können. Er blieb bis in den Februar 1728 in Paris und begab sich dann, von einer Reise nach Italien infolge seiner angegriffenen Gesundheit abzusehen genötigt, über Chalons, Toul, Nancy und Straßburg nach Basel, um hier in erster Linie bei dem berühmten Joh. Bernoulli (Bernoulli I 1667—1748) Mathematik zu studieren.

So kehrte Haller nach einer etwas mehr als vierjährigen Abwesenheit in die Heimat zurück. Beinah ein Kind noch hatte er sie verlassen, als ein Gelehrter und Vielunterrichteter betrat er sie wieder in einem Alter, in welchem man heutzutage erst die Universität zu beziehen pflegt. Er hielt seine Lehr- und Wanderjahre indessen nicht für abgeschlossen, sondern legte sich erst jetzt mit jenem unvergleichlichen bis zum Grab ihm eigen gebliebenen Fleiße, der kaum ein Gebiet des menschlichen Wissens unangebaut ließ, auf seine ausgedehnten Studien und Arbeiten. Seinem Vaterlande blieb er noch acht Jahre geschenkt, während welcher das Morgenrot seines Dichter- und Gelehrtenruhmes emporflammte und seinen Namen auch außerhalb der Marken seiner Heimat in hellem Glanze erstrahlen ließ.

Im Vergleich zu den Weltstädten London und Paris erschien ihm Basel „mit seinen bemalten Häusern und wunderlichen Gebäuden" unbequem und altfränkisch; Holbeins Totentanz und andere Werke schätzte er nicht höher, als seine Zeitgenossen auch, und das vom botanischen Garten übrig gebliebene, kaum hundert Spezies enthaltene Winkelchen vermochte ihm

begreiflicher Weise auch keinen sonderlichen Eindruck zu machen. Aber für Bernoulli, der ihn in die Integral- und Differentialrechnung einführte, gewann er eine dankbare Bewunderung und bei dem Physiker Benedikt Stähelin und dem Dichter Karl Friedrich Drollinger fand er warme Freundschaft und tiefwirkende Förderung. Jener warb ihn für immer für die Botanik und machte ihn mit den englischen Dichtern und Philosophen, wie Pope und Shaftesbury, vertraut*); der liebenswürdige Poet Drollinger entzündete dort durch sein wirksames Beispiel die erloschenen Flammen seiner Dichtung wieder und beide trieben ihn im Verein mit andern dazu, die geringgeschätzte deutsche Sprache mit der gehaltvollen ernsten Poesie der Engländer in einen Wettkampf zu führen. Wie Drollinger schon früher, wandte nun auch er sich von seinen früheren Vorbildern, den Dichtern der zweiten schlesischen Schule, ab und suchte das Ideal des dichterischen Ausdruckes in männlicher Kürze und gehaltvollem Ernste.**)

Den kräftigsten Anstoß zur Wiederaufnahme der dichterischen Thätigkeit gab ihm das Leben selbst, besonders eine große, zu botanischer Ausbeute und in Gemeinschaft mit seinem Freunde Joh. Geßner unternommene Reise in die Alpen. Den 7. Juli 1728 brachen sie von Basel auf und wanderten durch die romantischen Schluchten des Jura nach Biel, von hier nach Neuenburg, Yverdon, Lausanne, Genf, hierauf ins savoyische Gebiet und zurück nach Vevey, über Villeneuve und St. Maurice ins Wallis bis nach Leuk, von hier über die Gemmi ins Berner Oberland, von diesem nach Unterwalden und über den Vierwaldstättersee nach Luzern, Zürich und Basel zurück. 216 Stunden betrug im ganzen der zurückgelegte Weg, auf welchem Haller der Stoff zu den Alpen, seinem berühmtesten Gedichte, gleichsam in die Hand gedrückt wurde. Die Schönheit der Alpenlandschaft, die einfache Lebensweise ihrer Bewohner, die Nachwirkung der Schattenseiten menschlicher Überkultur, wie sie Haller in den großen Städten entgegengetreten waren, sowie der bei geistig angestrengt thätigen Menschen nicht seltene, zeitweise sich geltendmachende Ekel vor der Gelehrsamkeit — alle diese Faktoren spielten bei der Konzeption des berühmten Gedichtes zusammen. Hier predigt Haller zuerst die Schönheit der damals noch als wild und unzugänglich verschrieenen Hochgebirgswelt, hier verkündet er das Lob der großartigen und zugleich anmutigen Landschaft; hier schildert und preist er das einfache Leben der, wie wir wissen, damals geradezu verachteten Älpler und fordert zur Rückkehr in naturgemäßere Verhältnisse

*) Über Hallers Verhältnis zu Stähelin hat zuerst und am eingehendsten mit Zugrundelegung des auf der Berner Stadtbibliothek aufbewahrten Briefwechsels zwischen Haller und Stähelin gehandelt A. Frey in seinem Buche „Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Leipzig 1879, Haessel.“ Die meisten hierher gehörigen Briefstellen, sowie einige Bemerkungen des Verfassers sind dann in L. Hirzels verdienstvolles Buch „Albrecht von Hallers Gedichte, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Ludwig Hirzel“, Frauenfeld 1882, Huber, übergegangen. Vgl. A. Frey S. 18 ff. und Hirzel S. XLIX.

**) Über Drollinger und Haller vgl. A. Frey, S. 13 ff. und Hirzel LIV, Anm. 1, wo er den Verf. citiert.

auf. Übrigens kam Haller vor der zunächst vorgenommenen Ordnung und Ausnützung der wissenschaftlichen Reiseresultate nicht zur Abfassung seines Gedichtes, welches erst im März 1729 vollendet wurde. Im Wintersemester 1728/29 setzte er den Besuch der Bernoullischen Kollegia fort und hielt, mit zwanzig Jahren schon als akademischer Lehrer thätig, für den kränklichen Anatomen Mieg dessen anatomische Vorlesungen; daneben nahm er Privatstunden über einige Teile der praktischen Heilkunde: „er war nicht zu scheu, ein Lehrer zu seyn, und nicht zu stolz, noch selbst zu lernen", sagt sein Biograph Zimmermann.*) Da sich in Basel trotz dieser Thätigkeit keine Laufbahn für ihn aufthat, so ging er, wie es scheint, im Mai nach Bern, um hier als praktischer Arzt zu wirken. Seine Poesie war in vollen Zug gekommen, neben den „Alpen", mit deren Ausarbeitung er sich vielfach mühte, entstand das philosophische Gedicht „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben" (1729), ein Jahr später das inhaltlich verwandte und wie das vorhergehende seinem Freunde Stähelin gewidmete „Die Falschheit menschlicher Tugenden". Das ebenfalls dieser Zeit angehörige Lied „Doris" zeigt den tiefsinnigen Lehrdichter auch als Sänger glücklicher Liebe:

„Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt, als ich und Du!
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwache Laub der Aeste,
Und winket Dir liebkosend zu.

Die grüne Nacht belaubter Bäume
Lockt uns in anmuthsvolle Träume,
Worein der Geist sich selber wiegt;
Er zieht die schweifenden Gedanken
In angenehm verengte Schranken
Und lebt mit sich allein vergnügt." 2c.

Noch als ergrauter Mann erinnerte Haller sich mit wehmütiger Deutlichkeit jener schönen Tage, da ihm das Leben zu lächeln begann und ihm die Liebe die rastlose und übermäßige Arbeit versüßte: „Et ego in Arcadia, ich habe auch geliebt, mit aller Lebhaftigkeit die Süßigkeit der Liebe gefühlt." Den 19. Februar 1731 vermählte er sich mit seiner „Doris", Marianne Wyß von Bern. Er fand bald eine ziemlich bedeutende Praxis und daneben noch Zeit genug für seine wissenschaftlichen, namentlich botanischen Studien, denen zu Liebe er eine größere Zahl oft ziemlich ausgedehnter Bergwanderungen unternahm. Einer seiner Begleiter auf diesen Reisen giebt folgende Schilderung davon: „So oft ich mich dieser Reise erinnere, so bewundere ich den Fleiß und die Arbeitsamkeit des Herrn Hallers, die so

*) Zimmermann, Das Leben des Herrn von Haller S. 85.

groß war, daß ohngeachtet wir alle Tage bey sieben deutschen Meilen über Berg und Thal reiseten (wobey er fleißig die Kräuter sammelte, deren er durch seine Brillgläser mehr, als wir mit unseren blossen Augen wahrnahm) und Abends rechtschaffen müde waren, er dennoch alsobald, nach der Ankunft, der am Tage gesammelten Pflanzen Character in seine Adversaria eintrug. Sein unermüdliches Lesen setzte er auch, währender Mahlzeit, fort. Seine Begierde, in das Innerste der Wissenschaften einzudringen, war schon damahls (in seinem 23sten Jahre) so ausnehmend stark, und seine tiefe Einsicht in die wahren Schönheiten derselben rissen ihn so hin, daß sie demselben, auch nicht an solchen Tagen, welche die Sterblichen für die schönsten ansehen, abhalten konnte, ihnen einige Stunden zu wiedmen."*) Er knüpfte Verbindungen mit ausländischen gelehrten Zeitungen an, und durch die in ihnen niedergelegten Arbeiten erhielt sein Name im Laufe weniger Jahre im Ausland einen guten Klang. Sein Fleiß hatte beinah etwas Dämonisches: in Basel arbeitete er selbst bei Tisch an seinen Gedichten; wenn er, von seinen botanischen Ausflügen ermüdet, sich zur Ruhe unter einen schattigen Baum legte, so rang er auch diese wenigen Augenblicke dem Schlaf für die Poesie ab; das Gedicht „über Vernunft, Aberglauben und Unglauben" dichtete er während eines Tertianfiebers und als Rekonvaleszent die „Falschheit der menschlichen Tugenden", da er seine Kräfte für wissenschaftliche Arbeiten nicht hinlänglich erstarkt glaubte; in Bern las er bei Tisch, auf der Straße, zu Pferde, während des Spazierengehens und sogar während seiner Krankenbesuche.**) Aber weder sein medizinisches Wissen und Glück, noch seine sonstige ausgedehnte, vielseitige Gelehrsamkeit, noch die leutselige Geradheit und Tüchtigkeit seines Charakters, noch auch die hochgewachsene schöne Gestalt des „großen Haller" vermochten ihn in den Augen seiner Mitbürger in einem besonderen Lichte erscheinen zu lassen; sie wußten nur das zu schätzen, was sich irgendwie im Dienste ihres stagnierenden Freistaates verwenden ließ. Ein von Zimmermann mitgeteilter Zug ist für die dem jungen Gelehrten in Bern gezollte Würdigung bezeichnend: „Hat der Dr. Haller eine Kuh zu ernähren?", wurde gefragt, wenn er mit seiner botanischen Ausbeute durch die Straße ging.

Man war ihm übrigens aus einem ganz bestimmten Grunde in seiner Vaterstadt nicht eben grün. Er war plötzlich als eifernder politischer Satiriker aufgetreten; aus seinen Versen klang zugleich die blutige Bitterkeit eines Juvenal, die sittliche Strenge eines Cato, der resignierte Schmerz eines Tacitus; seine Mahnrufe entquollen einem übervollen Herzen. Zwei Dinge waren es, die seine warme Vaterlandsliebe aufs tiefste schmerzten. Ohne an seinem Gebiet etwas eingebüßt zu haben, war der Freistaat Bern, welcher einst nach einem Seehafen Genua gestrebt, welcher der gefürchtetste Gegner Karls des Kühnen gewesen und sein Schwert in

*) Zimmermann, Das Leben des Herrn von Haller S. 116 Anm. l.
**) Hirzel S. LXXXV.

die Wagschale Europas geworfen hatte, dieser Staat war zu einem traurigen Zerrbild seiner früheren Macht herabgesunken, und die Enkel der stolzen, waffenfreudigen Berner waren ausschweifende Söldlinge und engherzige bornierte Aristokraten geworden. Ursprünglich hatte bei den Wahlen jeder Bürger gleiche Stimme und gleiches Recht gehabt, jetzt lag schon lange die Wahl des Schultheißen u. a. m. ausschließlich in der Macht des Rates der Zweihundert, welcher, da seit dem Ende des 17. Jahrhunderts weitaus die Mehrzahl der Familien vom Regiment ausgeschlossen war, infolge des ihm zustehenden Rechtes der Selbstergänzung alle Herrschaft an sich gerissen hatte, so daß in That und Wahrheit das reiche, im Süden von der Rhone und im Norden vom Rhein bespülte Gebiet von kaum etwas mehr als einem halben hundert Familien beherrscht und verwaltet wurde.*) Diesen wenigen gegenüber standen Hunderttausende von politisch Rechtlosen. Sodann mußte den idealen, selbst einer regimentsfähigen Familie entsprossenen Haller eines noch aufs schmerzlichste berühren: die Mißachtung der Wissenschaften und Künste und die aus dieser bornierten Anschauung der verdorbenen Generation hervorgehende Verlotterung der höchsten Unterrichtsanstalt, der Akademie. So schreiend waren die Übelstände, daß er mit Fug und Recht Juvenals Wort sich zum Motto nehmen konnte: difficile est satiram non scribere.

„Sag' an Helvetien, Du Heldenvaterland!
Wie ist Dein altes Volk dem jetzigen verwandt?"

Diese Frage wirft Haller auf in der Satire „Die verdorbenen Sitten", und in der zwei Jahre später entstandenen „Der Mann nach der Welt" prophezeit er, was sich siebenzig Jahre später erfüllen sollte:

„Jetzt sinken wir dahin, von langer Ruh erweichet,
Wo Rom und jeder Staat, wenn er sein Ziel erreichet.
Das Herz der Bürgerschaft, das einen Staat beseelt,
Das Mark des Vaterlands ist mürb und ausgehöhlt;
Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen,
Wie nach dem Sittenfall der Fall des Staats gewesen."

Zehn Jahre, ehe diese Zeilen entstanden, hatte der Waadtländer Davel das Bestreben, seine Heimat von dem politischen Joch der Berner zu befreien, auf dem Blutgerüst gebüßt, und das gleiche Los teilte der Berner Henzi, welcher das oligarchische Regiment hatte stürzen wollen, der nämliche, dessen Ende der junge Lessing dramatisch zu behandeln begann. Die erbarmungslose, in diesen und minder schweren Fällen von der Berner Regierung gehandhabte Strenge giebt uns den Maßstab für die bewundernswürdige Kühnheit und Unerschrockenheit des jungen Dichters,**)

*) Hirzel S. LXXXVI hat eine anschauliche und ausführliche Darlegung dieser Verhältnisse gegeben.

**) Man erinnere sich vergleichsweise, wie zahm der innerlich empörte Rabener sich der Außenwelt gezeigt hat.

mit welcher er in einem Staate aufzutreten gewagt hatte, von dem ein Zeitgenosse sagt:*) „Wenn es in der Welt einen Ort gibt, wo die Freiheit, zu schreiben, verbannt ist, so ist es Bern. Man würde uns gerne, wenn man könnte, die Freiheit zu denken, rauben.“ Da die Herren von Bern in ihrer Unkenntnis und Geringschätzung litterarischer Dinge politische Verse nicht als eine politische Schrift betrachteten, so ließen sie den Dichter, der überdies weder Namen noch bestimmte Ereignisse genannt hatte, ihre Hand nicht so fühlen, wie sie es sicher gethan hätten, wenn Hallers Feder sich gleich scharf in Prosa ausgelassen hätte. Entging er indessen auch Rute, Kerker und Schwert, so mußte er es dennoch empfinden, seinem catonischen Eifer in Versen Luft gemacht zu haben: man besaß die Mittel, seine Hoffnungen auf eine Staatsanstellung ohne weiteres zu nichte zu machen. Es half ihm nichts, daß seine 1734 in zweiter Auflage erschienenen und um das tiefsinnige Stück „Über den Ursprung des Übels“ vermehrten Gedichte in Deutschland und der Schweiz, ja selbst in Bern begeisterte Aufnahme fanden, daß ihm seine 1733 erschienene Arbeit de Musculis Diaphragmatis die Mitgliedschaft der Akademie zu Upsala eintrug. Als er (Januar 1734), bewogen durch den festen Gehalt und die Aussicht auf größere, bis jetzt durch die ärztliche Praxis ziemlich beschränkte Muße für wissenschaftliche Arbeiten, auch wohl in der Hoffnung, von dieser untersten Staffel aus bald eine höhere erklimmen zu können, sich um die eben frei gewordene Stelle eines Spitalarztes bewarb, wurde er zurückgewiesen mit der ziemlich durchsichtigen Begründung: „Warum sollte dann der Dr. Haller wollen Spithal-Arzt werden, er ist ja ein Poet!“**) Er wußte sich trotz der tiefen und lange fühlbaren Kränkung zu fassen und spiegelt die gewonnene Resignation in dem schönen Gedichte wieder, dessen direkte Ursache die unerwartete und schmerzliche Zurücksetzung war:

„Vergnüge Dich, mein Sinn, und laß Dein Schicksal walten,
Es weiß, worauf Du warten sollst!“ ꝛc.

Seine Studien litten unter den unangenehmen Stimmungen nicht, und im nämlichen Jahre erbat und erhielt er die Erlaubnis auf einem von der Regierung eigens für ihn und zu seinen Zwecken errichteten „anatomischen Theater“ öffentlich Sektionen und Demonstrationen vorzunehmen. Freilich wenn er aus dieser Erlaubnis einen Schluß auf erhöhte Gewogenheit des großen Rates gezogen hatte, so war dieser Schluß falsch, wie er wenige Wochen später bei seiner Bewerbung um die durch Todesfall plötzlich erledigte Professur der Eloquenz und Geschichte erfahren sollte (März 1734). Kein Berner beherrschte damals wie er die klassische und moderne Litteratur, keiner verfügte in gleichem Maße über die zu diesem Lehramt erforderlichen Fähigkeiten, welche er in einer von jedem Bewerber geforderten öffentlichen Rede, worin er von der Überlegenheit der antiken

*) Mörikofer, Die schweizerische Litteratur S. 10.
**) Zimmermann S. 109.

Litteratur über die moderne sprach, glänzend an den Tag legte.*) Er fiel wiederum durch, und die den Ausschlag gebenden Richter und regierenden Herrn entblödeten sich nicht, diesmal zu behaupten, „die Stelle eines Professors der Beredsamkeit gehöre einem Arzte nicht"; diese Handlungsweise und ihre Motivierung blieben ihm in bitterer Erinnerung und finden ihren Widerschein in gewissen Erlebnissen des Oel-fu, dem Haller in seinem politischen Romane „Usong" folgende Worte in den Mund legt: „Wann eine Stelle aus den schönen Wissenschaften ledig war, so hieß es, ich sei ein Sternenkenner, war es Ämter, die zur Staatskunst gehörten, so war ich ein Dichter."

Im Jahre 1735 erreichte er mit Hilfe seiner einflußreichen Freunde, des Schultheißen Isaak Steiger und dessen Sohnes Ludwig Steiger, genannt von Allmendingen, wenigstens die teilweise Erfüllung seiner Wünsche; Ludwig Steiger wurde in den Rat der Zweihundert gewählt und trat von der von ihm bis jetzt bekleideten Stelle eines städtischen Bibliothekars unter der bestimmten Bedingung zurück, daß diese an Haller übergehen sollte, der dann auch wirklich gewählt wurde,**) nachdem man ihm schon im vorhergehenden Jahre — vielleicht um seine auffällige Zurücksetzung nicht als Ausfluß eines konstanten Übelwollens erscheinen zu lassen — die bescheidene, mit einem festen Gehalt von 100 Kronen dotierte Funktion eines Stadtarztes übertragen hatte.

Die Bibliothek hätte nicht in bessere Hände gelegt werden können. Wie wenn er nie etwas anderes als Bibliothekar gewesen wäre, ordnete er alle Bücher aufs sorgfältigste und katalogisierte dieselben, sowie die sehr beträchtliche Anzahl der Handschriften. Schon 1734 hatte er das gegen 5000 Stücke zählende und ebenfalls zur Bibliothek gehörende Münzkabinett geordnet und von allen meist unter falschen Namen und Legenden aufgeführten Nummern ein Verzeichnis verfertigt.***) Er vermißte in dieser

*) „Quantum antiqui eruditione et industria antecellunt modernos."

**) Die von ihm umsonst begehrte Professur der Geschichte wurde durch die Beförderung seines siegreichen Nebenbuhlers zum Lehrer der griechischen Sprache und Ethik abermals frei (Juni 1735) und Haller, der unter der Zahl der dem großen Rate Vorgeschlagenen war, wurde wieder übergangen. Dies hat Hirzel CLVI zuerst nachgewiesen. Ob sich Haller, der anfangs Mai Bibliothekar geworden, für die zum zweitenmal erledigte Professur hätte melden können, ob man den kaum mit einem immerhin nicht unansehnlichen Amte Betrauten schon nach vier Wochen in ein anderes hätte bringen sollen, ist doch sehr fraglich. Haller konnte sich aus diesem Grunde kaum melden und er wurde vielleicht nur vorgeschlagen, um die Reihe der Kandidaten zu vermehren. Hirzel selbst giebt nur an, er hätte sich unter den Vorgeschlagenen befunden. Schließlich ist es noch sehr fraglich, ob ihm an einer Vertauschung der Stellen soviel gelegen war.

***) J. Ritter (in seiner Autobiographie, enthalten in „Börners Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen jetzt lebender Ärzte, Wolfenbüttel 1752") sagt: „Er verwaltete diese Stelle so, daß man hätte denken sollen, er hätte seine Tage einzig dabei zugebracht. Er kannte die ältesten und besten Editionen der Bücher, machte neue Stellordnungen, setzte das verworrene Münzkabinett in eine treffliche Ordnung, las alle, auch die fast ausgelöschten Inskriptiones mit großer Fertigkeit und Richtigkeit und verfertigte große Verzeichnisse davon." Nach Ritters Wortlaut hat also Haller erst in seiner Stellung als Bibliothekar das Münzkabinett geordnet. Dem widerspricht am entschiedensten die Angabe Zimmermanns, der, (124 ff.) von Hallers numismatischen Studien sprechend, Folgendes (S. 125) bemerkt: „Man muß sich daher nicht wundern, wann Herr Haller eine geraume Zeit in Bern sich

neuen Thätigkeit dennoch die Möglichkeit, seine speziellen Anlagen auszubilden und seine Studien zu erweitern, und seine stillen Hoffnungen mochten ihm oft genug die schönen Bilder akademischer, schon vor Jahren geübter Thätigkeit vorführen. Einer solchen Hoffnung entsprang die Äußerung an den königl. hannov. Leibarzt A. J. Hugo, er würde gerne an der neugegründeten Universität Göttingen eine Professur annehmen;*) rascher vielleicht, als er und seine Freunde dachten, sollte dieser Wunsch in Erfüllung gehen. Am 23. Januar 1736 erhielt er eine Anfrage, ob er eine Professur für „Medicin, Anatomie, Botanik und Chirurgie"**) annehmen würde. Vor dem plötzlich zur Wirklichkeit gewordenen Traume stand er nun dennoch bedenklich da, einmal weil ihm sein Vaterland zu sehr am Herzen lag, als daß er dasselbe trotz der erlittenen Widerwärtigkeiten gerne verlassen hätte, andererseits in der richtigen Erkenntnis, daß er, der Sproß einer regimentsfähigen Familie, sich durch seinen Weggang aus der Vaterstadt der Möglichkeit des Eintritts in den Rat der Zweihundert, somit auch einer politischen Karriere und einer für sich und seine Kinder, deren er bereits drei zählte, alle Zeit gefesteten Existenz wahrscheinlich genug für immer berauben würde. Von den nämlichen Erwägungen geleitet und von dem Wunsche beseelt, den tüchtigen Gelehrten nicht zu verlieren, versuchten seine Freunde alles, vom Rate eine wesentliche Verbesserung seiner Lage oder doch eine sichere Aussicht auf eine solche zu erlangen; ihre Bemühungen schlugen fehl; Isaak Steiger war der einzige (Zimmermann nennt den Namen dieses einzigen nicht), der ihm zuredete nach Göttingen zu gehen mit dem Hinweis darauf, daß er in Bern vielleicht auf Dezennien hinaus eine Beförderung nicht zu erwarten habe, wohl aber durch seine, des Schultheißen und seines Sohnes ungeschwächte Gunst stets den einen Fuß zu Bern im Steigbügel haben könne. So sagte denn Haller zu und trat, nachdem er die Berner Alpen noch einmal durchwandert hatte, Anfang September die Reise nach Göttingen an, wo er am 30. anlangte.

Haller war auf dem Schauplatze angekommen, wo er seinen und der Universität Göttingen Weltruhm durch eine ununterbrochene Thätigkeit von über anderthalb Jahrzehnten begründet und gesichert hat. Vielfaches schweres Unglück trifft ihn, und nur dieses, sowie noch einige festliche Gelegenheiten vermögen ihm einige Gedichte zu entringen. Denn die Muse ist seit seinem achtundzwanzigsten Jahr verstummt, und alle Zeit

eine tägliche Arbeit aus der Betrachtung dieser ehrwürdigen Ueberbleibsel des Alterthums gemacht, davon zum Theil die Proben noch am Tage liegen; dann An. 1734 brachte er in Bern die zu der dasigen Bibliothek gehörigen fünftausend Medaillen, die meistentheils unter falschen Nahmen und Legenden angeschrieben waren, in ihre Ordnung, und hinterließ ein Verzeichniß davon." Da nun Zimmermann weitaus die genaueste und zuverlässigste Quelle über Haller ist, so schließe ich aus seiner Angabe, daß dieser mindestens ein halbes Jahr, bevor er seine Stelle erhielt, als Bibliothekar gearbeitet hat, wohl in der bestimmten Aussicht auf die sichere Erlangung dieser Anstellung und veranlaßt durch Ludwig Steiger.

*) Hirzel S. CLIX.

**) Zimmermann S. 156.

des folgenden Lebens wird nur noch der unermüdlichsten wissenschaftlichen Arbeit geschenkt. Diese Arbeit findet bei Fürsten und Fachgenossen, bei zahllosen Schülern und Freunden bewundernde Anerkennung, und neben dem immer heller glänzenden Namen des Gelehrten tritt der des Dichters noch leuchtender in den Vordergrund. Aber Ehre und Ruhm vermögen sein verdüstertes Gemüt nur selten aufzuhellen und die Sehnsucht nach seinem spröden, mit jeder Anerkennung so kargen Vaterlande Bern nicht zu verscheuchen.

Die ersten Wochen in Göttingen brachten Haller die bittersten und trostlosesten Tage: in einem fremden Lande, mit drei jammernden unmündigen Kindern stand er einen Monat nach seiner Ankunft am Totenbett seiner geliebten Gattin Marianne. Die Vorbereitungen zu der unter den damaligen Verhältnissen noch äußerst beschwerlichen und lange dauernden Reise, die Mühseligkeiten während derselben — man denke an die nach allen Seiten hin unzulänglichen Verkehrsmittel und daran, daß die junge Frau die beschwerliche Tour mit drei kleinen Kindern zu machen hatte —, wahrscheinlich die Folge eines Sturzes und Überanstrengung bei der Neueinrichtung des Haushaltes, vielleicht auch noch die ungünstige Einwirkung des gänzlich ungewohnten Klimas, alles dies stürzte die schöne und zärtlich geliebte Frau in eine Krankheit, aus der sie weder die Kunst ihres Gatten, noch des aus Hannover herbeigeholten berühmten Arztes Werlhof zu retten vermochte und der sie unerwartet rasch erlag (30. Oktober 1736).*) Der Schmerz des Dichters war grenzenlos und die Poesie zunächst sein einziger Trost. In diesem Schmerze entstand das schöne und berühmte Gedicht auf Mariannens Tod („Auf das Absterben seiner Mariane").

— — — — — — — — — — — —

„Ach! herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich selbst vorhin gedacht.

*) Nach der auf Zimmermann S. 157 beruhenden gewöhnlichen Tradition ist Marianne infolge eines am Tage ihrer Einfahrt in Göttingen durch das holprige Pflaster des Städtchens verursachten Sturzes ihres Wagens gestorben. Hirzel S. CLXI Anm. weist nach, daß dieser Sturz jedenfalls nicht die Todesursache war: „Demnach mag jener Sturz wol erfolgt sein (Zimmermann wenigstens hat die Erwähnung desselben auch in seinem zweiten Handexemplar zur zweiten Auflage seines Lebens Hallers (Stadtbibliothek Zofingen) nicht gestrichen), aber die Ursache von Mariannens Tod war er nicht." Hirzel folgert aus dem Schweigen gleichzeitiger (zweier) Quellen, daß der Sturz möglicherweise nicht stattgefunden habe. An der Thatsache selbst möchten wir festhalten auf Zimmermanns Autorität hin; er war Schüler, Student, Hausfreund und Arzt Hallers in Göttingen während dessen Aufenthalt und kannte den Sachverhalt jedenfalls genau. Mindestens nimmt der zeitgenössische befreundete und wohlunterrichtete Fachmann den Sturz als accessorische Ursache der Krankheit an, wie aus seinen Worten hervorgeht: „Wenige Tage darauf, befiel seine Gemahlin, nach einem, bey ihr Einfahrt in Göttingen gemachten gefährlichen Falle des Wagens, ein Friesel 2c." (S. 157.)

Der Kuriosität halber sei erwähnt, daß Zimmermann selbst etwas Ähnliches 1768 bei der ersten Einfahrt in Hannover passierte, indem der Wagen beim Thore stürzte und seine Schwiegermutter ein Bein brach. (J. G. Zimmermann von Ed. Bodemann S. 51.)

Wie oft, wenn ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie! wenn ich sie verlassen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.
— — — — — — — — — —
Auch in des Himmels tiefer Ferne
Will ich im Dunkeln nach dir sehn,
Und forschen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füßen drehn.
Dort wird an dir die Unschuld glänzen
Vom Licht verklärter Wissenschaft;
Dort schwingt sich aus den alten Gränzen
Der Seele neu entbundne Kraft!
— — — — — — — — — —
Vollkommenste! die ich auf Erden
So stark und doch nicht gnug geliebt!
Wie liebenswürdig wirst du werden,
Nun dich ein himmlisch Licht umgiebt.
Mich überfällt ein brünstigs Hoffen,
O! sprich zu meinem Wunsch nicht nein!
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu sein!"

Jetzt, wo sich seine Poesie in ihrem reinsten Glanze und vollendeter Reife zeigte, legte der erst achtundzwanzigjährige Dichter die Harfe zur Seite, um sie nur noch selten als Gelegenheitsdichter wieder zu berühren. Er versank in eine namenlose selbstquälerische religiöse Verzweiflung, die eine minder feste Konstitution leicht zu Wahnsinn oder Selbstmord hätte treiben können. So abnorm sie heutzutage bei einem Manne von Hallers Geist und Wissen erscheinen würde, damals hat sie zur Signatur der Zeit gehört. Es galt zwischen den gewaltigen Fortschritten der Naturwissenschaften und dem überlieferten Glauben Stellung zu nehmen. Ein Boerhave hatte in der Festhaltung des Glaubens und in der erweiterten Kenntnis der Natur sein Glück gefunden; und andere gleichfalls. Bei Haller beginnt sich schon eine Kluft aufzureißen, die er zu überbrücken sich unabläßig bemüht. Er spricht von der „Lektur verfluchter Bücher, die Gott zum Lügner machen wollen".*) Er erscheint sich selbst als ein Verruchter, weil sich in ihm der Zwiespalt aufthut. Alle seine fürchterlichen Seelenkämpfe sind schließlich auf diesen einen Punkt zurückzuführen, wie bei einem Gellert und andern auch: wir sehen gegenwärtig jene Kämpfe als ein Entwicklungsstadium des menschlichen Geistes an, und wenn wir diejenigen Hallers mit denen anderer vergleichen, so erscheinen sie uns nicht als abnorme Seelenzustände, sondern als die durch das Verhältnis

*) Hirzel S. CLXXXVIII.

zwischen Wissenschaft und Religion bedingten Leiden einer tiefen, wahrhaftigen und nach der Erkenntnis der ewigen Dinge ringenden Seele. Diejenigen aber, welche sie damals — und auch heute noch — durchzukämpfen haben, leiden namenlos.

Recht im Gegensatz zu dem undankbaren und wegwerfenden Benehmen der Berner schien man in Hannover alles aufbieten zu wollen, um dem Berufenen Leben und Wirken angenehm zu machen und, soweit es im Bereiche menschlicher Macht lag, ihm für die harten Schicksalsschläge Ersatz zu bieten. Namentlich der Kurator der Universität, der Geheimrat Gerlach Adolf von Münchhausen, der mit äußerster Anspannung aller Hilfsmittel die Universität und ihre Lehrer förderte, wandte Haller seine Gunst zu. Es war ein Zeichen feinfühliger Liebenswürdigkeit, daß man zum Troste des gänzlich vereinsamten und von der Sehnsucht nach der Heimat ergriffenen jungen Gelehrten einen seiner besten Freunde und Schüler, J. J. Huber, der verschiedene botanische Exkursionen mit ihm unternommen und in Bern unter seiner Leitung seziert hatte, als Prosektor nach Göttingen berief. Allen Schwierigkeiten zum Trotz setzte Münchhausen für Haller auch den Bau eines anatomischen Theaters — Haller mußte anfänglich, wie sein Vorgänger, in einem alten Turm sezieren — und die Anlage und stetige Vergrößerung eines botanischen Gartens durch. An diesen botanischen Garten und neben das anatomische Theater wurde ihm von der Regierung ein stattliches Haus gebaut und unentgeltlich überlassen, während alle andern Professoren für ihre von der Regierung empfangenen Häuser einen bestimmten Zins zu entrichten hatten. Ohne seinen Wunsch, sogar ohne sein Wissen, wurde ihm die Besoldung verschiedene Male erhöht und auf seinen Seziertisch eine solche Menge von Leichen geliefert, daß sich damals keine Universität einer größeren rühmen konnte. Auch bot ihm Münchhausen schon im Winter 1757 einen Urlaub für eine Schweizerreise an, damit er seine Kinder in die Heimat zurückzuführen imstande wäre.

Aber es fehlte viel, daß Haller ein Glücklicher gewesen wäre, zunächst weil sein leibliches Befinden nicht das beste war. Mit erschütterter Gesundheit*) hatte er Bern verlassen, nach einer anstrengenden Reise sich an der Bahre seiner Frau gesehen und darauf mehrere Anfälle des tückischen Fiebers ausgehalten, das ihm sein Liebstes entrissen. Eine schlimme Wirkung auf seine Stimmung konnte nicht ausbleiben, religiöse Zweifel und Qualen gesellten sich hinzu und im Frühjahr 1738 mußte er auch den Tod seines ältesten Kindes beweinen. Der Gram schlafloser Nächte, die Dumpfheit melancholisch verdüsterter Tage, die Anstrengung zahlloser mit übermenschlicher Arbeit gefüllter Stunden, alles verband sich zum Sturme gegen die überaus empfindsame Seele, die sich nur zu oft nach der Heimat gezogen fühlte. Er konnte sich anfänglich durchaus

*) Zimmermann S. 157.

nicht an Norddeutschland gewöhnen und ist auch niemals gänzlich heimisch geworden: mit der großartigen Schönheit der Lage Berns konnte die sehr bescheidene Göttingens sich in keinen Wettstreit einlassen, und auch gegenüber der Bevölkerung ließen sich die Gegensätze in Erziehung und Naturell*) nie ganz verwischen, durch welche Schweizer und Süddeutsche vom Norddeutschen geschieden sind. Die umfassende Gelehrsamkeit des bewunderten Mannes, zu dem sich die Kollegen nur nach vorgenommener Präparation begaben, um nach Erledigung der präparierten Kapitel wieder den Rückzug anzutreten,**) erzwang unbedingte Hochachtung, aber sie weckte auch Neid und allerlei kleine Gehässigkeiten und Nörgeleien. Man kann sich ja leicht denken, wie es zugeht, wenn ein genialer junger — Haller zählte damals 28 Jahre — überdies etwas leidenschaftlicher Gelehrter in den Kreis alter Herren und Zöpfe gerät; litterarische langjährige Fehden nach auswärts erhoben sich, man kann wohl sagen, ohne sein Verschulden, und waren daher um so geeigneter, ihm manchen Tag zu vergällen. Alle Neider und Widersacher konnten es nicht wehren, daß man ihn maßgebenden Ortes nach Gebühr würdigte und schätzte; die philosophische Fakultät der Göttinger Universität überreichte ihm am 14. September 1738 das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie und genau zwei Monate später wurde er zum großbritannischen Leibarzt ernannt. Sein Fleiß blieb freilich so hervorstechend, wie seine Leistungen: „Eine jede Minute in dem Leben war ihm kostbar, er fuhr fort, wie ehemals, bey Tische und auf den Strassen zu lesen, die Sonn- und Festtage so gar, die seine Collegen ihren Zusammenkünften wiedmeten, und die er nach der Zeit auf die eifrigste und gerührteste Art ihrem Göttlichen Stifter geheiliget hat, brachte er auch, im Anfange seines Aufenthaltes in Göttingen, mit zergliedern auf seinem Thurme zu.“

Er gewöhnte sich indessen allmählich etwas an die fremden Verhältnisse, und der ungestüme Schmerz um Marianne verklärte sich zu sanfter Trauer:

„So war, die ich verlohr, an jedem Vorzug reich,
Gewählet für mein Herz, und meinen Wünschen gleich.
Auf einer öden Au, an der gelinden Leine,
Besucht mich oft ihr Bild, und höret wann ich weine;
Ihr himmlisch Bild, das itzt das Licht der Ewigkeit
Mit stiller Majestät verherrlicht überstreut.
Mein Herz wallt aus der Brust, wenn ich sie innen werde,
Ein klopfend ängstig Weh erhebt mich von der Erde;
Mein Sinn, verwirrt vor Angst, vor Schmerzen und Begier,
Wünscht, bald sie wieder mein, bald aber mich zu ihr;
Bis Thränen endlich frey, nicht ohne Wollust, quillen,
Und mein empörtes Herz mit sanfter Wehmut stillen.“

*) Zimmermann S. 161: „Er lebte .... unter einem einsamen in öder Ruhe erzogenen Volke“; heutzutage würde eher der Norddeutsche dieses Urteil über die Schweizer fällen.
**) Zimmermann S. 166 ff.

Das Jahr 1739 sollte dem geprüften Dulder auch die angenehmen Seiten des Lebens wieder zeigen. Er unternahm eine Reise in die Heimat und verlobte sich daselbst im Mai mit Elisabeth Bucher, der Tochter des Venners und Ratsherrn Bucher, die er im Juli an den Altar führte. Er benutzte diese Zeit zu verschiedenen kleinern und größern Ausflügen in die geliebten Berge und trat im Juli die Rückreise nach Göttingen an, das er in der zweiten Hälfte des August erreichte. Aber Elisabeth hatte keine zwölf Monate in ihrem neuen Heim gelebt, als auch sie in die Gruft sank und nach einem halben Jahr den Sohn, dessen Geburt sie das Leben gekostet, in den Tod nach sich zog. Mit Recht konnte der unglückliche Dichter in dem Lied auf die früh Verstorbene in die erschütterten Worte ausbrechen:

„O nennet mir ein Elend, wie das meine
Und sprecht mir dann das Recht der Thränen ab.“

Alle die Qualen, welche ihn am Grabe Mariannens heimgesucht, kehrten verdoppelt wieder, und ihm blieb nichts, als der Trost der Wissenschaften. Doch, mochte es die Furcht vor völliger Vereinsamung und ihren Folgen oder die Sorge für seine Kinder und seinen Hausstand sein, welche ihn dazu bewogen, er vermählte sich im Jahre 1741 zum drittenmal mit S. A. Chr. Teichmeyer, der Tochter eines Jenenser Professors, welche ihn überlebte und ihm sieben Kinder schenkte. Damit begannen wenigstens für sein häusliches Leben ruhigere und gleichmäßigere Tage, und die wissenschaftlichen Arbeiten gingen ihren ununterbrochenen Gang. Von 1739—1744 erschien der sechsbändige Kommentar zu Boerhaves Vorlesungen. Dieses Werk trug ihm zuerst Weltruhm ein und veranlaßte seine 1740 erfolgte Aufnahme in die Royal Society an Stelle des 1738 verstorbenen Boerhave. 1742 gab er — die Frucht einer vierzehnjährigen Arbeit — ein großes Werk über die Pflanzen der Schweiz heraus und daneben in einem Zeitraum von fünf Jahren (1739—44) noch zwei Dutzend kleinere wissenschaftliche Werke verschiedenen Inhalts; 1743 erschienen seine berühmten anatomischen Tafeln.

Angesichts dieser epochemachenden wissenschaftlichen Leistungen oder wenigstens angesichts des durch sie erzeugten Ruhmes vermochten die politisch maßgebenden Kreise Berns ihr ablehnendes Verhalten gegen Haller nicht länger zu behaupten, und so gelang es den Bemühungen des würdigen Isaak Steiger, die Wahl seines Freundes in den großen Rat durchzusetzen (April 1745). Diese Ehre schien der Mitwelt nicht sehr bedeutend und wird auch in den Augen der Nachwelt kaum in einem andern Lichte erscheinen können; Haller hat sie unter allen ihm ehedem und später gewordenen Auszeichnungen am höchsten geschätzt, wobei nicht vergessen werden darf, daß ihm die Erfüllung dieses sehnlich gehegten Wunsches zugleich die Möglichkeit an die Hand gab, im Vaterlande auf diese oder jene Weise Verwendung im Staatsdienste und Unterhalt zu

finden, mochten sich seine Verhältnisse in der Fremde gestalten, wie sie wollten. Haller und seine Freunde scheinen sich in dieser Zeit mit verschiedenen nicht zur Realisierung gelangten Plänen getragen zu haben, wie man den vielseitigen genialen Kopf für die Bernische Regierung gewinnen könnte. Auf der Rückreise nach Göttingen — die Wahl hatte seine persönliche Anwesenheit erfordert — traf er in Zürich mit Bodmer zusammen, der im Verein mit Breitinger für den von Gottsched und seinen Anhängern in dem bekannten Streite der Schweizer und Leipziger angegriffenen und mißhandelten Dichter aufs nachdrücklichste eingetreten war, während Haller vornehm zurückhaltend nicht ein Wort zu seiner Verteidigung geschrieben hatte.*) Auf diesen Streit folgten andere, die ihm das Leben zum Teil auf Jahre hinaus verbitterten, so der erst durch den neun Jahre später erfolgten Tod des Gegners geendigte mit dem Hofrat und Jenenser Professor Hamberger über anatomische und botanische Fragen; oder die Fehde mit dem Holländer Nortwyk über van Swietens Kommentar der Boerhavenschen Vorlesungen. Beide Widersacher hatten sich des gröblichsten und verletzendsten Tones nicht enthalten, Nortwyk so wenig, daß kein holländischer Buchhändler seine Offensivschrift verlegen wollte. Aber an der wundesten Stelle traf Haller der 1747 aus Frankreich geflüchtete und von Friedrich dem Großen in dem folgenden Jahre an seinen Hof berufene französische Arzt La Mettrie mit dem berüchtigten Buche „L'homme machine“. Aus Rache für eine von Haller verfaßte Rezension**) eines seiner früheren Werke hatte er dem Göttinger Professor in einer Dedikation das Buch gewidmet, das die Existenz der Seele und Gottes leugnete und den frechsten Materialismus predigte. Trotz der energischen Verteidigung Hallers fuhr La Mettrie fort, dem Verunglimpften sogar den anstößigsten Lebenswandel vorzuwerfen und ihn als Atheisten darzustellen. Von diesem gewissenlosesten seiner Verleumder, gegen den auch der junge Lessing seine Waffe für Haller in den Kampf trug, wurde dieser 1751 erlöst; am nämlichen Tage, da Haller eine große Rechtfertigungsschrift an Maupertuis, den Präsidenten der Berliner Akademie, von Göttingen abschickte, starb La Mettrie. In der nächsten Umgebung selbst war ihm Kummer und Verdruß bereitet durch seinen Kollegen Geßner, der so heftig aufgetreten war, daß die Behörden eine Vermittlung versuchen mußten.

Alle Verbitterung konnte Haller von der umfassendsten Arbeit nicht abhalten. In den Jahren 1746—49 erschienen neben den Fortsetzungen der schon früher begonnenen Werke die Untersuchungen über das Atemholen und die berühmten Grundzüge der Physiologie (Primae lineae physiologiae). Vom Jahre 1745 an trat er als Mitarbeiter der „Göttinger gelehrten Anzeigen“ auf, deren Redaktion er zwei Jahre

*) Hirzel S. CXCIII ff. weist zuerst den Grund von Gottscheds Erbitterung gegen Haller nach und giebt eine sehr eingehende und klare Darstellung der ganzen Fehde.

**) Hirzel S. CCLV.

später selber übernahm. Seiner Wahrheitsliebe, seinem natürlichen Blick, seiner Schärfe gegen Anmaßung und Pfuscherei, seiner entgegenkommenden Anerkennung jedes Verdienstes entsprach seine wissenschaftliche Vielseitigkeit, die, Architektur und Musik ausgenommen, sich so ziemlich auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst bewegte: er soll die erstaunliche Zahl von 12000 Rezensionen in die von ihm redigierte Zeitung geliefert haben. Den Hauptteil seiner Zeit und Kraft aber widmete er den aus aller Herren Ländern zugeströmten Schülern, denen er sich nicht nur als aufmunternden Lehrer, sondern auch als einen in allen Fällen hilfreichen Gönner und Freund erwies. Zimmermann gewährt in diese Seite seines Wesens den besten Einblick: „Wir haben den Priester der Natur, in seinem Tempel, andachtsvoll, im Forschen verstiegen, gesuchet. Aber wir haben einen liebreichen für unser Glück, für unser Wachstum in den Wissenschaften, für unser ganzes Wohlsein bemühten Vater gefunden. Der Lehrer, den wir in tiefer Ehrerbietung suchten, wurd ein Freund, der in unsere Neigungen eintrat, das Böse sanft von denselben entfernte, das Nützliche ausdähnte, unsere Triebe ermunterte, und durch die sichere Hofnung der unverwelklichen Belohnung bekrönte. Niemahls haben wir uns unserer Unwissenheit, des Mangels von Erfahrung und Kenntnis, neben ihm zu schämen gehabt, niemahls hat er uns unsere Schwächen entdecket, seine unumschränkte Gelehrtheit hat unsere geringe Kräften niemahls darnieder geschlagen. Er erhub unsere Gemüther, wann sie unter der Last unserer Arbeit, unserer vielfaltigen Geschäfte versinken wolten. Wir haben bey ihm die Hülf in allen unsern Bedürfnissen, den Trost in der Muthlosigkeit, und endlich am Ende unserer Bahn, die Belohnung unsers Fleisses, unserer durchgewachten Nächte, den Ruhm für unsere Bemühungen, durch seine eigene Feder, durch seine Empfehlungen bey den Grossen dieser Welt, und durch sein unermüdetes Bestreben, für unser fortwährendes Glück, auch in der weitesten Entfernung erhalten."*) Begehrte Bern seinem berühmten Mitbürger außer der Mitgliedschaft im großen Rat keine andere Stellung zu gewähren und ihn an sich zu ziehen, so waren andere Regierungen beflissen, ihn Göttingen zu entreißen. Im Januar 1746 wurde er an die Stelle des jüngeren Albinus an die Universität Utrecht berufen und lehnte diese im November des folgenden Jahres wiederholte Berufung ab, ebenso einen Ruf nach Oxford, wohin der berühmte Botaniker Dillenius auf dem Todbette ihn als Nachfolger gewünscht hatte. Der König zeichnete anläßlich eines im Sommer 1748 erfolgten und auch von Haller gefeierten Besuches in Göttingen unter allen Kollegen den Schweizer allein mit einer besonderen Anrede aus, in welcher er der Hoffnung Ausdruck lieh, das Heimweh werde nicht soviel Gewalt über ihn haben, um ihn Göttingen zu rauben. Im folgenden Jahre wurde ihm von Hannover aus am kaiserlichen Hof in Wien der Adelsbrief für ihn und seine männlichen und weiblichen Nachkommen erwirkt.

*) Zimmermann S. 415 ff.

Diese Gunstbezeigung und die Worte des Königs sollten Haller veranlassen, von dem durchaus nicht verhehlten Vorhaben, Göttingen zu verlassen, für immer oder doch für längere Zeit abzustehen. Dennoch hätte ihn die Universität beinahe noch im nämlichen Jahre verloren. Kein Geringerer, als Friedrich der Große suchte ihn für Berlin zu gewinnen. Nach langem Schwanken, das unverkennbar die Erzielung noch größerer Vorteile bei der hannoveranischen Regierung bezweckte, wies Haller die Berliner Anerbietungen von der Hand, und in Göttingen bemühte man sich, ihn noch mehr zu fesseln, indem man auch hier eine Akademie gründete, zu deren Präsident Haller vom König ernannt wurde und das auszeichnende Recht erhielt, die Mitglieder selbst zu ernennen. Dieser sprach öffentlich seinen wärmsten Dank für die erhaltenen hohen Auszeichnungen aus, aber er sehnte sich immer mehr nach seiner Heimat und unterließ nichts, um sich in Bern den Boden zu ebnen. In der vierten Auflage der Gedichte strich der nüchterner gewordene Dichter, jetzt Ratsherr und möglicherweise angehender Landvogt, die herbsten catonischen Äußerungen des satirischen Heißsporns von 1731 und 1733.*) Freilich sorgte er zunächst mit unermüdlichem Eifer für Göttingen und Hannover, als ob er nie einen Fuß aus diesem Land wegzusetzen gedächte: auf sein Betreiben wurden an Wundärzte und Ärzte höhere Anforderungen gestellt, er entwarf den Plan zu einem großen Spital und rief die Hebammenschule ins Leben, er erreichte die Gründung einer reformierten Kirche, für welche er nah und fern Beiträge gesammelt hatte — den Tag der Grundsteinlegung soll er als seinen glücklichsten in Göttingen bezeichnet haben.

Im Frühjahr 1753 ging sein Wunsch, sich im Bernischen Staatsdienst zu bethätigen, in Erfüllung, wenn auch nur in bescheidenster Gestalt; er erhielt durchs Los die Stelle eines Rathausammanns, d. h. er wurde Saalinspektor und Stimmenzähler im großen Rat. Wiewohl nur sehr mäßig besoldet, bedeutete die Stellung dennoch mehr, als die Zeitgenossen glaubten und als wir auf den ersten Blick anzunehmen geneigt sind. Es war mit ihr das Recht verknüpft, ein Mitglied in den großen Rat zu ernennen, und somit die Möglichkeit geboten, sich und den Seinen in demselben politischen Einfluß zu sichern. Sie ließ ferner für wissenschaftliche Arbeit eine hinlängliche Muße und wurde von Haller mit Recht als die erste Staffel zu höheren Stellungen betrachtet. Es war sein Ideal, irgend eine der einträglichen Berner Landvogteien zu erhalten, die ihm neben einem sehr reichen Einkommen Gelegenheit geboten hätte, sorgenlos seine wissenschaftlichen Pläne ausreifen zu lassen. Dieser sehnlichste Wunsch seines Lebens ist ihm niemals in Erfüllung gegangen, da jedesmal das Los — denn durch dieses geschah die Ämterverteilung — zu seinen Ungunsten entschied. Dies mußte ihn um so schmerzlicher berühren, als er die hochangesehene Stellung in Göttingen hauptsächlich aus dem Grunde verlassen hatte, um für seine zahlreiche Familie durch ein

*) Vgl. A. Frey S. 103 ff. u. Hirzel S. CCXXII ff.

reiches Einkommen besser sorgen zu können: es waren also wesentlich pekuniäre Motive, welche ihn nach Bern zurückführten und die mehrfach aufgetauchten Gedanken an eine Wiederaufnahme der akademischen Thätigkeit nicht zur Ausführung kommen ließen.*)

Wiewohl nach den verschiedensten Seiten hin im Leben praktisch beschäftigt, ist Haller während des Vierteljahrhunderts (1753—1777), das ihm noch im Heimatlande zu leben vergönnt war, unausgesetzt wissenschaftlich thätig geblieben, wie denn die großartigsten seiner wissenschaftlichen Werke erst in diesem Zeitraume aus Licht getreten sind; die dichterische Produktion geriet dabei gänzlich ins Stocken, ohne daß dies der wachsenden Verbreitung seines dichterischen Ruhmes hinderlich gewesen wäre. Das Leben des alternden Mannes war trotz dieses Weltrufes kein glückliches und das Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung der einzige Glanz, welcher seine Seele erhellte. Das übermäßige Arbeiten hatte seine ohnedies sehr erschütterte Gesundheit immer mehr untergraben, und die körperlichen Leiden und mancherlei Verstimmungen stürzten den verdüsterten Sinn oft in die äußerste Melancholie. Er hatte mit dem Leben abgerechnet und vertauschte es gerne mit der ewigen Ruhe.

Fünf Jahre blieb er in der Stellung eines Rathausammanns, vollendete während dieser Zeit die anatomischen Tafeln und ließ neben andern wissenschaftlichen Arbeiten den ersten Band der Elementa Physiologiae erscheinen (1757). Nach Ablauf der Amtsdauer wurde er Direktor der bernischen Salzwerke zu Roche im Rhonethal und residierte als solcher auf dem einsamen kleinen Schlosse zu Roche. Er leitete den Betrieb und die Erweiterung der Salzquellen, entsumpfte ungefähr 4000 Klafter unfruchtbaren Gebietes, wirkte als praktischer Arzt, setzte seine botanischen Studien fort, kodifizierte die alten Satzungen der Landschaft Aigle und trat als Vermittler in Grenzstreitigkeiten auf, die seit alten Zeiten zwischen seinen Untergebenen und den benachbarten Wallisern herrschten: in diesem vielseitigen Walten und Wirken an den greisen Faust gemahnend. Daneben förderte er sein weltberühmtes Werk über die Physiologie bis zum sechsten Bande.

Aus Gründen, die uns nicht hinlänglich klar liegen, fühlte er sich dennoch in seinen Verhältnissen zuweilen so unglücklich, daß er jahrelang daran dachte, wieder nach Göttingen zurückzukehren, und ernstliche Unterhandlungen anknüpfte, auf die man in Göttingen im Gefühl des durch seinen Weggang unersetzlichen Verlustes nur zu gern einging. Aber seine Familie und die Rücksichten auf dieselbe hielten ihn zurück und die Regierung warf ihm (1769) ein Jahresgehalt von 400 Kronen aus, um nötigenfalls seines Rates und seines Beistandes sich versichert halten zu können. Man hatte seine unvergleichliche Brauchbarkeit schon in Missionen der verschiedensten Natur erprobt und so schickte man ihn auch als bernischen Gesandten zu Unterhandlungen nach Solothurn, als man schweizerischerseits

*) Es ist Hirzels Verdienst (S. CCCXVI ff.), darauf zuerst und schlagend hingewiesen zu haben.

sich der von Frankreich geplanten Anlegung eines festen Hafens zu Versoix am Genfersee entgegenstellte (1769). Dies war die wichtigste politische Mission seines Lebens, denn jede bedeutendere schnitt ihm die Ungunst des Loses ab, das ihn auch alle fünfmale von der Stelle eines Landvogtes ausschloß. Die regierenden Kreise freilich konnten gegen seine politische und religiöse Haltung nicht mehr viel einzuwenden haben. Den in ihm liegenden konservativen Zug verstärkte naturgemäß das Alter und machte ihn nur zu oft zum Verteidiger der Orthodoxie und des mit ihr verschwisterten oligarchischen Regimentes. Seine politischen Ansichten suchte er anfangs der siebziger Jahre poetisch zu verkörpern in den politischen Tendenzromanen „Usong", „Alfred" und „Fabius und Cato"; im ersten legte er seine Ansichten dar über die unumschränkte Monarchie, im zweiten über die konstitutionelle Monarchie und im dritten über die Republik. Diese Werke fanden im ganzen eine kühle Aufnahme, wie auch einige zur Abwehr gegen Rousseau und die Freidenker geschriebene Arbeiten. Die Romane stehen nicht auf der künstlerischen Höhe seiner Jugenddichtungen und fast ihr einziger Reiz besteht in der partienweise vorzüglichen Darstellung. Der Fachgelehrte hatte ungleich größere Erfolge zu verzeichnen: seit dem Beginn der siebenziger Jahre erschienen die geistreichen und umfassenden Sammelwerke: Bibliotheca botanica, Bibliotheca anatomica, Bibliotheca medicinae practicae. In diesen Werken sind die Titel von mehr als 52000 wissenschaftlichen Arbeiten verzeichnet und ein Teil dieser Werke sogar inhaltlich angegeben. Auch als Rezensent blieb Haller ununterbrochen thätig, und seinem Adlerauge entging kaum eine neue bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete der Wissenschaft oder Kunst. Er lebte sozusagen Tag und Nacht mit der Feder in der Hand, und diese rastlose Arbeit war sein einziges Vergnügen, so sehr sie auch seinem leidenden Körper zusetzte und ihn dem Grabe näher brachte. Die religiösen Verdüsterungen umnachteten seinen Geist immer wieder, der melancholische Prophet weissagte aus der steigenden Üppigkeit und Sittenverderbnis der Städter, wie des einst von ihm wegen seiner Unschuld besungenen Landvolkes*) den unabwendbaren und ruhmlosen Untergang des Staates, seine Freunde starben ihm weg, und immer mehr stand er vereinsamt in der neuen Zeit, deren revolutionäres Geistesleben er nicht verstand und deren Vertreter nicht selten in jugendlichem Ungestüm an ihm vorbeischritten, wie an einem hervorragenden Wahrzeichen alter und zum Glück überwundener Tage. Und als ein der ganzen gebildeten Welt sichtbares Merkmal der Größe dieses Vertreters der alten Zeit und ihrer Richtung galt der Besuch Kaiser Josefs II.,**) der ihn im Juli 1777 zu sehen kam,***) während er an Voltaire in Ferney

*) Hirzel S. CDXCIV.

**) Dabei kam auch die Rede auf Hallers Dichtungen, die er „seine Jugendsünde" nannte, worauf Josef lebhaft widersprach. (Morgenblatt f. gebild. Stände 1815, II, Nr. 191. S. 762.)

***) Über einen Besuch der Prinzessin von Lothringen, „die sich seiner Kränklichkeit und seinen 60 Jahren zum Trotz beinahe in ihn verliebt habe", bei dem gegen Damen überaus liebenswürdigen Haller s. Matthisson, Erinnerungen II, 168 ff.

vorbeiging. Den sonst so ehrgeizigen Mann störte freilich diese Auszeichnung nicht in der gewohnten Geistesverfassung: „Mich bewegt hierseits der Ewigkeit Nichts mehr“, schrieb er an seinen Freund, von Gemmingen. Er dachte des Endes und der Ewigkeit. Er hatte bald vier Jahre „ohne Gesundheit, zwischen Schmerzen, schlaflosen Nächten, matten Tagen und einer ununterbrochenen Reihe von allerlei Leiden zugebracht“. Seine Nerven waren durch das übermäßige Arbeiten und die Schmerzen einer beschwerlichen Blasen- und Nierenkrankheit so vollständig zerrüttet, daß ihn nur der starke (täglich bis zu 130 Tropfen) und unausgesetzte Gebrauch von Opium vor der Heimsuchung des tiefsten Kleinmutes bewahrte. Selbst in diesem elenden Zustande war er unausgesetzt thätig und schrieb noch fünf Tage vor seinem Tode: „Ich werde arbeiten, so lange ich lebe.“*) Seine letzten Arbeiten waren den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ eingesandte Berichte über seine Krankheit und über die an sich selbst beobachteten Wirkungen des Opiums. Er starb am 12. Dezember 1777. Bis zur letzten Sekunde war der unbezwingliche Forschergeist in ihm thätig; er zählte die Schläge seines Pulses und begleitete jeden mit den Worten: „Il bat, il bat, il bat.“ Als er stille stand und seine Seele entfloh, rief er „Plus“.

Bern hat bis zur Stunde seinem größten Mitbürger kein Denkmal gesetzt.

II.

Hallers dichterische Thätigkeit begann außerordentlich früh, sie erreichte ihre volle Reife und den Höhepunkt ihrer Entwicklung schon im fünfundzwanzigsten Altersjahr des Dichters und fand schon vierzig Jahre vor seinem Tode ihren Abschluß.

Die frühe poetische Bethätigung geht mit der schon in den Kinderjahren ungewöhnlich regen und umfassenden Lernbegierde und Arbeitsfähigkeit Hallers Hand in Hand. Die damit verbundene weitreichende Lektüre gab ihm hinlängliche Anregung und Vorbilder, die er aus den Gebieten der deutschen und antiken Litteratur herholte. Von deutschen Dichtern war freilich zu Anfang des 18. Jahrhunderts wenig zu lernen: seine Jugend fiel in die Zeit, von der er später kurz und gut sagt,**) die Dichtkunst habe sich damals aus Deutschland verloren gehabt. Er kannte die Werke der Opitz, Besser, Canitz und Brockes, er kannte wohl auch Günther, dessen leichte Diktion er nicht ohne Bedauern mit seiner schwerfällig gedrungenen verglich. Größer als die Wirkung dieser Dichter war auf sein rhetorisch-pathetisches Talent die der Poeten der zweiten schlesischen Schule, vor allem des geistig verwandten Lohenstein. So hat Schiller sich später an Haller angelehnt, und wie der zweite den ersten, so hat der

*) Hirzel S. DII.: „Wenn ich mich sterbend fühle, will ich wohl zusehen, was da vorgeht.“ Vgl. Prometheus, herausg. v. H. Zschokke. Aarau 1832. S. 132 u. 134.

**) Brief an den Freiherrn von Gemmingen. Siehe Anhang.

dritte jenen an gewaltiger Wirkung und Bedeutung überholt. Die stilistische und gehaltliche Unnatur Lohensteins brachten den jungen Dichter bald von dieser Richtung ab, als er, namentlich durch seine Freunde Stähelin und Drollinger, mit der zeitgenössischen Dichtung und Philosophie der Engländer bekannt wurde, besonders mit Pope und Shaftesbury. Indessen sind diese Wirkungen nur sehr allgemeiner, sozusagen typischer Natur, indem sie Haller dazu führten, das Ideal aller Poesie im Lehrgedicht von größter und aufs prägnanteste gefaßter Tiefe zu sehen.*) Er lernte ferner bei den Engländern, hauptsächlich bei Pope, das Muster kunstvoller Form finden, so weit es wenigstens die Präzision und Formulierung eines einzelnen womöglich in einer Alexandrinerzeile erledigten Gedankens oder Bildes betraf.

Die eigentlichen Meister und Vorbilder jedoch suchte er bei den Alten; Vergil war ihm der größte aller Dichter, dem er freilich trotz angestrengter Nacheiferung an Glätte und Wohlklang nicht gleichzukommen vermochte, während er sich an Erhabenheit und Gewalt der Gedanken mehr als einmal über ihn zu erheben wußte. Sein Urteil über den römischen Epiker ist trotz seiner Einseitigkeit eben so fein, als richtig:**) „Ich sah zumal im Virgil eine Erhabenheit, die sich niemals herunterließ, wie ein Adler in der oberen Luft schwebete, eine Ausarbeitung, die an der Harmonie, an der Malerey, am Ausdruck nichts unausgefeilt ließ, und die in meinen Gedanken noch niemand nachgeahmt hat ..... Aber wie unnachahmlich hat Virgil gemalt. Jedem unbeseelten Dinge gab er ein Leben, einen Adel, den ihm Niemand gegeben hätte." Die formellen Tugenden der lateinischen Sprache im Gegensatz zu den modernen bewunderte er, das Prägnante, Präzise, das Klare und Durchgebildete; das Studium der unvergleichlich scharf gefaßten Reverse römischer Medaillen und Münzen basierte darum bei ihm nicht nur auf gelehrter Liebhaberei. Durch Nachbildungen einzelner Stellen aus lateinischen Dichtern (Vergil, Lucan, Lucrez u. a. m.) suchte er sich hin und wieder in einen Wettkampf mit den bewunderten Vorbildern einzulassen und hat durch dieses Ringen für die deutsche Sprache, die er nach Kräften zu heben und in jeder Hinsicht der lateinischen gleichzustellen trachtete, viel geleistet. Als er sich 1734 um die erledigte Professur der Beredsamkeit und Geschichte bewarb, mußte er den Alten in Kunst und Wissenschaft den Vorrang vor den Zeitgenossen zuerkennen; bis zu seinem Todesjahr hatte sich der deutsche Genius schon völlig zur Bedeutung des antiken erhoben und rüstete sich hinaufzuschreiten zu den Höhen ewiger Vollendung.

Hallers erstes Gedicht war eine lateinische verloren gegangene Satire auf seinen pedantischen Lehrer Baillodz. Zwei Jahre später, im zwölften seines Lebens, verfaßte er im Feuer der ersten Liebe ein französisches Poem, „Résolution d'aimer", das er übrigens unterdrückt und nur

*) Näheres hierüber s. A. Frey, S. 8—30.
**) Vgl. A. Frey, S. 33.

einmal in der zweiten Auflage publiziert hat, wenn auch jedenfalls in sehr starker Überarbeitung. Die verschlungenen Reime, die durchsichtige Gliederung des Stoffes und die scharfe Ausprägung des einzelnen Gedankens machen den Schluß auf die unveränderte Arbeit eines zwölfjährigen Knaben durchaus unzulässig. Die übrige massenhafte Produktion aus jenen Jahren nebst allen Übersetzungen und Bearbeitungen antiker Dichter hat er als unreife Stilübungen selber dem Feuer überliefert.

Wir sehen seine Originalität zuerst hervorbrechen in den am 17. März 1725 entstandenen „Morgengedanken“, der Frucht einer einzigen Stunde des noch nicht siebzehn Jahre zählenden Tübinger Studenten. Der Lohensteinische Schwulst, das Überwuchern des beschreibenden Elementes können den Glanz einzelner Stellen von gewaltigem Pathos und die durch sie hervorgerufene Wirkung des ganzen Gedichtes nicht wesentlich beeinträchtigen. Harmonischer und gleichmäßiger ist die im folgenden Jahre geschriebene „Sehnsucht nach dem Vaterlande“, welche „in einer schwermüthigen Stunde auf des Dichters Reisen entstand“. Die Heimwehstimmung ist ansprechend zur Darstellung gebracht, die Versart gut gewählt und der Gedankengang natürlich und einfach: auf die schönen Erinnerungen an die in der Heimat zugebrachten Jahre und auf den Wunsch, die geliebte Stätte wieder betreten zu können, folgt die Schilderung des gegenwärtigen Ungemachs und zum Schluß die sichere Hoffnung der Rückkehr „nach dem beliebten Wald und angenehmen Feld“. Das von schweizerischen Dichtern so oft behandelte Motiv des sprichwörtlich gewordenen Schweizerheimwehs, das seinen klassischen Ausdruck gefunden hat in dem schönen Liede „Zu Straßburg auf der Schanz“, bearbeitet hier Haller zum erstenmal und zwar lediglich auf Grund eigener Erfahrung und ohne jedes prätentiöse Hervorheben des speziell Schweizerischen, wie es sich in inhaltlich verwandten Produktionen so oft breit macht. Rücksichtlich Komposition und Natürlichkeit des Tones nimmt das 1728 entstandene Gedicht „Ueber die Ehre“ nicht den gleichen Rang ein. In 36 Strophen schildert der Dichter in historischen Beispielen und in immer neuen Variationen die Vergänglichkeit menschlicher Ehre und die Folgen des Ehrgeizes, um dann in den vier Schlußstrophen den von „Ehrsucht“ nicht gequälten Menschen im allgemeinen und den Freund Giller speziell zu preisen, dessen Doktorpromotion er mit diesen Versen zu verherrlichen beabsichtigt. Diese Inkongruenz der logischen Teile und die viel zu weit getriebene Ausdehnung des ersten schwächen einen ungestörten Eindruck und rufen eine gewisse Ermüdung hervor. Die Wahl der kurzen Zeilen beanspruchte freilich zur Unterbringung aller Exempel viele Strophen und beengte die Freiheit der Diktion, welche sich übrigens an manchen Stellen zu starkem Pathos, energischer Kürze und gesättigtem Glanze erhebt. Aber eines macht dieses Gedicht noch besonders interessant: es ist der Vorläufer gewisser Tendenzen, welche Haller in seinen berühmten „Alpen“ ausgeführt hat. Er eifert gegen die Ruhmsucht des Feldherrn und Soldaten, des

Fürsten und seiner Diener, der Gelehrten und Künstler und schätzt den glücklich,

. . . . . „wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt erhebt, verlacht“ ꝛc.

Diese Stimmung ist die Grundstimmung der „Alpen“ und da das Gedicht „Ueber die Ehre“ im Juni 1728 entstand, die Alpenreise aber erst im Juli angetreten wurde, so hat diese ihm also gleichsam nur das Gefäß zur Niederlegung seiner Tendenzen geliefert.*)

Haller besaß keinen Sinn für das Detail, und so mußte der Stoff der Alpen ihm doppelt willkommen sein, weil er ihm eine Menge hübscher und ohne Mühe beobachteter Einzelheiten schon entgegenbrachte. Er war auch deshalb ein guter Fund für ihn, weil er das Idyllische des Menschenlebens mit dem Großartigen der Landschaft und dem Zierlich-Interessanten der Flora verband; schließlich eignete er sich vorzüglich zur Zerteilung in kleinere anmutige Gemälde und zur Umrahmung derselben mit sittlichen gehaltvollen Betrachtungen. Psychologisch interessant ist übrigens die bei Haller in verschiedenen Gedichten wiederkehrende Bekämpfung des ehrgeizigen Strebens nach verschiedenen weltlichen Gütern; es liegt eine Art Selbstbekämpfung und verstohlenen Selbstbekenntnisses darin. Er preist im Widerspiel zu diesem Streben das einfache und unschuldige Leben der Alpenbewohner, und so eröffnet er den Reigen der Dichter, welche in der Gegenüberstellung von Natur und Kultur poetische Motive suchten und der später von Rousseau aufs äußerste zugespitzten kulturfeindlichen Geistesrichtung Ausdruck gaben. Epochemachend erscheint Haller auch als erster und begeisternder Lobredner der landschaftlichen Schönheit des bis zu seiner Zeit unbeachteten oder gar verrufenen Alpengebietes. Denn in seinem Gedichte hat neben den Mahnungen des strengen Sittenpredigers und der Beschreibung eines von der Kultur unverdorbenen Daseins auch eine glänzende Schilderung der Alpen und ihrer Flora Platz. Neben diesem inhaltlichen Reichtum sticht ein gegen die früheren Gedichte höchst auffallender künstlerischer Fortschritt hervor. Trotz einiger Spuren des noch nicht gänzlich überwundenen Lohensteinischen Geschmackes glänzt die Sprache durch eine große Fülle schöner und natürlicher Bilder, scharf gefaßter Sentenzen und in ihrer Art unübertrefflicher Schilderungen, denen selbst ein Lessing, wiewohl er sie im Laokoon generell bekämpfte, sein anerkennendes Lob nicht versagen konnte. Haller hat sich auch, um zur möglichsten Vollendung zu gelangen, keine Mühe verdrießen lassen und — das Gedicht ist ihm nach eigenem Bekenntnis am schwersten geworden — die Nebenstunden vieler Monate darauf verwendet. Er sagt: „Die zehenzeilichten

*) Man braucht angesichts dieser bis jetzt nicht beachteten Übereinstimmung der beiden Gedichte eine Einwirkung des bernischen Edelmannes Beat Ludwig Moralt erst auf die „Alpen“ nicht anzunehmen, wie sie Hirzel S. XCIV betont. Vgl. A. Frey S. 25 ff.

Strophen, die ich brauchte, zwangen mich, so viele besondere Gemälde zu machen, als ihrer selbst waren, und allemal einen ganzen Vorwurf mit zehen Linien zu schließen. Die Gewohnheit neuerer Zeiten, daß die Stärke der Gedanken allemal gegen das Ende steigen muß, machte mir die Ausführung noch schwerer.“*) Das Mühevolle der Arbeit bestand also in der Aufgabe, immer ein Motiv in eine Strophe zusammenzupressen oder so zu strecken, daß es eine solche füllte; überdies versuchte er das Ende einer jeden Strophe womöglich mit einer allgemeinen Sentenz oder einer moralischen Betrachtung zu pointieren.**) Dies giebt dem Gedicht etwas ungemein Klares, da sich durch dieses Verfahren ungezwungene Halt- und Ruhepunkte darbieten. Von feiner Berechnung zeugt auch die ganze Gruppierung des Stoffes: in wenigen Strophen werden die Folgen eines raffinierten Kultur- und Gesellschaftslebens hervorgehoben und hierauf das glückliche Dasein der Alpenbewohner nach allen Seiten hin geschildert, ihre sozialen Verhältnisse, ihre Feste, die Arbeit auf der Alpe im Sommer und die traulichen Abendunterhaltungen im Winter. Bei diesem Anlasse zeichnet der Dichter nach eigener, von ihm ausdrücklich in einer Anmerkung hervorgehobener Beobachtung Typen der Älpler, den Wetterkundigen, den ländlichen Sänger, den „alten tapferen Krieger“, den „Staatsmann und Politiker im Hirtenkleide“, den Kenner des Landes, seiner Pflanzen und Gesteine. Und wie gewandt und hübsch ist hier der Übergang! Der Dichter nimmt dem alten landesgeborenen Naturfreund gewissermaßen das Wort aus dem Munde, um zur Beschreibung der alpinen Schönheiten überzugehen:

„Bald aber schließt ein Kreis um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht, und ihre Schönheit kennt;
Der Kräuter Wunder-Kraft und ändernde Gestalten
Hat längst sein Witz durchsucht und jedes Moos benennt;
Er wirft den scharfen Blick in unterirdsche Grüfte,
Die Erde deckt vor ihm umsonst ihr falbes Gold,
Er dringet durch die Luft und sieht die Schwefel-Düfte,
In deren feuchter Schooß gefangner Donner rollt;
Er kennt sein Vaterland und weiß an dessen Schätzen
Sein immerforschend Aug' am Nutzen zu ergötzen.

*) Vgl. die Vorbemerkung zu den „Alpen“.

**) Hirzel S. LXVIII sagt, die von Haller berührten Schwierigkeiten seien vielleicht nicht so sehr bei der äußeren Formgebung, als vielmehr bei der Gedankenarbeit selbst hervorgetreten, da Haller ja schon vorher in dem Gedichte „Sehnsucht nach dem Vaterlande“ sich in ähnlichem Vers- und Strophenbau versucht habe. Hierzu ist zu bemerken: 1. Daß der Alexandriner als der bequemste, weil räumlichste Vers für beschreibende und betrachtende Dichtung gegenüber dem kurzen, z. B. im Gedicht „Ueber die Ehre“ angewandten Verse nicht nur keine Erschwerung, sondern vielmehr eine Erleichterung war. 2. Dagegen sind Strophen zwar im lyrischen Gedicht (wie „Sehnsucht nach dem Vaterlande“) gleichfalls eine Erleichterung und etwas Selbstverständliches; in einem episch-deskriptiven Gedicht wie die „Alpen“ aber waren sie entschieden eine Erschwerung der dichterischen Arbeit. Wer z. B. die von Schiller vorgenommene Umbildung der Äneide in Stanzen bedenkt, wird die Richtigkeit der von Haller aufgestellten Behauptung gern einräumen.

Dann hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget
Und der erhabnern Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Lands vereint“ ꝛc.

Ebenso ungezwungen weiß er nachher zu der Beschreibung der schönsten Alpenpflanzen und des mineralischen Reichtums überzugehen. Und endlich die schöne Anfügung der pathetischen Schlußstrophen an diese deskriptiven Momente. Haller spricht von dem Goldsand der Aare:

„Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füssen,
O Beispiel für die Welt! er sieht's und läßt ihn fliessen.“
„Verblendte Sterbliche! Die bis zum nahen Grabe,
Geiz, Ehr' und Wollust stäts an eitlem Hamen hält“ ꝛc.

Den Schluß bildet der neu aufgenommene Kontrast zwischen der naturwidrigen, unglücklichen Existenz der meisten Kulturmenschen und der natürlich glücklichen des Alpenvolkes, und so schließt sich die Kette der Gedanken aufs beste.

Gegenüber der durchsichtigen Komposition der Alpen konnte Haller das Unübersichtliche im logischen Gange des Gedichtes „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ (1729) nicht verborgen bleiben. Man kann vielleicht den Inhalt dieses Stückes bezeichnen als Betrachtungen über die Grenzen des menschlichen Verstandes und des aus diesen erwachsenen Gegensatzes zwischen Wissenschaft und geoffenbarter Religion, an deren Satzungen Haller streng festhält; eine Analyse würde wegen des abstrakten Stoffes beinahe den Umfang des Gedichtes selbst beanspruchen, und die Gruppierung dieses Stoffes erschwert eine Darlegung des Gedankenganges: denn das Gedicht ist eigentlich mehr eine Folge prachtvoller Monologe über das Thema, dessen einzelne Teile oft zwei- und dreimal wieder aufgenommen werden, als eine strenggegliederte Bearbeitung desselben. Das im Jahr 1730 entstandene Werk „Die Falschheit menschlicher Tugenden“ (1730) greift einzelne Gedanken wieder auf und spielt das Thema vom intellektuellen auf das moralische Feld hinüber. Beide Gedichte weisen Partieen auf, die in der Poesie als Leistungen ersten Ranges zu betrachten sind: der puritanische Ausfall gegen den zu betrügerischen Zwecken ausgebeuteten Aberglauben der katholischen Kirche, die Schilderung des weltensuchenden Columbus, welche Schiller in das bekannte schöne Epigramm umgewandelt hat, die Zeichnung des rastlos den höchsten Problemen nachjagenden Gelehrten, die nur zu lebhaft an die ersten Scenen des Faust erinnern, u. a. m. sind in ihrer Art ganz vorzüglich. Die Sprache in beiden Gedichten weist gegenüber der Diktion in den Alpen den Vorzug größeren Reichtums und größerer Leichtigkeit auf. Nach Hallers eigener Bemerkung ist der Plan in der „Falschheit der menschlichen Tugenden“ klarer, die Verse dagegen schwächer; die Zahl der Metaphern ist allerdings geringer, der gewaltsam gedrungene

Charakter des Ausdrucks weniger hervortretend. Aber wir möchten das, was in seinen Augen als Fehler erschien, als einen Vorzug bezeichnen. Die Sprache ist bei aller Bildlichkeit meistens natürlich und ungezwungen, der Periodenbau mannigfaltiger und weniger kurzatmig. Hier leuchtet vielleicht die virile Eleganz seines Denkens am hellsten, und sein Pathos hält sich am freiesten von dem jedem rhetorischen Talente drohenden Zuge des Gespannten. Hier stehen die berühmten, an Faust gemahnenden, großartigen Zeilen:

„Ins Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Zu glücklich, wann sie noch die äuss're Schale weis't.“

Einen schönen pathetischen Schwung zeigt die aus dem Jahre 1729 stammende, an Drollinger gerichtete Ode „Die Tugend“, wo man unmittelbar Schillers gewaltige Sprache zu vernehmen glaubt. Aus dem Liebesgedicht „Doris“ (1730) spricht ein von jeder konventionellen Phrase, wie sie die damalige Zeit beherrschte, freies und leidenschaftliches Gefühl und ein tüchtiger edler Sinn, hier ist alles warmes Blut, und die Wärme des Herzens harmoniert aufs schönste mit den in der Einleitung verwendeten landschaftlichen Zügen. Die ganze erotische Poesie Günthers und Hagedorns und aller Anakreontiker vermag kein Gedicht von solch' gesunder, kräftiger poetischer Überzeugung aufzuweisen.

Der Entstehung nach zwei Jahre auseinander liegend, aber inhaltlich verwandt sind die politischen Satiren „Die verdorbenen Sitten“ (1731) und „Der Mann nach der Welt“ (1733). Sie klagen über das Verschwinden aller Bürgertugenden, über die Verderbnis des gegenwärtigen Geschlechtes, mahnen zur Umkehr und Besserung und prophezeien den unausweichlichen Ruin des gesunkenen Staates. „Die verdorbenen Sitten“ zeichnen eine Folge von charakteristischen Typen aus der regierenden Gesellschaft Berns. Der Dichter beginnt mit der Klage, daß er eigentlich keinen Beruf in sich fühle, der Menschen Thun zu richten, da seine scharfen Worte so wenig nützen würden, als einst die eines Juvenal. Er finde zum Tadeln nur allzuviel, zum Rühmen wenig Anlaß und keinen würdigen Helden für sein Lied. Er wirft einen Rückblick auf die an vorzüglichen Männern und Frauen reiche Glanzzeit des alten Bern und gesteht sich zum Troste, daß noch ein Steiger, ein Augspurger die würdigen Nachkommen jener ruhmvollen Ahnen und zum Wohle des Staates noch thätig seien. Aber ihrer sind nur wenige, und nach ihrem Tode werden als Leiter des Staates jene unnützen, bornierten und verdorbenen Gesellen berufen sein, deren er unter erborgten Namen nunmehr eine ganze Reihe vorführt, um zum Schlusse in ergreifenden Worten die Pflichten und Tugenden eines Staatsmannes einzuschärfen. „Der Mann nach der Welt“ giebt das Bild eines von französischer Mode und Liederlichkeit korrumpierten jungen Herrn und eines ungerechten und habsüchtigen Staatsmannes, beide im Gegensatze

zu der schönen Figur eines von den altbernischen Tugenden noch nicht gewichenen Patrioten. Den Eingang bildet wiederum eine schmerzliche Betrachtung über das Schwinden echter Männertugend und die Entrüstung über die von Paris hergekommene seichte Spötterei über alles, was früher für gut und ehrbar galt. Es folgt die Charakterschilderung eines solchen Ehrenmannes der guten alten Zeit, hierauf die der beiden obenerwähnten Vertreter der neuen verdorbenen Gesellschaft. „So war es nicht,“ schließt der Dichter, „eh' Frankreich uns gekannt“; und der Fall der Sitten werde den Untergang des Gemeinwesens nach sich ziehen. Die beiden Gedichte stehen ungefähr im nämlichen Verhältnis zu einander, wie die „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ zu der „Falschheit menschlicher Tugenden“. Wie das allgemeinere, ausgedehntere Thema des Gedichtes „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ in der „Falschheit der menschlichen Tugenden“ auf das moralische Gebiet übergeführt und eingeschränkt wird, so auch hier: während „Die verdorbenen Sitten“ eine Reihe verschiedenartigster und von den verschiedensten Gebrechen heimgesuchter Charakterköpfe der verkommenen Gesellschaft aufstellen, wie des dummen und nur durch Reichtum einflußreichen vornehmen Mannes, des französisierenden Modenarren, des kannegießernden, gewissenlosen Stellenjägers, des ungebildeten, stupiden, vom lächerlichsten Lokalstolz aufgeblähten Säufers, des einfältigen, hochmütigen Schwätzers, des unzufriedenen Republikaners und Parteigängers des monarchischen Frankreich, des über die Religion spottenden Freigeistes, — so führt „Der Mann nach der Welt“ nur zwei und zwar im engeren Sinne moralisch schlechte Gestalten vor, nämlich den sittenlosen, liederlichen Pomponius und den alten, heuchlerischen, habsüchtigen und gewaltthätigen Porcius; die in den „verdorbenen Sitten“ Gegeißelten sind zum Teil nur lächerlich, die in dem „Mann nach der Welt“ Gebrandmarkten sind den Sitten und der Wohlfahrt des Staates durchaus gefährlich. Es ist also in diesen beiden Gedichten, wie in „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ und „Falschheit der menschlichen Tugenden“ der allgemeine Gedanke auf eine Spezialität eingeschränkt. „Der Mann nach der Welt“ wirkt schärfer durch die ausgeführtere und mit vielem Detail geschmückte Zeichnung; die Darstellung ist leichter, geschmeidiger, der Plan einfacher und übersichtlicher. Die nämlichen Vorzüge waren schon der „Falschheit menschlicher Tugenden“ zuzuerkennen gegenüber den „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“, und diese Eigenschaften der beiden Gedichte gegenüber ihren früher entstandenen Verwandten entspringen daraus, daß Haller der schon einmal behandelte und überdies noch vereinfachte Stoff handlicher und vertrauter war. Das Pathos, die sittliche Entrüstung äußert sich in diesen politischen Satiren schön und energisch; dadurch, daß der Dichter sich mit ganz realen und ihm genau vertrauten Personen und Verhältnissen befaßt, verliert er

etwas von der allzu idealen Höhe der früheren Gedichte und gewinnt so eine natürlichere und gleichmäßigere Haltung; ein ergreifender Zug männlichen Schmerzes um die verwelkte Blüte des Staates verleiht dem getragenen Tone noch einen ganz besonderen Reiz.

In eine ganz andere Welt führen uns die beiden Gedichte „An Herrn D. Geßner“ (1733) und „Gedanken bei einer Begebenheit“ (Januar 1734). Jenes zeigt den Geist Hallers in einer bei ihm ungewohnten innern Harmonie, gleichmäßig erfüllt und beglückt durch die Freude an der Natur und an den Wissenschaften, über welcher auch Geßner bescherten Freude dieser die ihm durch eine Zurücksetzung zugefügte Kränkung vergessen soll, dieses speziell den gefaßten und in sein Schicksal ergebenen Philosophen, der sich bei einer ähnlichen Zurücksetzung selber tröstet.

Das Gedicht „Ueber den Ursprung des Uebels“ (1734) zeigt Haller nach jeder Richtung auf der Höhe seiner Kunst. Es war ihm die liebste unter allen seinen poetischen Schöpfungen, weil sie ihn, wie er selbst bemerkt, am meisten Arbeit gekostet hat, und jedenfalls auch deshalb, weil sich hier seine poetischen Vorzüge alle zugleich aufs schönste bemerkbar machen. Gewiß auch hegte er eine gesteigerte Liebe für dieses Kind seiner Muse, weil es diejenigen Gedanken in eine dichterische Sphäre hebt, welche damals den Gebildeten vor allen andern als würdigster Vorwurf poetischer Thätigkeit erscheinen mußten. Diese Gedanken sind die von Leibniz in seiner berühmten „Theodicee“ — übrigens auf eine ziemlich unwissenschaftliche Weise — zusammengefaßten über die Möglichkeit und den Ursprung des Übels in der Welt, welche Gott als der Allgütige unter allen möglichen Welten doch als die beste mußte erwählt und ins Dasein gerufen haben. Hallers Ideen sind in dieser Hinsicht so wenig selbständige, daß sich zu den Hauptgedanken der Theodicee aus dem Gedichte mit Leichtigkeit ein poetischer Kommentar geben ließe. Die gedankliche Durcharbeitung des Stoffes lag infolge dessen als etwas Gegebenes vor, und so konnte ihm auch die Komposition des Gedichtes keine großen Schwierigkeiten mehr bieten. Er verteilte den Stoff auf drei Bücher. Das erste Buch bildet die poetische Fragestellung: In einer prachtvollen Landschaft — es ist die vom Berge Gurten aus gesehene schöne Umgebung Berns — wirft der Dichter die Frage auf, wie in diese herrliche Welt, die doch offenbar nur zum Glück ihrer Bewohner geschaffen wurde, das Übel habe kommen können. Und doch ist dieses Übel in den mannigfaltigsten Gestalten da: wie verträgt sich diese Thatsache mit der andern, daß, dem Wesen Gottes entsprechend, nur Güte der Grund sein konnte,

„Weßwegen eine Welt vor Nichts den Vorzug fund.“

Der Dichter schrickt vor einer Beantwortung dieser Frage und somit vor einer Aufgabe zurück, welche dem göttlichen Gebot entgegen Forschung

anstatt des einfachen Glaubens bedeute. Aber der Gedanke an die Göttlichkeit der gesuchten Wahrheit tröstet ihn. Das zweite Buch eröffnet die Wahl und Schöpfung der vollkommenen Welt, der besten unter allen möglichen. Nachdem die Idee dieser Welt gefaßt ist, wird sie materiell geschaffen, das ganze Sonnensystem gestaltet sich. Darauf entsteht die Welt der Geister in der abstrakten Reinheit, Vollkommenheit und Unendlichkeit, wie sie den unkörperlichen, noch in keine irdische Existenz getretenen Ideen eigen ist. Dadurch, daß Gott diesen Ideen Willensfreiheit zugesellt, werden sie fähig, in die endliche Welt zu gelangen und in ihr zu wirken. Diese vollkommenen geistigen Wesen, welche der gewordenen Welt nun angehören, diese „himmlischen Naturen" sind die Engel, die kein Sterblicher kennt. Fern unter ihnen, zwischen dem Himmel und dem Nichts, steht der Mensch, ausgestattet mit den mächtigen Trieben der Eigenliebe, der Nächstenliebe, der Selbsterhaltung und des Gewissens. Das dritte Buch erklärt den Ursprung des Übels durch den Sturz eines Teiles der Engel. Dieser beruht im letzten Grunde auf der Willensfreiheit, die als ein göttliches Gut den Geistern von Gott zuerkannt wurde, obwohl er sie als den Grund möglicher künftiger irdischer Mängel kennt. Dem schlimmen Einfluß der durch sie Gefallenen widersteht der schwache Mensch nicht, und so ist der Keim zu dem ins Unendliche fortwuchernden und von dem Dichter ausführlich geschilderten Übel gelegt. Und nun:

„O Gott voll Gnad' und Recht! darf ein Geschöpfe fragen,
Wie kann mit deiner Huld sich uns're Qual vertragen?
Vergnügt, o Vater! dich der Kinder Ungemach?
War deine Lieb' erschöpft? Ist denn die Allmacht schwach?
Und konnte keine Welt des Uebels ganz entbehren:
Wie ließest du nicht eh' ein ewig Unding währen?"

Auf diese Fragen weiß der Dichter nur mit Hypothesen zu antworten: vielleicht wendet die künftige Qual die Geister dereinst ausschließlich zum Guten; vielleicht entschädigt das Glück der Erwählten für die irdische Pein; vielleicht ist nur die für Menschenaugen sichtbare Welt unvollkommen und der kleinste Teil einer absolut vollkommenen. Jedenfalls darf an Gottes Vaterhuld unter keinen Umständen gezweifelt werden. Der alternde Dichter hat es später bereut, nicht den Gedanken der Erlösung durch Christus jenen Fragen entgegengesetzt zu haben. Abgesehen von dem Befriedigenden dieser Lösung für ein gläubiges Gemüt, wie Hallers, wäre der Schluß dadurch jedenfalls auch abgerundeter geworden, wiewohl andererseits auch wieder dieses dogmatische Element eine Fülle theologischer Motive hätte herbeiziehen und damit eine Trübung des poetischen Effektes hätte verursachen können. Haller hat sich ganz richtig in der Jugend nur von künstlerischen Rücksichten leiten lassen, wenn er sagt: „Ein Dichter wählet einen gewissen Vorwurf, nicht eine vollständige Abhandlung davon zu machen, sondern einige besondere Gedanken darüber anzubringen. Also

soll es ihm frey stehen, so weit zu gehen, als er will, und stille zu stehen, wo es ihm gefält. Er hat sich nicht verbunden, alles zu sagen, also soll man vom Ausgebliebenen nicht schließen, daß er es verachte. Dieser Einwurf könnte einem Weltweisen gemacht werden, aber nicht einem Dichter.“

Wie indessen Haller den Schluß auch immer hätte erweitern und gestalten mögen, der gedankliche Gehalt wäre jedenfalls so wenig im engeren Sinne originell gewesen, wie derjenige der vorhergehenden Partien. Der Mangel einer solchen Originalität, die beim Publikum bereits vorauszusetzende Bekanntschaft mit den Hauptgedanken eines Lehrgedichtes scheint, wie sich aus der Praxis aller bedeutenderen Didaktiker ergiebt, ein Vorzug, ja ein direktes Erfordernis einer didaktischen Dichtung zu sein. Die klare Ausprägung der einzelnen Gedanken, die durchsichtige Gliederung und Verbindung derselben, kurz der gute Schluß der logischen Kette — dieses muß der Dichter mitbringen. Dazu bedarf es überdies des Waltens eines kräftigen und starken Geistes, der Erwärmung und Erhöhung des kalten Stoffes, der Tüchtigkeit der Gesinnung. Hier ist Haller groß, hier hat ihn kein Lehrdichter erreicht. Nie hat der Alexandriner so erhabenen Tiefsinn geatmet, nie hat er ein so männlich adeliges Gepräge getragen. In dieser Schöpfung lebt ein titanisches, sehnsüchtiges Ringen nach der Erkenntnis der höchsten Probleme, lebt ein demütiges, in undurchbrechbare Schranken zurückgeworfenes Sichselbstbescheiden, herrscht ein steinernes Aufsichselbstbeharren; auf diesem Werk liegt der Glanz platonischer Schöpfungsideen, aus ihm klingt die Klage des aufwärtsstrebenden und unbefriedigten Faust, und Luther tritt mit seiner trotzigen Stirne und seinem unbeugsamen Sinne hervor. Wie Dantes „Göttliche Komödie“ Himmel, Erde und Hölle in der Beleuchtung mittelalterlichen Denkens, Fühlens und Schaffens vor uns rückt, so zeigt uns der „Ursprung des Uebels“ den Stoff gemäß jener Zeit, welche dem gewaltigen geistigen Umschwung des vorigen Jahrhunderts vorausging. Wie sehr uns hier wie dort das Starre, Satzungsgemäße zurückstößt, die Energie des Geistes und Gefühles, die dichterische Arbeit und Vertiefung zwingt uns in ihre magischen Bande. Die Umsetzung des Abstrakten ins körperlich Faßbare steht hier geradezu in idealer Vollendung. Die eindringliche Kürze der einzelnen Wendungen ist mustergültig. Sie verleihen der Sprache jenen gedämpften Glanz und jenes gesättigte Kolorit, das Haller an Vergil zeitlebens so sehr bewundert hat.

Unter dem stetig wachsenden Druck gelehrter Arbeiten ist Haller nicht wieder zu einer so allseitig vollständigen Durchbildung eines weitreichenden und einen größeren Umfang beanspruchenden Motives gekommen, und es läßt sich — alle diesbezüglichen Andeutungen fehlen — fragen, ob er sich mit größeren poetischen Vorwürfen überhaupt noch getragen hat. Das ins Jahr 1736 fallende Gedicht „Ueber die Ewigkeit“ ist Fragment geblieben und steht wie der Torso eines Herkules unter seinen Schöpfungen

da. Seiner Anlage gemäß und nach der Natur des Stoffes mußte es notwendig Bruchstück bleiben.*) Der Stoff eignet sich zu einem Hamletschen oder Faustschen Monolog oder allenfalls zu einem lyrischen Gedicht, nicht aber zu einem Lehrgedicht, wenn wenigstens der Poesie ihr Recht gewahrt bleiben soll. So hat es Haller auch nur zu einigen Apostrophen gebracht, die aber an Kraft, Erhabenheit und Tiefe mit den besten inhaltlich verwandten Stellen in Shakespeare, Goethe oder Schiller den Wettkampf eingehen können. Rücksichtlich der Komposition verfährt er wie im Anfang vom „Ursprung des Uebels": er läßt die Genesis seiner Gedanken und Gefühle hier wie dort als durch den Charakter einer gewissen Landschaft bedingt erscheinen und verstärkt in dem Gedicht „Ueber die Ewigkeit" dieses Motiv durch den Schmerz über den — aus künstlerischen Rücksichten nur fingierten oder wirklichen? — Tod eines Freundes. Immerhin will es uns scheinen, als ob das Gedicht bei irgend einer hochpoetischen Stelle begonnen und erst später mit einer Einleitung versehen worden wäre, die, wie gesagt, mit derjenigen im „Ursprung des Uebels" analog und darauf berechnet ist, in beiden Schöpfungen den Charakter des streng Abstrakten etwas zu verwischen. So sehen wir gegenüber den Gedichten „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben" und „Ueber die Falschheit menschlicher Tugenden" einen künstlerischen Fortschritt.

Ein vom Dichter nie veröffentlichtes und vielleicht auch nicht vollendetes Gedicht**) handelte von Todesgedanken, in dem Gedicht „Ueber die Ewigkeit" wird der Tod eines Freundes beklagt, und so eigentümlich gestaltete sich das Schicksal des Dichters, daß ihn fast nur noch das Hinscheiden seiner beiden ersten Frauen zur Poesie zurückzuführen vermochte und ihm lyrische Produktionen abrang, unter denen die Ode „Auf Marianens Tod" seine berühmteste Dichtung und überhaupt eine der gepriesensten im vorigen Jahrhundert wurde. Die warme und herzliche Erotik der „Doris" steht vor dem Höhepunkt seines dichterischen Schaffens, die Totenklage um die Frühverlorene am Ende desselben; dort erfreut uns die Kraft der gesunden natürlichen Empfindung und der Glanz eines jungen Glückes, hier erschüttert uns die ergreifende Klage um den Fall dieses Glückes und der Ruf eines tiefen männlichen Schmerzes. In den Hochton echt dichterischer pathetischer Erhebung mischt sich der tiefe Laut

*) Auch Hirzel wiederholt den oft erhobenen Vorwurf, daß der Stoff undichterisch sei; dies ist absolut falsch, er eignet sich nur nicht zu der Ausweitung in ein ganzes Lehrgedicht. Gerade Hallers großartiges Fragment beweist, welche hochpoetischen Seiten diesem Motiv abgewonnen werden können. Damit fällt natürlich auch die weitere Behauptung weg, in diesem Gedicht zeige sich vor allem die Grenze von Hallers Leistungsfähigkeit. Haller mag wohl empfunden haben, daß er sich in der Gattung vergriffen hatte, und da er das Gedicht nicht ändern konnte und wohl auch nicht wollte, so gab er ihm mit einem halben Dutzend Zeilen einen entsprechenden Abschluß. Daß er längere Zeit ernstlich an eine Weiterführung gedacht haben sollte, scheint mir nicht so sicher aus der Vorbemerkung angenommen werden zu können. Diese hat gewiß nur den Zweck, etwaigen vom Standpunkt der christlichen Orthodoxie aus erhobenen Einwendungen im voraus zu begegnen.

**) A. Frey S. 20.

eines warmen Gefühls, das sich aus den konventionellen Schranken jener Zeit mächtig losgerissen hat. So gewaltsam mußte das Schicksal den Dichter ergreifen, um ihn die ungekünstelte Sprache eines großen Herzens sprechen zu lassen, und so einschneidend mußte der Schmerz auf ihn wirken, um seiner Dichtung den sonst nie ganz verleugneten Charakter des Ringenden und mit Mühe Hervorbrechenden zu benehmen. Solch' packende Laute hat selbst ein Klopstock dem menschlichen Herzen nicht abzulauschen gewußt, und sie zu erreichen und zu übertreffen war erst einem Goethe beschieden.

Die Gedichte über Mariannens anscheinende Besserung, eine zweite Ode auf die Verblichene und ein Trauergedicht auf den Tod seiner zweiten Frau sind reich an tiefen Tönen, und vor allem das letztere legt ein poetisch schönes Zeugniß ab von der Größe des Schmerzes um die Tote. Wichtiger ist eine poetische Epistel Hallers an Johann Jakob Bodmer, eine Antwort auf dessen poetisches Beileidschreiben auf den Tod Mariannens. Persönlicher Kummer wechselt mit allgemeinen melancholischen Betrachtungen. Hier erscheint Hallers Talent überaus leicht und gelöst, wiewohl ihm gerade hier durch Bodmers Gedicht der Gang der Ideen vorgezeichnet war. Hallers Kunst erreicht hier die Vollendung in der scharfen Ausprägung der Sentenz und in der packenden Schilderung seelischer Zustände. Das Ganze ist im Banne einer dunkeln männlichen Schwermut energisch festgehalten. Nicht eine matte Stelle stört, nicht die Spur eines Nachlassens der schöpferischen Kraft; jede Zeile atmet den Geist völliger Reife — und gerade mit diesem Gedicht, in seinem dreißigsten Lebensjahre, schließt Haller seine dichterische Thätigkeit ab; denn was er — das Gedicht auf den Tod seiner zweiten Gemahlin ausgenommen — später noch gedichtet hat, ist von keinem weiteren Belang.

III.

Hallers Jugendtage fallen zusammen mit der Blüte jener nüchternen Poesie, die als notwendiger Gegenschlag der Unnatur und Verstiegenheit Lohensteins und seiner Schule folgte, und die Abendlichter des Lohensteinischen Glanzes spielen noch bemerkbar in das Morgenrot von Hallers Dichterruhm hinein. Diese Abhängigkeit war einmal dadurch bedingt,*) daß die Poesie der Schlesier noch zeitlich nahe genug lag, um kräftig nachzuklingen, sodann dadurch, daß ihr, wenn auch äußerst verdunkelter Sinn für Kraft eine echte Dichternatur stärker berühren mußte, als es durch ihre seichten Nachfolger und Widersacher geschehen konnte. Wie es mit diesen stand, sah Haller früh genug ein und sagt schon im 23. Lebensjahre, ganz Deutschland quille von nüchternen Schreiern, die gemeiner seien als Frösche. Von Anfang an stemmte er sich ihnen entgegen, begann sich an den Eng-

*) A. Frey S. 9 ff.

ländern*) und vorab an den Alten**) zu bilden, trat den Lohensteinischen Geschmack unter die Füße und wandelte eigene Wege.

Mit Haller erschien eine eigenartige und groß angelegte, wiewohl einseitig beschränkte Natur auf dem deutschen Parnaß. Erhabener Ernst, männliche Stärke und melancholische Strenge sind die Grundzüge seines Wesens, alle verstärkt durch eine freudlose Jugend, durch den Neid seiner Mitbürger und Kollegen, durch schwere persönliche Schicksalsschläge, unbeugsames Festhalten am positiven Glauben und die rastlose Erfüllung vielseitiger Pflichten. Seine Empfindung ist tief und wahr, aber das moralisch Wahre und Hervorragende dominiert über das ästhetisch Schöne; wenn ihm noch in spätem Alter bei der Lektüre einer schönen That die Thränen ins Auge traten, so schien ihm dieses starke Gefühl für das moralisch Gute dann doch wieder durch eine poetische Verklärung nur zu oft eher zu verlieren als zu gewinnen. Unter allen Umständen seine Pflicht zu erfüllen, hatte er sich zum obersten Gesetz gemacht, und da er, wie seine Zeitgenossen, weit entfernt, an die Selbstherrlichkeit der Poesie zu glauben, diese hauptsächlich als moralisches Besserungsmittel und in diesem Sinne als die verdienstliche Ausfüllung unausgefüllter Nebenstunden betrachtete, so lag es nahe genug, sie jeder praktischen oder wissenschaftlichen Thätigkeit hintanzusetzen, wenn durch diese ein größerer Segen für die Nebenmenschen erreichbar schien. Andererseits dachte der stolze und selbständige Mann zu hoch von der Dichtung, um sich den damals üppig ins Kraut geschossenen Gelegenheitspoeten anzuschließen. Er verachtete sie und drang gegenüber den schematischen Lobhudeleien und konventionellen Beweihräucherungen auf unbedingte Wahrheit. Er verlangte freilich nicht die detaillierende Wahrheit eines Realisten, sondern die erhabene eines Idealisten. Er legte an die wirkliche Welt den Maßstab seiner idealen Forderungen und mußte, wie Schiller, finden, daß neben den gigantischen Postulaten die Wirklichkeit oft in zwerghafter Verkümmerung zurückgeblieben war. In einem Falle nur sah er sich in der Lage, seine idealen Wünsche mit den realen Verhältnissen in Übereinstimmung zu finden, als er das politisch freie und unverdorbene Alpenvolk den knechtischen und korrumpierten übrigen Menschen seiner Zeit entgegenstellte: durch diesen verkörperten Gegensatz erhalten seine „Alpen“ etwas Abgerundetes und Greifbares und daher noch bis auf unsere Tage Ansprechendes. Sonst reißt sich überall die Kluft auf zwischen dem hohen Ideal und der gemeinen Wirklichkeit: er schreibt ein ganzes Lehrgedicht über die Falschheit menschlicher Tugenden, er findet seine Mitbürger politisch und sozial verdorben, und der Abstand zwischen ihnen und ihren Vorfahren geht ihm tief zu Herzen. Er fühlt sich selbst tief unter den Wünschen Gottes. Er empfindet alle diese Gegensätze mit der Intensität eines heißen Blutes und eines reizbaren Naturells; seine Klagen sind rührend und ergreifend, sein Schmerz tief und seine

*) A. Frey S. 17 ff.
**) A. Frey S. 30 ff.

Hoffnungslosigkeit erschütternd. Aber sein Herz ist zu stark, um durch dieses Leid gebrochen zu werden; Hand in Hand mit der Klage geht ein zürnender Eifer, ein strafendes Prophezeien und nicht selten ein männliches Gelassensein.

Hier ist die Stelle für die Frage, warum seine poetische Bethätigung ein so frühes Ende fand. Dieses ist nicht bloß bedingt durch die merkwürdige Frühreife; denn damals war eine frühe Entwickelung dem ganzen Geschlecht nicht selten eigen, gleichsam als ein Nachpulsen des wilden, raschen und frühreifenden 17. Jahrhunderts: Günther war früh reif und früh unter dem Boden, Pope war mit zwanzig Jahren ein vollendeter Dichter, Hagedorn gab in noch jugendlicherem Alter als Haller seine Gedichte heraus. Haller sagt, das Übermaß der gelehrten habe ihm für poetische Arbeiten keine Zeit mehr gelassen, und diese Erklärung ist auch ohne weiteres als die alleinige angenommen worden. Sie ist gewiß schwerwiegend, aber kaum die einzige. Zu seiner Zeit dachte man noch nicht daran, wenigstens in Deutschland nicht, das ganze Leben poetisch auszugestalten; fast jeder begnügte sich mit einzelnen Gebieten, Haller, ohne jede litterarische Tradition aufgewachsen und von wissenschaftlichen Arbeiten gedrängt, suchte auch nur dasjenige poetisch zu verwerten, was er sich auf eine andere Weise schlechterdings nicht vom Herzen schaffen konnte. Ferner war er, wie alle pathetisch-rhetorischen Naturen, in seinen Motiven beschränkt und konnte nur unter der Voraussetzung einer wahrhaft künstlerischen Atmosphäre zu einer ausgiebigen Produktion gelangen, wie z. B. die geistig verwandten Vergil und Schiller. In letzter Linie hat wohl noch ein psychologisches Motiv zu dem frühen Versiegen seiner poetischen Ader mitgewirkt; Haller hört in den Jahren (c. dem dreißigsten) zu dichten auf, wo er die Ideale des Jünglings im Kampfe gegen die Wirklichkeit ohnmächtig sieht, wo er mit einem Wort die jugendlichen Illusionen aufgeben muß. Wäre seine Anlage ausschließlich eine künstlerische gewesen, hätte die Poesie schon zu seiner Zeit als die einzige Lebensaufgabe eines tüchtigen Mannes gegolten d. h. gelten können, so hätte er sich vermutlich von den Musen nicht abgewandt. So aber suchte er für seine zertrümmerten Jugendideale Trost und Ersatz in den Armen der Wissenschaft. Im Grunde verhält es sich mit Schiller nicht anders. Als er — um sein dreißigstes Jahr — erkannte, daß er gegen die realen Verhältnisse mit seinen hochfliegenden und deswegen zum Teil unreifen Empfindungen den Kampf nicht aushalten und die höchsten Ziele der Poesie durch sein tendenziöses Vorgehen nicht erreichen könne, so kehrte er sich von der Dichtung ab, und es bedurfte langer Jahre innerer Sammlung und Arbeit, ehe er das unerschütterte Gleichgewicht wieder gefunden hatte und den Wettkampf mit den größten Meistern aufnehmen konnte.

Haller förderte die deutsche Poesie nicht nur dadurch, daß er seine Verse zum Organ sittlicher Entrüstung und sittlich hoher Postulate machte, sondern auch dadurch, daß er die für jene Zeit wichtigsten und

höchsten Probleme dichterisch zu bewältigen suchte. Auf der einen Seite fordert er Rückkehr zu der Natur, Frömmigkeit und männliche Tüchtigkeit, auf der andern sucht er die Frage nach dem Ursprung des Übels zu lösen. Überdies pries er die politische Freiheit, zeigte das süße Glück einer wahren und tiefen Liebe und klagte den Jammer des durch den Tod seiner Gattin aufs tiefste getroffenen Mannes. So bot er auf verhältnismäßig wenig Blättern neben den schwächlichen und hohlen Dichtern seiner Zeit das Bild eines gehaltvollen, wahren und ernsten Dichters.

Allein er that noch mehr. Er gab Deutschland wieder eine poetische Sprache im vollsten Sinne des Wortes, und es ist kein geringerer, als Klopstock, der auf dieses Verdienst Hallers hingewiesen hat.*) Die Antipoden der Schlesier, sowie Gottsched und seine Schule bestrebten sich im Gegensatz zu Lohensteins Schwulst und Pomp ein klares und richtiges Deutsch zu schreiben. Allein diesen unproduktiven Köpfen galt Korrektheit für Poesie und ihre Verse waren nichts, als gereimte Alltagsprosa. Eine Sprache, deren Schwung sich merklich über das Alltägliche erhob, schien vor der Alleinherrschaft dieser relativ durchaus berechtigten Richtung nicht aufkommen zu können; aber gerade zu einer Zeit, wo sie zu erstarken und sich auszubreiten begann, trat Haller mit einer bilderreichen und gehobenen poetischen Diktion hervor, deckte mit einem Schlag den Unterschied zwischen Poesie und Prosa auf und bestimmte mit der instinktiven Sicherheit des sprachschöpferischen Genies das Maß der Bildlichkeit, das selbst für unsere klassischen Dichter Norm und Gesetz geblieben ist. Er verfuhr mit einem solchen angeborenen und durch das Studium der mustergültigen Dichter des Altertums so sehr ausgebildeten Geschmack, daß bei ihm kaum eine übertriebene Metapher zu finden ist und daß er dem jedem pathetischen Dichter so leicht drohenden Sprung vom Erhabenen zum Lächerlichen fast gänzlich auswich, der ihm doch bei der zeitlichen und einer gewissen inneren Verwandtschaft mit Lohenstein nicht schwer zu verzeihen gewesen wäre. Nichts suchte er mehr zu vermeiden, als eine matte, prosaische Stelle und trachtete darum neben reicher, doch natürlicher Bildlichkeit nach möglichster Prägnanz und Kürze. Er suchte mit der gedrängten Knappheit und Schärfe der lateinischen Sprache zu wetteifern und konnte sich in dieser Beziehung nie genug thun. An einer gewissen rauhbrüchigen Härte und einem gewissen Mangel an Eleganz und Zierlichkeit tragen nicht nur Hallers etwas einseitige Anlage und die dadurch bedingte einseitige Richtung die Schuld, sondern ganz wesentlich auch die hemmenden sprachlichen Verhältnisse, mit denen er als Schweizer zu rechnen hatte, da er, im schweizerischen Dialekt aufgewachsen und sich in der Jugend nur der französischen als Verkehrssprache bedienend, das Hochdeutsche wie eine fremde Sprache erst erlernen mußte. Er bürgerte eine Reihe alter und seltener Wörter in die Schriftsprache ein oder brachte einzelne ganz neu

*) Von der Sprache der Poesie. Aus dem nordischen Aufseher. 1. Bd. 26 Stück.

auf, ohne aber durch dieses Verfahren den Mangel eines umfangreichen Wortvorrates ganz decken zu können.

Aus diesem Grunde erscheinen Hallers Werke fast ausnahmslos veralteter, als manche andere zeitgenössische Schöpfungen; um auf einfache Weise ein Licht auf seine sprachlichen Hemmnisse zu werfen, führen wir dem Leser die „Alpen" in der Gestalt vor, wie sie die erste Ausgabe von 1732 bietet. Hallers sprachliche Unzulänglichkeiten lassen sich nur zu leicht begreifen und deswegen auch leichter als bei andern entschuldigen; aber sie bleiben Unzulänglichkeiten und beeinträchtigen den Genuß seiner Schriften. Gleichzeitige und spätere Litterarhistoriker haben fast nie unterlassen dieses zu betonen. Die meisten haben aber nicht bemerkt, daß gerade Hallers Sprache eine Schule geworden ist für eine ganze Reihe seiner Nachfolger: neben vielen andern haben sich Lessing und Wieland und vor allem Schiller an Hallers Werken gebildet.*)

Haller schreitet den Dichterfürsten des vorigen Jahrhunderts ernst und würdig voran, kein Vollendeter, aber ein gewaltig und erfolgreich Ringender, kein Meister ersten Wertes, aber ein Lehrer, ein Geist noch der alten, versinkenden Zeit, aber ein Bahnbrecher der neuen.

* * *

Anhang. An seinem Zeitgenossen und bewundernden Schüler J. G. Zimmermann fand Haller bei Lebzeiten einen Biographen, dessen Werk („Das Leben des Herrn von Haller von D. Johann Georg Zimmermann, Stadt-Physicus in Brugg. Zürich bey Heidegger und Compagnie 1755") die vom Verfasser beabsichtigte Fortsetzung nicht erhalten hat und somit die Lebensgeschichte Hallers nur bis zum Jahr seines Erscheinens führt (1755). In seiner damals noch schwülstigen, pathetischen Art und im Banne einer jugendlichen Übertreibung gehört Zimmermann unter die Schar der schlimmsten Panegyriker, weiß aber diese seine Nachteile durch Vorzüge mehr als aufzuwiegen. Die Darstellung ist, namentlich auch da, wo sie Wissenschaftliches popularisiert, ungemein klar und anschaulich und vor allem die Glaubwürdigkeit der angegebenen Fakta außer allem Zweifel. Wenn man das wenige, was man über Hallers letzte Lebensjahre besitzt, überschlägt, so wird man Zimmermann für die Fülle des Materials den größten Dank wissen, und dies umsomehr, da er sozusagen aktenmäßig vorgegangen ist und von Haller selbst zweifelsohne eine Menge von Material in die Hände bekam, das uns jetzt nicht mehr oder nur noch zum Teil zugänglich ist.**) Wir müssen diese Zuverlässigkeit Zimmermanns des nachdrücklichsten betonen, weil Professor Ludwig Hirzel der Quelle nicht überall das genügende Zutrauen geschenkt hat in seinem Werke:

*) A. Frey S. 144—214

**) Über den Nachlaß vgl. u. a. Matthisson, Briefe I, 83 ff. u. 227 und Wieland, Ausgewählte Briefe (Zürich 1815) S. 185 ff.

„Albrecht von Hallers Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Ludwig Hirzel, ordentl. Professor der deutschen Litteratur an der Universität Bern. Frauenfeld, Verlag von J. Huber. 1882.“ Über die Vorzüge dieses das Biographische und Bibliographische über Haller abschließenden Buches ist hier nicht nötig ein neues Lob hinzuzufügen. Wir bemerken nur, daß eine Überfülle neuen Materials mit größter Umsicht und Sorgfalt verwertet und eine Reihe dunkler Punkte ins Licht gesetzt ist.

Hirzel hat ferner herausgegeben: „Albrecht Hallers Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723—27. Anhang ein bisher unbekanntes Gedicht Hallers aus dem Jahre 1721. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1883.“ Mit Recht betont der Verfasser in der Einleitung den Wert dieser Tagebuchblätter für die Kenntnis des jungen Haller; wenn er aber glaubt, diese Blätter seien vor ihm gänzlich unbekannt und unbenützt geblieben, so ist dies ein Irrtum, da Zimmermann die Tagebücher vielfach verwertet hat. Hier der Beweis: S. 19 ff. berichtet Zimmermann von dem Besuch des bei Pfulingen liegenden Nebelloches durch Haller und fügt am Schlusse der Beschreibung dieses Phänomens bei: „Ich liefere diese Beschreibung, wie sie der Herr Haller damahls an dem Orte selbst in seinen jungen Jahren aufgezeichnet hat.“ Die Beschreibung ist bei Zimmermann und in den Tagebüchern wörtlich dieselbe:

Tagebücher S. 15.

„. . . . und zwei Stunden von da zum Nebelloch. Hier ließen wir uns vorleuchten, und stiegen in die Gruft hinunter durch einen gähen, schlipfrichten und gefährlichen Weg. Nichts gleichet der berühmten Gruft zu Antiparos besser, als diese. Von dem Gewölbe des Felsens triefet versteinerndes Wasser, und bildet sich meist in lange, weiße hohle Röhren. Vom Boden auf aber steigen häufige Steinen auf, die völlig wie Blumenkohl aussehen. Unten ist etwas Breites, wie ein Tisch und eine Quelle, die nicht versteinert, sondern gut zu trinken ist.“

Zimmermann S. 19.

„Auf einer dieser Reisen besah er das Nebelloch, zwey Stunden von Pfulingen, eine Höhle, die mit der von Tournefort beschriebenen und abgezeichneten, Grotte von Antiparos ziemliche Aehnlichkeit hat. Die Reisegesellschaft ließ sich vorläuchten, und stieg durch einen gähen und unsichern Weg in die Gruft hinunter. Von dem Gewölbe des Felsens fällt das sich versteinernde Wasser, und bildet sich meistentheils in lange weisse hohle Röhren; vom Boden steigen häufige Steine auf, die wie Blumenkohl aussehen. Die Wände waren ein weisser glänzender klingender Stein. Unten fand sich eine Quelle, die nicht versteinert, sondern trinkbar Wasser giebet.“

Man vergleiche ferner:

Tagebücher S. 13.

„Ein artiges Theatrum Anatomicum wäre da wohl mit allem

Zimmermann S. 18. f.

„Das anatomische Theater war ganz artig, aber es wurde damahls

Zugehör, welches aber zu meiner Zeit mit keinem Blut beflekt worden, weil Hrn. Zeller als Leib-Arzten es am Willen, Herrn Duvernoy aber an Macht fehlte, auch ein Soldate, den uns der Geheime Rath zu Stuttgart erlaubt hatte, vom Majoren abgeschlagen worden.“

ja mit keinem Blute beflecket, weil es dem Herrn Zeller, als Leibarzt, am Willen, dem Herrn Duvernoi aber an Macht fehlete, auch der Körper eines Soldaten, den der geheimde Rath in Stutgard der Facultät zugestanden hatte, von dem Majoren abgeschlagen worden.“

Daß sich die Anlehnungen Zimmermanns auch über die Angaben solcher äußerlicher Dinge erstrecken, ergiebt sich aus der Vergleichung von

Tagebücher S. 5.

„Ungeacht der Jahreszeit gieng ich, etwas zu erspahren, zu Fuße fort, mit trocknen Augen, weil ich im Vaterlande nichts als Versäumniß vor mir sahe.“

Zimmermann S. 17.

„Sein Vaterland verließ er mit großer Freude, weil er glaubte, er sehe ohnedem in demselben nichts als Zeitversäumniß vor sich.“

Weiter vergleiche man:

Tagebücher	Zimmermann
S. 13	S. 18
„ 14	„ 22 und 23
„ 21	„ 18
„ 27—28	„ 24—25
„ 38—39	„ 27—28
„ 40	„ 32
„ 41	„ 32—33
„ 42	„ 34

Diese Verarbeitungen handschriftlicher Aufzeichnungen Hallers, sowie dessen in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ abgegebenes Urteil, Zimmermanns Buch enthalte nichts thatsächlich Unrichtiges, werden unsere oben aufgestellte Behauptung über Zimmermanns Glaubwürdigkeit genugsam erhärten, wobei freilich nicht ausgeschlossen ist, daß er gemäß Hallers Wunsch und Sinn dies oder jenes verschwieg.

Vor Hirzels Buch und als erste und bis jetzt eingehendste ästhetische und litterarhistorische Würdigung Hallers erschien:

„Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Litteratur von Adolf Frey. Von der Universität Bern gekrönte Preisschrift. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1879.“

Das Buch behandelt im ersten Teil die Vorbilder Hallers, untersucht seine dichterischen Vorzüge und Mängel und setzt besonders auch sein Verhältnis zur Sprache und seine sprachschöpferischen Verdienste ins Licht. Der zweite Teil sucht den Umfang der Hallerschen Popularität festzustellen, registriert die bedeutendste über ihn lautgewordene zeitgenössische Kritik und weist den Einfluß auf spätere Dichter im Einzelnen ausführlich nach.

Ad. Frey.

Albrecht von Hallers
Versuch schweizerischer Gedichte.

1. Morgengedanken.

Den 25. März 1725.

Dieses kleine Gedicht ist das älteste unter denen, die ich der Erhaltung noch einigermaßen würdig gefunden habe. Es ist auch die Frucht einer einzigen Stunde und deswegen auch so unvollkommen, daß ich ein billiges Bedenken getragen habe, es beizubehalten. Die Kenner werden deswegen und in Betracht des unreifen Alters des Verfassers*) es mit schonenden Augen ansehen.

Der Mond verbirget sich, der Nebel grauer Schleier
Deckt Luft und Erde nicht mehr zu;
Der Sterne Glanz erblaßt, der Sonne reges Feuer
Stört alle Wesen aus der Ruh.

Der Himmel färbet sich mit Purpur und Saphiren,
Die frühe Morgenröte lacht;
Und vor der Rosen Glanz, die ihre Stirne zieren,
Entflieht das bleiche Heer der Nacht.

Durchs rote Morgenthor der heitern Sternenbühne
Naht das verklärte Licht der Welt;
Die falben Wolken glühn von blitzendem Rubine,
Und brennend Gold bedeckt das Feld.

Die Rosen öffnen sich und spiegeln an der Sonne
Des kühlen Morgens Perlentau;
Der Lilien Ambradampf belebt zu unsrer Wonne
Der zarten Blätter Atlasgrau.

*) Der sechzehn und ein halbes Jahr noch nicht erreicht hatte.

12. Vgl. Schiller (Albrecht von Haller und seine Bedeutung, von Adolf Frey. Leipzig 1879, S. 201):

„Gold, wie das Gelb gereifter Saaten,
Gold liegt um alle Hügel her
. . . .
Der hohe Stern des Abends strahlet,
Aus Wolken, welche um ihn glühn,
Wie der Rubin am falben Haar, das wallet
Ums Angesicht der Königin"

Der wache Feldmann eilt mit Singen in die Felder
Und treibt vergnügt den schweren Pflug;
Der Vögel rege Schar erfüllet Luft und Wälder
Mit ihrer Stimm' und frühem Flug.

O Schöpfer! was ich seh', sind deiner Allmacht Werke!
Du bist die Seele der Natur;
Der Sterne Lauf und Licht, der Sonne Glanz und Stärke
Sind deiner Hand Geschöpf und Spur.

Du steckst die Fackel an, die in dem Mond uns leuchtet,
Du giebst den Winden Flügel zu;
Du leihst der Nacht den Tau, womit sie uns befeuchtet,
Du teilst der Sterne Lauf und Ruh'.

Du hast der Berge Stoff aus Thon und Staub gedrehet,
Der Schachten Erz aus Sand geschmelzt;
Du hast das Firmament an seinen Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewälzt.

Den Fisch, der Ströme bläst und mit dem Schwanze stürmet,
Hast du mit Adern ausgehöhlt;
Du hast den Elefant aus Erden aufgetürmet
Und seinen Knochenberg beseelt.

Des weiten Himmelsraums saphirene Gewölber,
Gegründet auf den leeren Ort,
Der Gottheit große Stadt, bekränzt nur durch sich selber,
Hob aus dem Nichts dein einzig Wort.

Doch, dreimal großer Gott! es sind erschaffne Seelen
Für deine Thaten viel zu klein;
Sie sind unendlich groß, und wer sie will erzählen,
Muß, gleich wie du, ohn' Ende sein!

O Unbegreiflicher! ich bleib' in meinen Schranken,
Du, Sonne! blendst mein schwaches Licht;
Und wem der Himmel selbst sein Wesen hat zu danken,
Braucht eines Wurmes Lobspruch nicht.

---

33. Gemeint ist der Walfisch. — 36. Schiller: „An Gott" (A. Frey, S. 206):
„Wenn groß und fest gleich Gottes Berg
Der Leviathan steht."

2. Sehnsucht nach dem Vaterlande.

1726.

Ich werde eine gleiche Schonung für dieses kleine Stücke suchen müssen, das in einer schwermütigen Stunde auf meinen Reisen entstanden und vielleicht deswegen erhalten worden ist, weil es die Rührung des Herzens einigermaßen vorstellt.

Beliebter Wald! beliebter Kranz von Büschen,
Der Hasels Höh' mit grünem Schatten schwärzt,
Wann werd' ich mich in deinem Schoß erfrischen,
Wo Philomel' auf schwanken Zweigen scherzt?
Wann werd' ich mich auf jenen Hügel legen,
Dem die Natur das Moos zum Teppich schenkt,
Wo alles ruht, wo Blätter nur sich regen,
Und jener Bach, der öde Wiesen tränkt?

Ach, Himmel! laß mich doch die Thäler grüßen,
Wo ich den Lenz des Lebens zugebracht,
Und in dem Wald bei kleinen Wassergüssen
Auf einen Reim für Silvien gedacht,
Wo schwaches Laub, belebt vom Westenwinde,
Die matte Seel' in sanfte Wehmut bringt,
Und in dem Frost noch nie bestrahlter Gründe
Kein Leid mehr bleibt, das nicht die Stille zwingt.

Hier muß ich mich mit stetem Kummer schlagen,
Die Ruh' ist mir ein unbekanntes Gut;
Mein Geist versinkt in immer neuen Plagen,
Ich weiß noch nicht, wie Ruh' und Freude thut.
Entfernt vom Land, wo ich begann zu leben,
Von Eltern bloß und fremd für jedermann,
Dem blinden Rat der Jugend übergeben,
Gefährlich frei, eh' ich mich führen kann.

Bald schleicht ein Weh durch meine matten Glieder,
Das selbst den Trieb nach Ruhm und Wahrheit dämpft;
Bald fällt der Bau der schwachen Hoffnung nieder,
Die atemlos mit Gram und Ohnmacht kämpft;

2. Hasels Höh', Landgut bei Bern. (Vgl. die Einleitung.)

Bald bricht die Flut den Schutt von mürben Dämmen,
Womit der Tod an unsre Wälle schwimmt;
Bald will uns Mars mit Flammen überschwemmen,
Davon der Tacht schon in der Asche glimmt.

Doch nur getrost, es kann nicht immer währen!
Des Wetters Macht nimmt ab bei jedem Streich.
Vergangnes Leid muß Wohlsein fühlen lehren,
Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich.
Ja, ja, die Zeit trägt auf geschwinden Flügeln
Mein Unglück weg und meine Ruh' heran;
Beliebte Luft auf väterlichen Hügeln,
Wer weiß, ob ich dich einst nicht schöpfen kann!

Ach, daß ich dich schon itzt besuchen könnte,
Beliebter Wald und angenehmes Feld!
Ach, daß das Glück die stille Lust mir gönnte,
Die sich bei euch in öder Ruh' erhält!
Doch endlich kommt, und kommt vielleicht geschwinde,
Auf Sturm die Sonn' und nach den Sorgen Ruh'.
Ihr aber grünt indessen, holde Gründe,
Bis ich zu euch die letzte Reise thu'!

---

3. Über die Ehre.

Als Herr D. Giller*) den Doktorhut annahm.

1728.

Die Freundschaft dieses liebreichen, ehrlichen und längst in die Ewigkeit versetzten Mannes machte einen großen Teil meiner Glückseligkeit in Leyden aus. Sie allein konnte meinen Widerwillen wider alles Gratulieren bezwingen, und ich verließ meinen Vorsatz, niemals dergleichen Gelegenheitsgedichte zu schreiben, um desto unbereuter, weil die reinste Liebe allein mich davon freisprach.

Geschätztes Nichts der eitlen Ehre!
Dir baut das Altertum Altäre;
Du bist noch heut' der Gott der Welt.

29. Da eben in Holland eine große Überschwemmung war und die Zeitläufe für sehr gefährlich angesehen wurden. H Das Gedicht entstand in Leyden. (Vgl. die Einleitung.)

*) Peter Giller, geboren zu St. Gallen 1703, studierte in Leyden Medizin, wo er mit Haller befreundet wurde; 1728 doktorierte er in Straßburg. † 12. Januar 1764.

Bezaubrend Unding, Kost der Ohren,
Des Wahnes Tochter, Wunsch der Thoren,
Was hast du dann, das uns gefällt?

Du hast die Bürger güldner Zeiten
Gelehrt ihr eigen Weh bereiten,
Des Blutes stolzes Recht erdacht;
Du hast, aus unterird'schen Grüften,
Die tolle Zier an unsern Hüften,
Das Schwert, zuerst an Tag gebracht.

Du lehrtest nach dem Rang der Fürsten
Der Menschen eitle Sinnen dürsten,
Den doch die Ruh' auf ewig flieht:
Daß wir die Zentnerlast der Würden
Auf allzuschwache Schultern bürden,
Ist, weil man dich beim Zepter sieht.

Du führest die geharnschten Scharen
Durch die verachteten Gefahren
Mit Freuden ins gewisse Grab;
Dich nach dem Tode zu erhalten,
Bricht der geschwächte Sinn der Alten
Ihr sonst so teures Leben ab.

Dein Feuer füllt die größten Geister,
Du lehrest Künst' und machest Meister,
Durch dich erhält die Tugend sich;
Der Weise selbst folgt dir von fernen,
Sein starrer Blick sucht in den Sternen
Nicht ihren Wunderlauf, nur dich.

Ach, könnten doch der Menschen Augen
Dein Wesen einzusehen taugen,
Wie würdest du für sie so klein!
Verblendend Irrlicht der Gemüter,
Gerühmter Adel falscher Güter,
Wer dich gefunden, hascht nur Schein.

„O Jüngling," rufte jener Weise,
„Was macht, daß deine Heldenreise

Sich in Aurorens Bette wagt?
Du rennst in tausend bloße Säbel,
Nur daß am Tisch der Griechen Pöbel
Nach deinen Thaten müßig fragt."

So seid ihr Menschen miteinander!
An Mut ist keiner Alexander,
An Thorheit gehn ihm tausend für;
Ihr opfert eure besten Jahre,
Nur daß Europa bald erfahre,
Daß einer lebt, der heißt wie ihr.

Wie herrlich werd' ich einst verwesen,
Wenn Leute nur mein Ende lesen
Bei den Erschlagnen obenan!
Wohl angebrachtes Blut der Helden,
Wann einmal die Kalender melden,
Was Wunderthaten sie gethan!

Zwar noch zu glücklich, wessen Wunden
Bei dem Gerüchte Platz gefunden,
Er hascht ihn doch, den edlen Traum!
Wie manchen, der sein kühnes Leben
Mit gleichem Mute hingegeben,
Benennt die Totenliste kaum!

Als aus des neuen Gottes Wunden
Das Blut entging, die Kräfte schwunden,
Wog Fama jeden Tropfen ab;
Allein das Werkzeug seiner Siege,
Die Mitgefährten seiner Kriege,
Verscharrt mit ihrem Ruhm ihr Grab.

Doch, ach, was haben sie verloren?
Das Leben in der Menschen Ohren
Geht nach dem Tod uns wenig an;
Achilles, dessen kühne Tugend
Ein Beispiel ist sieghafter Jugend,
Ist ja so tot als jedermann.

42. Alexander rief beim Übergang des Hydaspes aus: Wie vieler Mühe und Gefahr setze ich mich bloß, auf daß die Athenienser vorteilhaftig von mir sprechen sollen. H — 61. Alexander der Große.

Baut, eitle Herrscher unterm Süden,
Die unzerstörbarn Pyramiden,
Gepflastert mit des Volkes Blut;
Doch wißt, daß, einst der Würmer Speise,
Man unterm Stein vom höchsten Preise
Nicht besser als im Rasen ruht.

Allein was kann uns auch im Leben
Der Nachruhm für Vergnügen geben?
Die Ruh' wohnt bei der Ehre nie.
Sie wohnt in prächtigen Palästen
Und hat selbst Könige zu Gästen,
Allein mit Rauche speiset sie.

Sagt: hat der größte von den Kaisern,
Bedeckt mit tausend Lorbeerreisern,
Nicht alles, was ihr wünschen könnt?
Doch schaut, ihr Sklaven eiteln Schimmers,
Doch ins Bezirk des innern Zimmers
Und sagt, ob ihr sein Glück euch gönnt?

Es klingt zwar herrlich in den Ohren:
„Zum Herrscher von der Welt geboren
Und größer noch von Würdigkeit!"
Allein der Glanz von zehen Kronen,
Die Majestät so vieler Thronen
Ist nur der Unruh' Feierkleid.

Europens aufgebrachte Waffen
Hier von sich lehnen, dort bestrafen,
Am Steuer von der Erde sein,
Ein Heer gepreßter Unterthanen
Hier schützen, dort zum Frieden mahnen,
Räumt wenig Ruh' den Tagen ein.

73 ff. Wieland (A. Frey S. 181):

„Er reizt die Herrn des Nils den Himmel nah zu seh'n,
Und von gebranntem Leim Gebürge zu erhöh'n,
Wo unter theurer Last, mit Menschenblut gefüget,
Ihr moderndes Gebein in öden Winkeln lieget."

— 85. Karl der VI., dessen Glück damals am größten war. An. 1728. H

Allein sein eigen Reich verwalten,
Staat, Kirch' und Handelschaft erhalten,
Was Nutz und Ehre fodern, thun,
In Frieden seine Waffen schärfen,
Den Grund zum Glück der Nachwelt werfen,
Läßt auch zu Nacht ihn niemals ruhn.

Er schmachtet unter seiner Würde,
Ihr seht die Pracht, er fühlt die Bürde,
Ihr schlafet sicher, weil er wacht;
Zu selig, schnitte das Geschicke
Von seiner Hand die güldnen Stricke,
Womit es ihn zum Sklaven macht.

Wann aber erst mit Unglücksfällen
Des Fürsten Sorgen sich gesellen,
Wenn wider ihn das Schicksal ficht,
Wann um ihn Macht und Bosheit wittert
Und der bestürmte Thron erzittert,
Da zeigt der Zepter sein Gewicht.

Weh ihm, wann ihn sein Stolz verwöhnet!
Der größre Herr, der ihn belehnet,
Lehrt ihn, von wem die Krone sei;
Der Lorbeer schützt nicht vor dem Blitze,
Der Donner schlägt der Türme Spitze,
Und Unfall wohnt Tyrannen bei.

Wie manchmal wird dem höchsten Haupte,
Das heut der Lorbeer noch umlaubte,
Des Abends kaum ein Sarg gewährt!
Wie oft muß Gift, aus Freundes Händen,
Des größten Helden Leben enden,
Das tausend Degen nicht versehrt!

Das Muster aller Fürstengaben
Muß neben sich ein Untier haben,
Das eh' verdient am Pfahl zu stehn.

135. M. Antonius Philosophus und Faustina. H

August, des Brutus Überwinder,
Sieht durch die Laster seiner Kinder
Sein Haus mit Spott zu Grunde gehn.

Zieh, Hannibal, vom heißen Calpe
Und Visos unerstiegner Alpe,
Such in der Römer Blut den Ruhm!
Rom selbst scheut sich mit dir zu kriegen,
Doch bleibt dir einst von deinen Siegen
Nur Gift zum letzten Eigentum!

Wann auch sich einst ein Liebling fände,
Mit dem das Glück sich fest verbände,
Blieb ihm kein Wunsch gleich unerfüllt;
Er wird von Sorgen drum nicht freier,
Die Ehrsucht ist ein ewig Feuer,
Das weder Zeit noch Ehre stillt.

Was man gewünscht, ist schon vergessen,
Eh' man es einen Tag besessen,
Dem Wunsche folgt ein andrer nach;
Der Nachruhm selbst spornt unsre Sinnen,
Noch größre Thaten zu beginnen,
Und hält erworbnen Ruhm für Schmach.

Er fand an Ganges letztem Strande
Das Ziel der Thaten und der Lande,
Doch Philipps Sohn war noch nicht satt;
Die Welt hört auf mit seinen Siegen,
Er aber weint, weil, dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücke hat.

Ihr aber, deren Tugendlehre
Führt nach der reinsten Art der Ehre,
Lernt doch, wornach ihr lüstern seid!
Was hilft es euch, den Göttern gleichen,
Wann in der Bosheit finstern Sträuchen
Ein Weg ist zur Unsterblichkeit?

140. Nach des Mr. de St. Simon mühsamer Untersuchung. H (M. H. de Saint-Simon, Histoire de la guerre des Alpes etc. 1770. Hirzel) — 157. Wieland (A. Frey S. 181):

„Er führt einst Philipps Sohn durch manch entvölkert Land,
Im blutigen Triumph bis an den Indus-Strand."

Der Nachruhm lobt nicht nur das Gute;
Er schreibt die Zagheit bei dem Mute,
Die Tugend bei den Lastern ein;
Er wieget nicht den Wert der Dinge,
Genug, daß ein Verrat gelinge,
Sein Meister wird unsterblich sein.

Wer hat des Habis Lob gegeben,
Da man der Cäsarn mörd'risch's Leben
In tausend Büchern ewig find't?
Heißt Alexander nicht der Große,
Da in des Nichts verlornem Schoße
Ung und Ascan begraben sind?

Bekennt es, ihr homer'schen Helden!
Was kann die Nachwelt von euch melden,
Als die beglückte Raserei?
Nehmt weg, daß ihr die Welt verheeret,
Geraubt, gemord't, gebrannt, zerstöret,
Was bleibt, das wissenswürdig sei?

Allein, wann endlich schon die Ehre
Der Weg zu dem Vergnügen wäre,
Auch also lohnt sich nicht die Müh':
Man opfert ihr der Jahre Blüte,
Die besten Kräfte vom Gemüte,
Und nach dem Tod erlangt man sie.

Man steigt der wahren Ehr' entgegen
Nur stufenweis', auf steilen Wegen,
Und zahlt mit Blute jeden Schritt;
Im Alter naht man sich der Spitze
Und glaubt sich endlich im Besitze,
Wann uns der Tod in Abgrund tritt.

Als dort im Kreise banger Helden
Die Ärzte Babels Sieger melden,

175. Habis, König in Spanien, der lang und sehr löblich geherrschet und seinen Unterthanen den Ackerbau und andere Künste zuerst gewiesen hat, aber sonst wenig bekannt ist. H — 180. Ung und Ascan, der Urheber des deutschen Reichs und ein alter glücklicher König in Schweden, der lang in Frieden und Ruhe seine Völker beherrschet hat. Dalin. H — 200. Alexander der Große. H

Daß er umsonst nach Rettung schaut,
Was helfen ihm die vielen Kronen?
Und daß, vom Schutt zerstörter Thronen,
Er lebend sich Altär' erbaut?

Laß dein Arbela dich erquicken,
Wisch ab mit Lorbeern, die dich schmücken,
Den Schweiß des schmachtenden Gesichts;
Du siegtest nur, um schwer zu sterben,
Du raubst die Welt für fremde Erben,
Du hattest alles und wirst nichts!

Komm, schneller Cäsar, sieh und siege,
Es sei der Schauplatz deiner Kriege,
Die ganze Welt, dein Unterthan;
Doch Dolche sind, dich zu ermorden,
Vor Ewigkeit geschliffen worden,
Dawider nichts dich schützen kann!

O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt erhebt, verlacht;
Der, frei vom Joche der Geschäfte,
Des Leibes und der Seele Kräfte
Zum Werkzeug stiller Tugend macht!

Du, der die Anmut frischer Jugend
Vermählest mit der reifen Tugend,
Was fehlet deiner Seligkeit?
Beglückter Giller, deine Tage
Sind frei von Sorg' und feiger Klage,
Wie du von Ehrgeiz und von Neid!

Kein Kummer, deinen Stand zu bessern,
Kein eitler Bau von fernen Schlössern
Hat einen Reiz, der bei dir gilt;
Der Quell von stetigem Vergnügen
Ist nimmermehr bei dir versiegen,
Weil er aus deinem Herzen quillt!

222. Eine Verbesserung vom liebenswürdigen Gellert. H

Was soll dir dann mein Glückwunsch nutzen?
Mag ein Demant mit Glas sich putzen?
Schminkt sich mit Ruhm die Tugend an?
Genug, ich will dein Treuster leben,
Sie selbst, die Tugend, wird dir geben,
Was ich dir Gutes wünschen kann!

Die Alpen.

(Nach dem Drucke der ersten Auflage von 1732.)

In der elften Auflage, der letzten von Hallers Hand besorgten, steht folgende Vorbemerkung:

„Dieses Gedicht ist dasjenige, das mir am schwersten geworden ist. Es war die Frucht der großen Alpen-Reise, die ich An. 1728 mit dem jetzigen Herrn Canonico und Professor Geßner in Zürich gethan hatte. Die starken Vorwürfe lagen mir lebhaft im Gedächtniß. Aber ich wählte eine beschwerliche Art von Gedichten, die mir die Arbeit unnöthig vergrößerte. Die zehenzeilichten Strophen, die ich brauchte, zwangen mich, so viele besondere Gemälde zu machen, als ihrer selber waren, und allemal einen ganzen Vorwurf mit zehen Linien zu schließen. Die Gewohnheit neuerer Zeiten, daß die Stärke der Gedanken in der Strophe allemal gegen das Ende steigen muß, machte mir die Ausführung noch schwerer. Ich wandte die Nebenstunden vieler Monate zu diesen wenigen Reimen an, und da alles fertig war, gefiel mir sehr vieles nicht. Man sieht auch ohne mein warnen noch viele Spuren des Lohensteinischen Geschmacks darin."

Von der vierten Auflage an bis zur elften ist das Gedicht um folgende zehn Zeilen am Anfange vermehrt worden:

Versuchts, ihr Sterbliche, macht euren Zustand besser,
Braucht, was die Kunst erfand und die Natur euch gab;
Belebt die Blumen-Flur mit steigendem Gewässer,
Theilt nach Korinths Gesetz gehaune Felsen ab;
Umhängt die Marmor-Wand mit persischen Tapeten,
Speist Tunkins Nest aus Gold, trinkt Perlen aus Smaragd,
Schlaft ein beim Saitenspiel, erwachet bei Trompeten,
Räumt Klippen aus der Bahn, schließt Länder ein zur Jagd;
Wird schon, was ihr gewünscht, das Schicksal unterschreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben!

Die ersten vier Zeilen von Strophe 1 der ersten Auflage sind in folgende vier geändert worden:

„Wann Gold und Ehre sich zu Clive's Dienst verbinden,
Keimt doch kein Funken Freud in dem verstörten Sinn.
Der Dinge Werth ist das, was wir davon empfinden;
Vor seiner theuren Last flieht er zum Tode hin."

21. Die berühmten Vogelnester, die in Indien unter den Leckerbissen ganz bekannt sind, und die man zuweilen auch in Europa auf vornehmen Tischen sieht, findet man auf einigen Inseln am Ufer von Tunkin. H — 23. Wie Wilhelm der Eroberer. H — 28. Hirzel (S. 21) ändert „in Clios" und bemerkt S. 300: „Clive's, wohl Druckfehler statt Clios." Abgesehen davon, daß die Lesart Clio keinen Sinn giebt, ist die ursprüngliche Lesart Clive deshalb die allein richtige, weil sie sich auf ein Ereignis bezog, welches kurz vor dem Erscheinen (1777) der elften Auflage sich zugetragen hatte und in aller Welt frischem Gedächtnis stand. Gemeint ist Lord Robert Clive, der Begründer der brittischen Macht in Ostindien, der 1773 wegen Mißbrauch seiner Gewalt in Untersuchung gezogen, aber freigesprochen wurde und sich am 22. November 1774 selbst erschoß. Daß das Schicksal dieses reichen und mächtigen Mannes Haller zur Exemplifikation vorzüglich diente, liegt auf der Hand. AF

H = Haller.
HI = erste Auflage der Alpen.
AF = A. Frey.

Die Seele macht ihr Glük, ihr sind die äussern Sachen,
Zur Lust und zum Verdruß, nur die Gelegenheit:
Ein wohlgesetzt Gemüht kan Galle süsse machen,
Da ein verwehnter Sinn auf alles Wermuth streut;
Was hat ein Fürst bevor, das einem Schäffer fehlet?
Der Scepter ekelt ihm, wie dem sein Hirten-Stab;
Weh ihm, wann ihn der Geitz, wann ihn die Ehrsucht quälet.
Die Schaar, die ihn bewacht, hält den Verdruß nicht ab:
Der aber dessen Sinn gesetzte Ruhe wieget,
Fragt er, wann er entschläfft, ob er auf Schwanen lieget?

Beglükte güldne Zeit, du Erstgeburt der Jahren,
O daß der Himmel dich so zeitig weggerükt!
Nicht, weil die Zeiten noch ein städter Frühling waren,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflükt;
Nicht weil die falbe Saat stäts brache Felder dekte,
Und Honig mit der Milch in diken Strömen lieff;
Nicht weil kein kühner Löw die schwachen Perche schrekte,
Und ein verirrtes Lamm bey Wölffen sicher schlieff;
Nein, weil der Mensch noch nicht voll lüsternen Verlangen
An dem geschätzten nichts der Eitelkeit gehangen.

Ihr Schüler der Natur! gebohrn' und wahre Weisen!
Die ihr auf Schweizer-Lands beschneyten Mauren wacht,
Ihr, und nur ihr allein kennt keine Zeit von Eisen,
Weil Tugend Müh zur Lust, und Armuth glüklich macht;
Das Schiksal hat euch zwar kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Straal;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eiß umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat alles diß verbessert,
Der Elementen Neid hat euer Glük vergrössert.

Anm. Orthographie und Interpunktion der „Alpen" sind genau nach dem ersten Druck wiedergegeben.

Wohl dir vergnügtes Volk! dem ein geneigt Geschike,
Der Lastern reiche Quell den Uberfluß versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuht selbst zum Glüke,
Da Pracht und Uppigkeit der Ländern Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bey seinen Schlachten zehlte,
War Brey der Helden Speiß und Holz der Göttern Hauß;
Als aber ihm das Maaß von seinem Reichthum fehlte,
Trat der geharnsch'te Nord den feigen Stolz in Grauß.
Du aber, hüte dich was grössers zu begehren,
Dein Glüke wird so lang, als deine Einfalt währen.

Laß seyn, daß die Natur der Erde Ranfft versteinet,
Genung dein Pflug geht durch, und deine Saat errint;
Sie hat dich von der Welt mit Bergen abgezäunet,
Weil sich die Menschen selbst das größte Elend sind;
Dein Trank ist reine Flut und Milch die meistē Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Bergen tieffer Schacht gibt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu seyn als du!
Dann wo die Freyheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblühmt, und Boreas gelinder.

Glükseliger Verlust von schade-vollen Gütern!
Der Himmel hat kein Gut, das eurer Armuth gleicht;
Die Eintracht wohnt bey euch in friedlichen Gemüthern,
Weil keine Eitelkeit euch Zweytrachts-Aepffel reicht;
Die Freude wird hier nicht mit banger Forcht begleitet,
Weil man das Leben liebt, und doch den Tod nicht haßt;
Hier herrschet die Vernunfft von der Natur geleitet,
Die was ihr nöthig sucht, und mehrers hält vor Last:
Was Epictet gethan und Seneca geschrieben,
Sieht man hie ungelehrt und ungezwungen üben.

Hier herrscht kein Unterscheid, den Hochmuth hat erfunden,
Der Tugend unterthan und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh besetzt die Nacht:

36. Brey, Pulmentum. H — 44. Vgl. Schiller (A. Frey S. 202):
„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!"

Hier läßt kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sorge frißt die heut'ge Freude nie.
Die Freyheit theilt dem Volk aus unparthey'schen Händen,
Mit immergleichem Maaß Vergnügung, Ruh und Müh.
Die Wollust herrscht hier nicht, sie findet keine Strike,
Man ißt, man liebt, man schläfft, und keñt kein ander Glüke.

Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papirne Schätze.
Man mißt die Strassen nicht von Rom und von Athen,
Man bindet die Vernunfft an keine Schul-Gesätze,
Und niemand lehrt die Soñ' in ihren Kreisen gehn.
Doch was verliehret Ihr? Welch Weiser lebt vergnüget?
Er kennt den Bau der Welt, und stirbt sich unbekañt.
Die Wollust wird bei ihm vergällt, und nicht besieget,
Er lebt, er ließt, zuletzt, was weiß Er? nichts als Tand.
Und hier hat die Natur die Lehre recht zu leben,
Dem Menschen in das Hertz, und nicht ins Hirn gegeben.

Hier macht das Glüke nie die Zeiten unterschieden,
Die Thränen folgen nie auf kaum gefühlte Freud.
Im gantzen Leben herrscht ein nie gestörter Frieden,
Heut ist wie gestern war, und morgen wird wie heut.
Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern mahlt sie schwarz, kein schwülstig Glüke roth.
Der Jahren Lust uñ Müh stehn stäts auf gleicher Waage,
Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod.
Nur hat die Frölichkeit bißweilen wenig Stunden,
Dem unverdroßnen Fleiß mit Mühe ausgewunden.

Wañ durch die schwüle Lufft, gedämpffte Winde streichen
Und Titans reiner Strahl der Jugend Adern schwellt;
So sammlet sich ein Dorff im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuht sich dem Volck zur Schaue stellt.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und schlinget Hufft um Hufft.
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gestekten Ziele
Von starker Hand beseelt durch die zertrennte Lufft;

90. Man sieht leicht, daß dieses Gemälde auf die vollkommene Gleichheit der Alpenleute geht, wo kein Adel, und sogar kein Landvogt ist; wo keine möglichen Beförderungen eine Bewegung in den Gemüthern erwecken, und die Ehrsucht keinen Namen in der Landessprache hat. H

Den aber führt die Lust was edlers zu beginnen
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäfferinnen.

Dort fliegt ein schnelles Bley in das entfernte Weisse,
Das blizt, und Lufft und Ziel im gleichen nu durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleisse,
Nach dem erwählten Zwek mit langen Säzen fort:
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungnen Händen,
In dem zertretnen Gras bei einer Dorff-Schallmey:
Und lehrt sie nicht die Kunst sich nach dem Tacte wenden,
So legt die Frölichkeit doch ihnen Flügel bey.
Das graue Alter selbst sizt hin in lange Reyhen,
An ihrer Kindern Freud ihr Hertze zu erfreuen.

Dann hier wo die Natur allein Gesäze giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebens-würdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht alles werth, und Liebe alles gleich.
Die Anmuht wird hier auch in Armen schön gefunden,
Man wigt die Gunst hier nicht vor schweren Kisten hin.
Die Ehrsucht theilet nie, was Liebe hat verbunden,
Die Staats-Sucht macht sich nicht zur Unglüks-Kupplerin.
Die Liebe brennt hier frey und förcht kein Donner-Wetter,
Man liebet vor sich selbst, und nicht vor seine Vätter.

So bald ein junger Hirt die sanffte Glut empfunden,
Die ein geliebtes Aug in muntre Geister senkt,
So wird des Schäffers Mund von keiner Forcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn kränkt.
Sie hört ihn, und verdient sein Brand ihr Hertz zum Lohne,
So sagt sie, was sie fühlt, und thut wornach sie strebt.
Dann zarte Neigung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Anmuht fließt und durch die Tugend lebt.
Verzüge falscher Zucht, der wahren Keuschheit Affen,
Der Hochmuth hat euch nur zu unsrer Quaal geschaffen.

100. Diese ganze Beschreibung ist nach dem Leben gemalt. Sie handelt von den sogenannten Bergfesten, die unter den Einwohnern der Bernischen Alpen ganz gemein, und mit mehr Lust und Pracht begleitet sind, als man einem Ausländer zumuthen kann zu glauben. Alle die hier beschriebenen Spiele werden dabey getrieben; das Ringen und das Steinstoßen, das dem Werfen des alten Disci ganz gleich kömmt, ist eine Uebung der dauerhaften Kräfte dieses Volks. H

Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,
Er liebet Sie, Sie ihn, diß macht den Heyrath=Schluß.
Die Eh wird offt durch nichts als beyder Treu befestigt,
Vor Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie auf nahen Zweigen,
Die Wollust deckt ihr Bett auf sanfft=geschwollnes Mooß,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schooß.
O dreymahl Selige! Euch muß ein Fürst beneiden,
Dann Liebe balsamt Gras, und Ekel herrscht auf Seiden.

Hier bleibt das Eh=Bett rein; es brauchet keiner Hütern,
Weil Keuschheit und Vernunfft darum zu Wache stehn,
Ihr Vorwitz ekelt nicht nach unerlaubten Gütern,
Was man geliebet, bleibt auch nach der Hochzeit schön.
Die keusche Liebe streut auf ihre Arbeit Rosen,
Des Tages Müh vergräbt ein wollust=reiches Bett,
Und lehrnt man nicht die Kunst, nach Regeln liebzukosen,
So laut auch Stammeln süß, wann nur das Hertze redt.
Der Eintracht hold Geleit, Gefälligkeit und Schertzen,
Belebet ihre Küß', und herrscht in ihren Hertzen.

Entfernt vom eiteln Tand der mühsamen Geschäfften,
Wohnt hier die Seelen=Ruh und flieht der Stätten Rauch.
Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reiffe Kräfften,
Der träge Müssiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit wekt sie auf, und stillet ihr Gemüthe,
Die Lust macht sie gering, und die Gesundheit leicht,
Dann durch ihr Hertze fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darinn kein erblich Gifft von siechen Vättern schleicht.
Das Kum̃er nicht vergällt, der Jähzorn nicht befeuret,
Kein geiles Eiter fäult, das Schwelgen nicht versäuret.

So bald der rauhe Nord der Lüfften Reich verlieret,
Und ein belebter Safft in alle Wesen dringt,
Wañ sich der Erde Schooß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt,
So bald flieht auch das Volk aus den verhaßten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fließt,

Und eilet aufs Gebürg, des Viehes Speiß zu finden,
Wo kaum noch durch das Eiß der Kräutern Spitze sprießt.
Das Vieh verläßt den Stall und grüßt den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden.

Wenn kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüssen,
Und uns das Aug der Welt die ersten Blike giebt,
Entreißt der Hirt sich schon aus seiner Liebsten Küssen,
Die seines Abscheids Stund zwar haßt, doch nicht verschiebt.
Er treibt den trägen Schwarm der schwer beleibten Kühen,
Mit freudigem Gebrüll durch den bebauten Steg,
Sie irren langsam um, wo Klee und Muttern blühen,
Und mäh'n das zarte Gras mit scharffen Zungen weg.
Er aber setzet sich bey einem Wasser-Falle
Und rufft mit seinem Horn dem lauten Widerhalle.

Wann der entfernte Stral die Schatten nun verlängert,
Und Phöbi müdes Licht sich senkt in kühle Ruh,
So eilt die satte Schaar von Uberfluß geschwängert,
Mit schwärmendem Geblök gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüßt den Mann, noch eh sie ihn erbliket,
Der Kindern froh Gewühl frolokt und spielt um ihn.
Und ist der süsse Schaum der Eutern ausgedrüket,
So sizt das ein'ge Paar zu schlechten Speisen hin.
Begierd und Hunger würtzt, was Einfalt hat bereitet,
Biß Schlaff und Liebe sie, umarmt zum Bett begleitet.

Wann nun von Titans Glanz die Wiesen sich entzünden,
Und in dem falben Gras des Volkes Hoffnung reifft,
So eilt der muntre Hirt nach den bethauten Gründen,
Eh noch Aurorens Gold der Bergen Höh' durchstreifft.

168. Im Anfange des Maimonats brechen aus den Städten und Dörfern die Hirten mit ihrem Vieh auf, und ziehen mit einer eigenen Fröhlichkeit zuerst auf die niedrigen, und im Brachmonat auf die höhern Alpen. H — 177. Muttern, ein Kraut, das in den Weiden allen andern vorgezogen wird. Seseli, foliis acute multifidis, umbella purpurea. Enum. Stirp. Helv. p. 431. H — 183 f. Vgl. Schiller (A. Frey S. 211):

„Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend
Die gewohnten Ställe füllend."

Aus ihrem holden Reich wird Flora nun verdränget,
Den Schmuk der Erde fällt der Sense krummer Lauff,
Ein lieblicher Geruch aus tausenden vermenget,
Steigt aus der bunten Reyh gehäuffter Kräutern auf,
Der Ochsen schwerer Schritt führt ihre künfft'ge Speise,
Und ein frolokend Lied begleitet ihre Reise.

Bald wann der trübe Herbst die falben Blätter pflüket,
Und sich die kühle Lufft in graue Nebel kleidt,
So wird der Erde Schooß mit neuer Pracht geschmüket,
Zwar ärmer an Geblüm, doch reich an Nuzbarkeit;
Des Frühlings Augen=Lust weicht grösserem Vergnügen,
Die Früchte funkeln da, wo vor die Blühte stund,
Der Aepffeln reiffes Gold durchstriemt mit Purpur=Zügen,
Beugt den gestüzten Ast und nähert sich dem Mund.
Der Birnen süß Geschlecht, die Honig=reiche Pflaume
Reizt ihres Meisters Hand, und wartet an dem Baume.

Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben,
Man preßt kein jährend Naß gequetschten Beeren ab.
Die Erde hat zum Durst nur Brünnen hergegeben,
Und kein gekünstelt Saur beschleunigt uns zum Grab.
Beglükte klaget nicht; Ihr wuchert im verlieren,
Kein Gut, kein nöthig Trank, ein Gifft verlieret ihr.
Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren,
Der Mensch allein trinkt Wein, und wird dadurch ein Thier.
Vor euch, o Selige! will das Verhängnüß sorgen,
Es hat zum Untergang den Weg euch selbst verborgen.

Allein es ist auch hier der Herbst nicht lähr an Schäzen,
Die List und Wachsamkeit auf hohen Bergen findt.
Sobald der Himmel graut, und sich die Nebel sezen,
Schallt schon des Jägers Horn, und rufft dem Felsen=Kind.

209. Die am Fuße der Alpen liegenden Thäler sind überhaupt voll Obst, welches einen guten Theil ihrer Nahrung ausmacht. H — 211. Dieser Mangel an Wein ist den eigentlichen Alpen eigen; denn die nächsten Thäler zeugen oft die stärksten Weine, ganz nahe unter den Eisgebürgen, wie der feurige Wein zu Martinach, am Fuße des St. Bernhardberges. Aber ich beschreibe hier die Einwohner der bernischen Thäler Weißland und Siebenthal, wo allerdings kein Wein, und wenig Korn erzielet wird. H

Dort kürzt ein schnelles Bley den Lauff getriebner Böken,
Hier flieht ein leichtes Reh, es schwankt und fällt durchbort.
Dort sezt ein schüchtern Gemsch beflügelt von dem Schreken,
Durch den entfernten Raum gespaltner Felsen fort.
Der Hünden lauter Kampff, des Ertztes tödlich Knallen
Thönt durch das krumme Thal, und macht den Wald erschallen.

Indessen daß der Frost sie nicht entblößt berüke
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Meel.
Hier wird auf strenger Glut geschiedner Ziger dike
Und dort verdikt die Milch sich in ein stehend Oel.
Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Satz der Schotten,
Dort treñt ein jährend Saur das Wasser und das Fett.
Hier wird aus düñer Milch der zweyte Raub gesotten,
Dort bildt den neuen Käß ein rund geschnitten Brett.
Das ganze Haus greifft an, und schämt sich lähr zu stehen,
Kein Sclaven-Handwerk ist so schwer als müssig gehen.

Wann aber sich die Welt in starren Frost begräbet,
Der Bergen Rüken Eiß, die Thäler Schnee bedekt,
Wann die verdikte Lufft voll leichter Floken schwebet,
Und ein krystallner Dañ der Flüssen Lauff verstekt,
Dañ zieht sich auch der Hirt in die beschneyten Hütten,
Wo ein beständ'ger Brand die dürren Balken schwärzt,
Hier zahlt die süsse Ruh, was er im Jahr gelitten,
Der Sorgen-lose Tag wird müssig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Heerde sezen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu ergezen.

Der eine lehrt die Kunst, das Schiksal künfft'ger Tagen,
Im Spiegel der Natur vernünfftig vorzusehn,
Er kan der Winden Strich, den Lauff der Wolken sagen,
Und sieht in heller Lufft den Sturm von weitem wehn.

225. Böken, Steinböcke. H — 237. Recocta oder Zieger. Man kann hiebey des Herrn Scheuchzers Beschreibung der Milcharbeiten in der ersten Alpenreise nach des geschickten Hrn. Sulzers Uebersetzung nachsehen. H — 251 f. Alle diese Beschreibungen von klugen Bauern sind nach der Natur nachgeahmt, obwohl ein Fremder dieselben der Einbildung zuzuschreiben versucht werden möchte. Der Liebhaber der Natur, der alte tapfere Krieger, der bäurische Dichter, und selbst der Staatsmann im Hirtenkleide, sind auf den Alpen gemein. Ihrer Einwohner Beredsamkeit, ihre Klugheit, und ihre Liebe zur Dichtkunst, sind in meinem Vaterlande so bekannt, als auswärtig ihre unerschrokne Standhaftigkeit im Gefechte. H

Er keñt des Mondes Krafft, die Würkung seiner Farben,
Er weiß, was am Gebürg ein früher Nebel will.
Er zehlt im Merzen schon der fernen Ernde Garben,
Und hält, wenn alles mäht, bey nahem Regen still.
Er ist des Dorffes Raht, sein Außspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrenheit dient ihm vor tausend Bücher.

Ein junger Schäffer stiñt indessen seine Leyer,
Dazu er ganz entzükt ein neues Liedgen singt,
Natur und Liebe gießt in ihn ein heimlich Feuer,
Das in den Adern gliñt, und nie die Müh erzwingt;
Die Kunst hat keinen Theil an seinen Hirten-Liedern,
Er schreibt vor wahre Brunst nicht hohe Worte hin,
Auch wann er dichten soll, bleibt er bey seinen Widern,
Und seine Muse redt wie seine Schäfferin.
Kein knechtisches Gesäz hält seinen Geist umschränket,
Er denket wie ein Hirt, und schreibet wie er denket.

Bald aber spricht ein Greiß, von dessen grauen Haaren,
Sein angenehm Gespräch ein neu Gewichte niñt,
Die Vorwelt sah' ihn schon, die Last von hundert Jahrẽ,
Hat seinen Geist gestärkt, und nur den Leib gekrüñt.
Er ist ein Beyspiel noch von unsern Helden-Ahnen,
In deren Arm der Bliz und GOtt im Herzen war.
Er mahlt die Schlachten ab, zehlt die ersiegten Fahnen,
Umschanzt der Feinden Wall, und neñet jede Schaar.
Die Jugend hört erstaunt, und zeigt in den Gebärden,
Die edle Ungedult noch löblicher zu werden.

Ein andrer, dessen Haupt mit gleichem Schnee bedeket,
Ein lebendes Gesäz, des Volkes Richtschnur ist;
Lehrt was den Stand erhält, was er vor Fehler heket,
Wie auch der öfftre Sieg der Völkern Stärke frist.

282. Die späteren Ausgaben haben die Verse 3—10 dieser Strophe geändert, wie folgt:

Lehrt wie die feige Welt in's Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht das Mark der Länder frißt;
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt;
Wie um uns Alles darbt, und hungert in den Ketten*)
Und Welschlands Paradies gebeugte Bettler hegt;
Wie Eintracht, Treu' und Muth, mit unzertrennten Kräften,
An eine kleine Macht das Glückes Flügel heften. A F

*) Diese Betrachtung hat schon Burnet gemacht. H

Er zeigt der Freyheit Wehrt, wie Gleichheit an den Gütern,
Und der Gesäzen Forcht des Standes Glük erhält,
Er weist, wie die Gewalt selbst=herrschender Gebietern,
Zuerst das Volk erdrükt und dann von selbsten fällt.
Er rühmt der Eintracht Macht, und daß vereinte Kräfften,
Auch an ein schwaches Land des Glükes Flügel hefften.

Bald aber schließt ein Kreiß um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht, und ihre Schönheit keñt.
Der Kräutern Wunder=Krafft und ändernde Gestalten,
Hat längst sein Witz durchsucht, und jedes Mooß beneñt.
Er wirfft den scharffen Blik in unterirrd'sche Grüffte,
Die Erde dekt vor ihm umsonst ihr falbes Gold,
Er dringet durch die Lufft, und sieht die Schweffel=Düffte
In deren feuchtem Schooß gefangner Donner rollt.
Er keñt sein Vaterland, und weiß an seinen Schäzen
Sein immer forschend Aug mit Nuzen zu ergezen.

Dann hier, wo Gotthardts Haupt die Wolken übersteiget,
Und der erhobnen Welt die Sonne näher scheint,
Hat was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Lands vereint.
Wahr ists, daß Lybien uns öfftre Neuheit giebet,
Und jeden Tag sein Sand ein frisches Unthier sieht.
Allein der Himmel hat diß Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöhtig, fehlt, und nur was nuzet, blüht.
Der Bergen ewig Eiß, der Felsen steile Wände,
Sind selbst zum Nuzen da, und tränken das Gelände.

Wenn Titans erster Strahl der Felsen Höh' vergüldet,
Und sein verklärter Blik die Nebel unterdrükt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Von dem erhobnen Siz von einem Berg erblikt.
Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke,
Eröffnet sich im nu das Schauspiel einer Welt,

309. Die meisten und größten Flüsse entspringen aus Eisgebirgen, als der Rhein, der Rhodan, die Aare. H — 315. Vgl. Schiller (A. Frey S. 211):

„Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld."

Der weite Auffenthalt von mehr als einem Volke,
Zeigt alles auf einmahl, was sein Bezirk enthält.
Ein sanffter Schwindel schließt die allzuschwachen Augen,
Die den zu fernen Kreiß nicht zu durchstrahlen taugen.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Felß und Seen
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht,
Die graue Ferne schließt, ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die lezten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebürg die sanfft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Thale wiederhallt.
Bald scheint ein breiter See ein meilen-langer Spiegel
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt.
Bald aber öffnet sich ein Strich begrünter Thälern,
Die hin und her gekrüm̃t sich im entfernen schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eiß dem Him̃el gleich gethürmt,
Sein frostiger Krystall schikt alle Stralen wieder,
Den die gestiegne Hitz im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern von diesem strekt, voll Futter reicher Weide,
Ein fruchtbares Gebürg den breiten Rücken her;
Sein sanffter Abhang glänzt von reiffendem Getreyde,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen,
Treñt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein steiler Berg die Mauer-gleichen Spizen
Ein Wald-Strom eilt dadurch, und stürzet Fall auf Fall.
Der dik beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Rizen,
Und schießt mit gäher Krafft weit über ihren Wall.
Das dünne Wasser theilt des tieffen Falles eile,
In der verdikten Lufft schwebt ein bewegtes Grau.

322. Vgl. Schiller (A. Frey S. 210):

„Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg' endigt im Dufte die Welt."

331. Vgl. Schiller (A. Frey S. 211):

„Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht."

Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
Die Gemschen sehn erstaunt im Hiñel Ströme fliessen,
Die Wolken überm Kopff, und Wolken untern Füssen.

Doch wer mit einem Aug, das Kunst und Weißheit schärffen,
Den großen Bau der Welt, der Wesen Grund betracht,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blike werffen,
Wo nicht ein Wunderwerk ihn staunend stehen macht.
Laßt des Verstandes Licht, der Erde Grufft erheitern,
Die Silber=Blumen trägt, und Gold den Bächen schenkt;
Durchsucht das holde Reich der bunt=geschmükten Kräutern,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt.
Ihr werdet alles schön und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schaz, ståts graben, nie ergründen.

Wann Phöbi helles Licht durch flücht'ge Nebel strahlet,
Und von dem nassen Land der Wolken Thränen wischt,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht gemahlet,
Das aus den Blättern schwebt, und die Natur erfrischt.
Die Lufft erfüllet sich mit lauen Ambra=Dämpffen,
Die Florens bunt Geschlecht gelinden Westen zollt,
Der Blumen schekicht Heer, scheint um den Rang zu kämpffen,
Ein lichtes Himmel=Blau beschämt ein nahes Gold.
Ein ganz Gebürge scheint gefirnißt von dem Regen,
Ein grünender Tapet, gestikt mit Regenbögen.

350 f. Die beiden Schlußzeilen der Strophe sind in den folgenden Auflagen geändert:
„Ein Wandrer sieht erstaunt, im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn, und sich in Wolken gießen"*) AF

— 365. Alle Kräuter sind auf den Alpen viel wohlriechender, als in den Thälern. Selbst diejenigen, die anderswo wenig oder gar nicht riechen, haben dort einen angenehmen saftigen Narcissengeruch, wie die Trollblume, die Aurikeln, Ranunkeln und Küchenschellen. H — 369 f. Ist im genauesten Sinn von den hohen Bergweiden wahr, wenn sie vom Vieh noch nie berührt worden sind. H

*) Dazu H: Meine eigenen Gönner haben diese zwey Reime getadelt. Sie sind also wohl schwer zu entschuldigen. Indessen bitte ich sie zu betrachten, daß die Gemsen in den ersten Auflagen, wenn sie schon Menschen wären, ein tägliches Schauspiel nicht bewundern würden; daß Boileau des St. Amand durch die Fenster sehenden Fische mit Recht lächerlich gemacht hat; und daß endlich, wenn oben am Berg die Wolken liegen, der Staubbach aber durch seinen starken Fall einen Nebel erregt, als wovon hier die Rede ist, der letzte Vers allerdings nach der Natur gemalt scheint. Ein Oberamtmann in dem Theile der Alpen, wo der hier beschriebene Staubbach ist, hat diesen Ausdruck besonders richtig gefunden, da er ihn mit der Natur verglichen hat; und in den schönen Wolfischen Aussichten sieht man das in einen Nebel aufgelöste Wasser des Stroms.

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbel-Kräutern hin,
Ein ganzes Blumen-Volk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst, bükt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand,
Der Blättern glattes Weiß, mit tieffem Grün durchzogen,
Strahlt von dem lichten Bliz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesäz! daß Krafft sich hier vermähle
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.

Hier weist ein niedrig Kraut der Blättern grauen Nebel,
Den die Natur gespizt, in Kreuze hingelegt.
Die holde Blume zeigt die zwey vergöldten Schnäbel,
Die ein von Amethist gebildter Vogel trägt.
Dort wirfft ein glänzend Blat in Finger ausgekerbet
Auff eine helle Bach den grünen Wiederschein:
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet
Schließt ein gesteiffter Stern in weisse Stralen ein.
Smaragd und Rosen blühn, auch auf zertretner Heyde,
Und Felsen deken sich mit einem Purpur-Kleide.

Allein wohin auch nie die milde Sonne bliket
Wo ein beständ'ger Frost das kalte Thal entlaubt,
Wird holer Felsen Grufft mit einer Pracht geschmüket
Die keine Zeit versehrt, und nie der Winter raubt.

371. Enziane, Gentiana floribus rotatis verticillatis. Enum. stirp. Helv. p. 478, eines der größten Alpenkräuter, dessen Heilkräfte überall bekannt sind, und der blaue Foliis amplexicaulibus floris fauce barbata. Enum. stirp. p. 473, der viel kleiner und unansehnlicher ist. H — Gentiana major lutea, eines der grösten Alp-Kräutern, und dessen Heil-Kräfften überall bekannt sind, und der blaue pratensis flore lanuginoso. HI — 372. Vgl. Wieland (A. Frey, S. 182):

„So wie der Iris Pracht den Pöbel falscher Pflanzen" ...

— 378. Weil sich auf den großen und etwas hohlen Blättern der Thau und Regen leicht sammelt, und wegen ihrer Glättigkeit sich in lauter Tropfen bildet. H — 384. Amethist, Antirrhinum caule procumbente, foliis verticillatis, floribus congestis. Enum. Helv. p. 624. H — Linaria quadrifolia supina. HI — 388. Astrantia foliis quinquelobatis lobis tripartitis. Enum Helv. p. 439. H — Astrantia corona floris purpurascente. HI — 389. Ledum foliis glabris, flore tubuloso. Enum. Helv. p. 471 et Ledum foliis ovatis, ciliatis, flore tubuloso Enum. Helv. p. 418. H — 390. Silene aculis Enum. Helv. p. 375, womit oft ganze große Felsen, wie mit einem Purpurmantel, weit und breit überzogen sind. H — 392. Die Krystallmine unweit der Grimsel, wo Stücke des vollkommensten Krystalls von etlichen Zentnern gefunden werden, dergleichen man in andern Landen niemals gesehen hat. Phil. trans. Vol. XXXIV. Ich habe selbst das größte, das damals noch gegraben worden war, im Jahre 1733 auf den Alpen betrachtet. Es war 695 Pfund schwer. Seit diesem Stücke hat man oben im Wallis ein noch größeres, und bis auf 12 Zentner wiegendes Stück Krystall gefunden. H

Im nie erhellten Grund von unterirrd'schen Pfühlen
Wölbt sich der feuchte Leim mit funkelndem Krystall.
Ein Felß von Edelstein, wo tausend Farben spielen
Blizt durch die düstre Lufft und stralet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welsche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier, und wächßt zum Berge.

Im Mitten eines Thals von Himmel-hohem Eise
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesezt;
Entsprießt ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse
Raucht durch das welke Gras, und sänget was er nezt.
Sein lauter Wasser rinnt voll flüssiger Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergöldet seinen Lauff.
Ihn wärmt der Erde Grufft, und seine Adern wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salzen auf.
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Flut zusammen,
Sein Wesen selbst ist Feu'r und seine Wellen Flam̃en.

Dort aber wo im Schaum der Strudel-reichen Wellen
Der schnelle Avançon gestürzte Wälder welzt,
Riñt der Gebürgen Grufft mit unterirrd'schen Quellen,
Davon der scharffe Schweiß das Salz der Felsen schmelzt.
Des Berges holer Bauch gewölbt mit Alabaster
Schließt zwar diß kleine Meer in tieffe Schachten ein;
Allein sein ezend Naß zermalmt das Marmor-Pflaster,
Dringt durch der Klippen Fug, und eilt gebraucht zu seyn.
Die Würze der Natur, der Ländern reichster Segen,
Beut selbst dem Volk sich an, und strömet uns entgegen.

Aus Furkens kaltem Haupt, wo sich in beyde Seen
Europens Wasser-Schaz mit starken Strömen theilt,

398. Siehe die Beschreibung einer Krystallgrube in des Herrn Sulzers Alpenreise! Ich vergleiche diese vortrefflichen Stücke mit den 40 und 50 Pfund schweren, die zu den Zeiten des Augustus gefunden, als eine ungemeine Seltenheit angesehen, und deßwegen von diesem klugen Kaiser in die Tempel der Götter geschenkt worden sind. H — Die Krystall-Mine auf der Grimsel, wo Stüke des vollkom̃sten Krystalls von etlich Centnern gefunden werden, dergleichen man in andern Ländern niehmals gesehen. H I — 400. Krystallblüthe heißt man allerlei Anschüsse, die um die Krystallgruben gemein sind. H — 402. Die von Natur heissen Wallisbäder, die in einem so kalten Thale liegen, daß das ganze beträchtliche Dorf im Winter verlassen wird, und die Einwohner sich herunter in das wärmere Wallis begeben. H — Die von Natur heissen Wallis-Bäder. H I — 411. Die Salz-Mine ohnweit Bevieux. H I und H — 412. Avançon, der dabey fliessende Waldstrom. H. — 421. Der Rhodan und Ticin nach dem Mittelländischen Meere, die Reuß und Aare in den Rhein und die Nord-See. H I und H

Entſpringt die helle Aar, die durch beſchäumte Höhen
Mit ſchrekendem Geräuſch und ſchnellen Fällen eilt:
Der Bergen reicher Schacht vergöldet ihre Hörner,
Und trübt die lautre Flut mit königlichem Erzt,
Der Strom fließt ſchwer von Gold, und wirfft gediegne Körner,
Wie ſonſt nur grauer Sand gemeine Ufer ſchwärzt.
Der Hirt ſieht dieſen Schaz, er rollt zu ſeinen Füſſen,
O Beyſpiel vor die Welt! er ſiehts, uñ läßt ihn flieſſen.

Verblendte Sterbliche! die biß zur nahen Baare
Geiz, Ehr' und Wolluſt ſtäts an eiteln Hamen hält,
Die ihr die vom Geſchik beſtim̃te Handvoll Jahre
Mit immer neuer Sorg' und lährer Müh vergällt,
Die ihr die Seelen-Ruh in ſtäten Stürmen ſuchet,
Und an die Klippen nur das irre Steuer richt,
Die ihr was ſchadet, wünſcht, und was euch nuzt, verfluchet,
Ach öffnet ihr zulezt die ſchlaffen Augen nicht!
Seht ein verachtet Volk bey Müh und Armuht lachen,
Und lernt, daß die Natur allein kan glüklich machen.

Elende! rühmet nur den Rauch von groſſen Stätten,
Wo Boßheit und Verraht im Schmuk der Tugend gehn,
Die Pracht, die euch umringt, ſchließt euch in göldne Ketten,
Erdrükt den, der ſie trägt, und iſt nur andern ſchön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrſucht ihre Knechten,
Nach der verſchloßnen Thür geehrter Bürgern hin,
Und die verlangte Ruh der lang erſeufftzten Nächten
Raubt euch der ſtäte Durſt nach nichtigem Gewinn.
Der Freundſchafft him̃liſch Feu'r kan nie bey euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennuz auch Brüder-Herzen trennen.

Dort ſpielt ein wilder Fürſt mit ſeiner Dienern Rümpffen,
Sein Purpur färbet ſich mit lauem Bürger-Blut.
Haß und Verläumdung zahlt die Tugenden mit Schimpffen,
Der Gifft-geſchwollne Neid nagt an des Nachbars Gut.

428. Das in der Aare flieſſende Gold. Der Sand beſteht meiſt aus kleinen Granaten, wie Herr von Reaumür auch vom Sande des Rhodans angemerkt hat, und ſieht deßwegen faſt ſchwarz aus. H — Das in der Aare flieſſende Gold. H I — 430. In den Gebirgen wird kein Gold gewaſchen, die Alpenleute ſind zu reich dazu. Aber unten im Lande beſchäftigen ſich die ärmſten Leute um Aarwangen und Baden damit. H

Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,
Um deren Rosen-Bett ein naher Donner blizt.
Der Geiz bebrütet Gold zu sein und andrer Plage,
Das niemand weniger, als wer es hat, besizt.
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben ist nichts als ein banger Schlummer.

Bei Euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemühtern
Der Lastern schwarze Brut den ersten Siz gefaßt,
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die kein Verdruß vergällt, kein Wechsel macht verhaßt,
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu mit Blut die Freude zahlt.
Euch überschwemt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Dawider die Vernunfft mit eiteln Lehren prahlt.
Nichts ist, das euch erdrükt, nichts ist, das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich, und sterbet wie ihr lebet.

O selig, wer wie Ihr mit selbst-gezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aekern pflügt.
Den reine Wolle dekt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis aus süsser Milch vergnügt.
Den Zephirs leis Gezisch bey kühlen Wasser-Fällen
In leichten Schlaff gewiegt, auf weichen Rasen strekt.
Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen,
Noch der Trompeten-Schall in blut'gen Lagern wekt.
Der seinen Zustand liebt und ihn nicht wünscht zu bessern
Gewiß der Himmel kan sein Glüke nicht vergrössern.

Beatus ille qui procul negotiis.
.... Horat. Ep. LI Od. II. HI

5. Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben.

An den Herrn Professor Stähelin.*)

1729.

Dieses Gedicht war eine Art eines Gewettes: Mein Freund, der D. Stähelin und andere werte Bekannte, die mir Basel zum angenehmsten Aufenthalte machten, erhoben die Engelländer und rückten mir oft das Unvermögen der deutschen Dichtkunst vor. Ich nahm die Ausforderung an, da ich mich nach einer Krankheit langsam erholte und zu keiner andern Arbeit noch die Kräfte hatte. Ich suchte in einem nach dem englischen Geschmacke eingerichteten Gedichte darzuthun, daß die deutsche Sprache keinen Anteil an dem Mangel philosophischer Dichter hätte. Die Fehler in dem Grundriß dieses Gedichtes sind mir sonst mehr als zu bekannt. Aber sie sind noch tiefer als des Johns Fransen in das Werk selber eingewoben und können nicht anders als mit einer völligen Veränderung gebessert werden, die weit über meine jetzigen Muße und Kräfte ist.**)

Woher, o Stähelin! kömmt doch die Zuversicht,
Womit der schwächste Geist von hohen Dingen spricht?
Du weißt's, Betrug und Tand umringt die reine Wahrheit,
Verfälscht ihr ewig Licht und dämpfet ihre Klarheit!

*) Benedikt Stähelin, 1695—1750, wurde 1727 Professor der Physik in seiner Vaterstadt Basel. Vgl. die Einleitung.

**) In der Tale of a Tub des D. Swifts. H (Das berühmte „Märchen von der Tonne" des englischen Satirikers Jonathan Swift (1667—1745) war bekanntlich eine der übermütigsten Parodieen der Entwicklungsgeschichte der christlichen Confessionen. Hirzel.) (Albrecht von Hallers Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Ludwig Hirzel, ord. Professor der deutschen Litteratur an der Universität zu Bern. Frauenfeld. Verlag von J. Huber. 1882.)

1 f. Lessing (vgl. A. Frey, S. 186 ff.):

„Wie kömmt es, daß ein Geist, der nichts als Glauben haßt,
Und nichts als Gründe liebt, den Schatten oft umfaßt,
Wenn er die Wahrheit denkt in sichern Arm zu schließen,
Daß ihm zum Anstoß wird, was alle Kinder wissen?
Wer lehrt mich, obs an ihm, obs an der Wahrheit liegt?
Verführet er sich selbst? Ist sie's, die ihn betriegt?
Vielleicht hat beides Grund, und wir sind nur erschaffen,
Anstatt sie einzuseh'n, bewundernd zu begaffen."

und Haller selbst: 296:

„Der eine wird verführt und der verführt sich selber."

Der Weise braucht umsonst, geführt von der Natur,
Das Bleimaß in der Hand und die Vernunft zur Schnur;
Im Geisterlabyrinth, in scheinbaren Begriffen
Kann auch der Klügste sich in fremde Bahn vertiefen;
Und wann sein sichrer Schritt sich nie vom Pfad vergißt,
Am Ende sieht er doch, daß er im Anfang ist.

Der Pöbel hat sich nie zu denken unterwunden,
Er sucht die Wahrheit nicht und hat sie doch gefunden;
Sein eigner Beifall ist sein bündigster Beweis,
Er glaubet kräftiger, je weniger er weiß.
Ihm wird der Weiseste zu schwache Stricke legen,
Er spricht ein trotzig Ja und löst sich mit dem Degen.

Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh!
Du prahlst mit der Vernunft und du gebrauchst sie nie;
Was helfen dir zuletzt der Weisheit hohe Lehren,
Zu schwach, sie zu verstehn, zu stolz, sie zu entbehren?
Dein schwindelnder Verstand, zum Irren abgericht,
Sieht wohl die Wahrheit ein und wählt sie dennoch nicht;
Du bleibest stets ein Kind, das täglich unrecht wählet,
Den Fehler bald erkennt und gleich drauf wieder fehlet;
Du urteilst überall und forschest nie, warum,
Der Irrtum ist dein Rat und du sein Eigentum.

* * *

Wahr ist's, dem Menschen ist Verstand genug geschenket,
Sein flüchtig Denken ist kaum von der Welt umschränket,
Was nimmer möglich schien, hat doch sein Witz vollbracht
Und durch die Sternenwelt sich einen Weg erdacht.

11. Lessing (A. Frey, S. 187):

„Doch der, der sich nicht selbst zu denken will erkühnen."

17. Wieland (A. Frey, S. 184):

„Von Engeln und von Vieh in gleichem Abstand weit."

und (183):

„Wie groß ist denn von euch zum Vieh der Zwischenstand."

— Dieses ist einer der Gedanken, den der Verfasser mit dem Pope gemein hat. Er ist aber einige Jahre eher von dem Schweizer als von dem Engländer gebraucht worden. H (Vgl. Pope, Essay on man, I, 225 ff. Indessen ist an eine ganz wörtliche Uebereinstimmung hier nicht zu denken, Haller spricht selbst nur vom Gedanken. Uebrigens war die Idee von einer Stufenleiter der Wesen (entsprechend dem angel, man, beast bei Pope) eine in der damaligen Philosophie weit verbreitete und ist schließlich wohl auf Leibnitz zurückzuführen. Vgl. das Gedicht vom Ursprung des Uebels 2, 21 ff., 2, 107. — Popes Essay on man erschien 1733. Hirzel.)

Dem majestätschen Gang von tausend neuen Sonnen
Ist lange vom Hugen die Rennbahn ausgesonnen,
Er hat ihr Maß bestimmt, den Körper umgespannt,
Die Fernen abgezählt und ihren Kreis umrannt.
Ein forschender Columb, Gebieter von dem Winde,
Besegelt neue Meer, umschifft der Erden Ründe;
Ein andrer Himmel strahlt mit fremden Sternen dort,
Und Vögel fanden nie den Weg zu jenem Bort,
Die fernen Grenzen sind vom Ozean umflossen,
Was die Natur verbarg, hat Kühnheit aufgeschlossen;
Das Meer ist seine Bahn, sein Führer ist ein Stein,
Er sucht noch eine Welt, und was er will, muß sein.

Ein neuer Prometheus bestiehlt den Himmel wieder,
Zieht Blitz und Strahl aus Staub und find't dem Donner Brüder.
Das Meer wird selbst verdrängt, sein altes Ziel entfernt,
Wo manches Schiff verging, wird reiches Korn geernt't.
Was die Natur verdeckt, kann Menschenwitz entblößen,
Er mißt das weite Meer unendlich großer Größen,
Was vormals unbekannt und unermessen war,
Wird durch ein Ziffernblatt umschränkt und offenbar.
Ein Newton übersteigt das Ziel erschaffner Geister,
Find't die Natur im Werk und scheint des Weltbaus Meister;
Er wiegt die inn're Kraft, die sich im Körper regt,
Den einen sinken macht und den im Kreis bewegt,

32. Christian Huygens, geb. 1625 im Haag, gest. daselbst 1695, der große Mathematiker, Physiker und Astronom, der Vervollkommner der Teleskope und der Pendeluhr ꝛc. Systema Saturnium 1659, Horologium oscillatorium 1673 u. A. Hirzel. — 42. Vgl. Schillers „Columbus“, wo diese Verse nachklingen:

„Steure mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.“ F

— 46. Holbeach und Suttomarsh in Linconshire, wo seit 100 Jahren ein großes Stück Landes dem Meer entrissen worden. Dergleichen Eroberungen, die man wider die Nordsee erhalten hat, werden je länger je gemeiner, und die Kunst hat eigne Regeln erfunden, wie nach und nach der Schlick gefangen und endlich zum festen Lande gemacht werden kann. H (Schlick = Schlamm.) — 47. 51 ff. Vgl. Lessing (A. Frey, S. 191):

„Allein mit kühnem Aug in's Heiligtum zu blicken,
Wo die Natur im Werk, bemüht mit Meisterstücken,
Bei dunkler Heimlichkeit, der ew'gen Richtschnur treu
Zu unserm Rätsel wird.“

Und schlägt die Tafeln auf der ewigen Gesetze,
Die Gott einmal gemacht, daß er sie nie verletze.

Wohl angebrachte Müh'! gelehrte Sterbliche!
Euch selbst mißkennet ihr, sonst alles wißt ihr eh!
Ach! eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit.
Allein was wahr und falsch, was Tugend, Prahlerei,
Was falsches Gut, was echt, was Gott und jeder sei,
Das überlegt ihr nicht; ihr dreht die feigen Blicke
Vom wahren Gute weg, nach einer Stunde Glücke!

* *
*

Ein Kind ist noch ein Kraut, das an der Stange klebt,
Nicht von sich selbst besteht und nur durch andre lebt.
Darauf, wann nach und nach sein Denken wird sein eigen,
Und Witz und Bosheit sich durch stärkers Werkzeug zeigen,
Wächst Geiz und Ehrsucht schon, noch weil ein Kinderspiel,
Ein Ball und schneller Reif ist seiner Wünsche Ziel.
Die blumenvolle Zeit der immer muntern Jugend
Lebt, und ist drüber stolz, in Feindschaft mit der Tugend;
Der Wollust sanfte Glut wärmt ihr die Adern auf,
Kein Einfall von Vernunft hemmt ihrer Lüste Lauf.
Wann mit den Jahren nun auch das Erkenntnis reifet
Und der gesetzte Sinn sich endlich selbst begreifet,

65 ff. Vgl. Lessing (A. Frey, S. 188 ff.): „Man gehe auf den ersten Tag seines Lebens zurück. Was entdeckt man? Eine mit dem Viehe gemeinschaftliche Geburt; ja, unser Stolz sage, was er wolle, eine noch elendere. Ganze Jahre ohne Geist, ohne Empfindung folgen darauf, und den ersten Beweis, daß wir Menschen sind, geben wir durch Laster, die wir in uns gelegt fanden, und mächtiger in uns gelegt fanden, als die Tugenden u. s. w.

.... Fühlt ich, mir unbewußt, für sie schon Lieb und Scheu?
Ach! Neigung, Sinn und Witz lag noch in finstern Banden,
Und was den Menschen macht, war ohne Spur vorhanden.
Die Bildung nach der Form zum menschlichen Geschlecht,
Gab auf den edlern Teil mir kein untrüglich Recht ....

Wie elend kümmerlich wuchs ich die ersten Jahre!
Zum Menschen noch nicht reif, doch immer reif zur Bahre ...
Eh auf die Leitung kühn, mein Fuß, vom Tragen matt,
Mehr Schritte durch die Luft, als auf dem Boden that? ...

Ich hörte, sah und gieng, ich zürnte, weinte, lachte,
Bis Zeit und Rute mich zum schlimmern Knaben machte,
Das Blut, das jugendlich in frischern Adern rann,
Trieb nun das Herz zu leichten Lüsten an.
Mein Wunsch war Zeitvertreib; mein Amt war Müßiggehen" u. s. w.

Und Haller: Ueber die Ewigkeit, V. 96 ff.

Wann Tugend und Vernunft am Steuer sollten sein,
Nimmt erst die Eitelkeit die Seele völlig ein.
Da sinnt ein kluger Mann in durchgewachten Nächten
Bald das, bald jenes Amt mit Schmeicheln zu erfechten.
So führet ihn die Zeit von Ehr' auf Ehre hin,
Zu hoch für seine Ruh', zu tief für seinen Sinn,
Bis daß das Alter ihn mit schweren Armen fasset,
Sein Rücken vor sich fällt, sein hohl' Gesicht erblasset;
Sein Herz pocht schon verwirrt, sein trübes Auge bricht,
Der Lebenspurpur stockt und jeder Saft wird dicht;
Er stirbt, den Titel wird ein Stein der Nachwelt nennen,
Sich hat er nie gekennt und nie begehrt zu kennen;
Sein Leib verfällt in Staub, sein Blut verfliegt in Rauch;
So stirbt ein großer Mann, so sterben Sklaven auch.
O Gott, der uns beseelt! wem giebst du deine Gaben?
Der Mensch gebraucht sie nicht, er schämt sich, sie zu haben!

Wir sind, und jeder ist sich gnug davon bewußt,
Ein unleugbar Gefühl bezeugt's in unsrer Brust.
Allein woher wir sind, und was wir werden sollen,
Hat der, der uns erschuf, nur Weisen zeigen wollen.
Hier spannt, o Sterbliche, der Seele Sehnen an,
Wo wissen ewig nutzt und irren schaden kann!
Doch, ach! ihr seid gewohnt, an was ihr seht zu denken,
Und was ihr noch nicht fühlt, lohnt nicht, euch drum zu kränken;
Thut jemand in sich selbst aus Vorwitz einen Blick,
So schielt er nur dahin und zieht sich gleich zurück;
Und wer aus steifem Sinn, mit Schwermut wohl bewehret,
Sein forschend Denken ganz in diese Tiefen kehret,
Find't oft für wahres Licht und immer helle Lust
Nur Zweifel in den Kopf und Messer in die Brust.

Doch weil der Stolz sich schämt, wann wir nicht alles wissen,
Hat der verwegne Mensch auch hier urteilen müssen.

97. Sehnen = Flechsen, s. v. a. Kräfte. H — 101. Lessing (A. Frey, S. 190):

„Doch wie, was stößt den finstern Blick,
Den redlichsten Spion, vom Grund der Brust zurück?
Ich werde mir zu schwarz, mich länger anzuschauen,
Und Neugier kehret sich in melancholisch Grauen."

— 107. Lessing (vgl. A. Frey, S. 187):

„Dies ist es, was ihn quält. Er will, daß man ihn merke.
Zum Folgen allzustolz, fehlt ihm der Führer Stärke,

Er hat, weil die Vernunft ihn nur zu zweifeln lehrt,
Sich selbst geoffenbart und seinen Traum verehrt.

Zwei Glauben hat die Welt hierin sich längst erwählet,
Da jeder viel verspricht und jeder weit verfehlet.
Dem einen dienet jetzt das menschliche Geschlecht,
Der Erdkreis ist sein Reich und wer drauf wohnt sein Knecht,
Vor seinen Infuln muß der Fürstenstab sich legen,
Für ihn treibt man den Pflug, für ihn zieht man den Degen,
Betrug hat ihn erzeugt und Einfalt groß gemacht,
Er ist das Joch der Welt und schlauer Priester Pacht.
Wer diesen Glauben wählt, hat die Vernunft verschworen,
Dem Denken abgesagt, sein Eigentum verloren,
Er glaubet, was sein Fürst, und glaubt's, weil der es glaubt,
Er kniet, wann jener kniet, und raubt, wann jener raubt;
Er weiß, so viel er hört und seine Priester leiden;
Zahlt heilig Gaukelspiel mit seinem Gut mit Freuden,
Tauscht, was er itzt besitzt, für Schätze jener Welt
Und schätzt sich seliger, je minder er behält;
So viel der Priester will und die geweihten Blätter,
So vielmal teilt er Gott, so viel verehrt er Götter;
Und fähret, wann er stirbt, wohin sein Priester sagt,
Ist selig auf sein Wort, und, wann er will, geplagt.

* *
*

So ist's, der Menschen Sinn, durch eiteln Stolz erhöhet,
Verachtet die Natur, lobt nie, was er verstehet;
Der Tag gefällt ihm nicht, wie eines Luftlichts Pracht,
Der Gottheit Merkmal heißt, was ihn erstaunen macht.

Drum springt er plötzlich ab, sucht kühn, doch ohn Verstand,
Ein neues Wahrheitsreich, ein unentdecktes Land."

111. Eine Satire ist nicht so sittsam als eine moralische Rede. Ich habe hier bloß die schlimme Seite der Menschen betrachtet, die leider auch bei weitem die größre ist. Die meisten Völker leben wirklich unter dem Joch des Aberglaubens; sie denken entweder gar nicht an die Ewigkeit, oder sie hoffen durch bloße gesetzliche Ceremonien oder durch theoretische Wahrheiten, ohne die Aenderung des Willens, sich mit Gott zu versöhnen. Dieses ist das wesentliche des Aberglaubens. Andre wenigere sind ungläubig und leugnen entweder die Ewigkeit der Seele und die strafende Gerechtigkeit Gottes oder wohl gar das wirkliche Dasein eines obersten Wesens. H — 127. Die Oljes der Malabaren oder ihre beschriebene Palmenblätter, worauf ihre mythologischen Poesieen geschrieben sind. H

Das rollende Geknall von schwefelreichen Dämpfen,
Die mit dem feuchten Dunst geschloßner Wolken kämpfen,
Verrückte gleich ihr Hirn, sie dachten: was uns schreckt,
Ist mächtiger als wir; so ward ein Gott entdeckt.
Der Sonne blendend Licht und immer gleich Bewegen,
Ihr alles schwängernd Feur, der Quell von unserm Segen,
Schien würdig gnug zu sein vor Weihrauch und Altar,
Man fand was Göttliches, wo soviel Gutes war.
Die Helden güldner Zeit sind bald, nach vielen Siegen,
Durch List und Schmeichelei dem Himmel zugestiegen,
Die Welt verehrte tot, wer lebend sie verheert,
Und Babels Jupiter war eines Rades wert.
Selbst Laster durften sich den Göttern zugesellen,
Und Menschen ihre Schmach der Welt zum Beispiel stellen,
Geiz, Lügen, Üppigkeit, und was man tadeln kann,
Saß gülden beim Altar und nahm den Weihrauch an.
Man füllte nun die Welt mit Tempeln und mit Hainen
Und die mit Göttern an. Bedeckt mit Edelsteinen,
Nahm bald der Priester auch des Pöbels Augen ein
Und wollte, wie sein Gott, von ihm verehret sein.
Drauf herrschte der Betrug, bewehrt mit falschen Zeichen,
Und mußte von der Welt die scheue Freiheit weichen,
Die Wahrheit deckte sich mit tiefer Finsternis,
Vernunft ward eine Magd und Weisheit Ärgernis;
So ließ die Vorwelt sich die Macht zum Denken rauben,
Und alles bog das Knie vor schlauem Aberglauben.
Erschrecklich Ungeheur! sein Wüten übersteigt,
Was je des Himmels Zorn zu unsrer Straf' erzeugt.
Im innern Heiligtum, wohin kein Fremder schauet,
Ist sein verborgner Thron, auf Wahn und Furcht gebauet;
Ihm steht mit krummem Hals die stolze Heuchelei
Und mit verlarvtem Haupt Betrug, sein Vater, bei;

135. Wieland (A. Frey, S. 184):

„Es donnert, Luft und Erd hüllt sich in falbe Schatten ....
Die Wolken stürzen sich, der ganze Himmel glüht ....
Er staunt, er sinnt, und findt daß nichts gewisser ist,
Als daß ein Donnergott den Blitz aus Wolken schießt."

— 160. Es sind Zeiten gewesen, da dieser Satz nur eine kleine Einschränkung litte. Zu denselben gehören die barbarischen Jahrhunderte vom zehnten bis zum fünfzehnten, wo nur noch wenige Menschen hier und dar in der größten Bedrückung die Wahrheit suchten und liebten und der Aberglaube in allen Kirchen der Welt die herrschende Religion war. H

Er aber füllt mit Rauch die schimmernden Gewölber,
Wo seine Gottheit wohnt, und ehrt sein Schnitzwerk selber.
Bald aber, wann, vielleicht aus unbedachtem Witz,
Der Wahrheit freie Stimm' erschüttert seinen Sitz,
Füllt er sein flammend Aug' mit Rach und wildem Eifer;
Sein Arm, bewehrt mit Stahl, sein Mund, beschäumt mit Geifer,
Droht Tod und Untergang; Mord, Bosheit und Verrat,
Die Diener seines Grimms, empören Kirch' und Staat,
Und oftmals muß das Blut von zehen großen Reichen
Nach endlich sattem Zorn ihn mit sich selbst vergleichen:
Noch gütig, wann nur nicht zerstörter Thronen Schutt
Ihm wird zum Söhnaltar und raucht von Königsblut.
Dies ist der größte Gott, vor dem die Welt sich bücket,
Die Götzen, die man ehrt und auf Altären schmücket,
Sind, bunten Farben gleich, nur Teile seines Lichts,
Sie selbst sind nur durch ihn und außer ihm ein Nichts.
Sie sind im Wesen eins, nur an Gestalt verschieden,
Weiß unterm blanken Nord, schwarz unterm braunen Süden;
Dort grimmig, ihr Getränk ist warmes Menschenblut,
Hier gütig, etwas Gold versöhnet ihre Wut.
Doch ein verwöhnt Paris, dem Argenson nicht wehret,
Zeugt so viel Diebe nicht, als Götter man verehret;
Kein Tier ist so verhaßt, kein Scheusal so veracht,
Dem nicht ein Volk gedient und Bilder sind gemacht.
Den trägt hier ein Altar, der dort am Galgen hänget,
Das heiße Persen ehrt die Sonne, die es senget;
Das dumme Memphis sucht im Sumpf den Krokodil
Und räuchert einem Gott, der es verschlingen will;
Noch thörichter als da, wo es die Gartenbetter
Zu heil'gen Tempeln macht und düngte seine Götter.
Des Bösen Wesen selbst, des Schadens alter Freund,
Hat Kirchen auf der Welt und Priester, wie sein Feind.
Entsetzlicher Betrug! vor solchen Ungeheuern
Kniet die verführte Welt und lernet Teufeln feiern.
Umsonst sieht die Vernunft des Glaubens Fehler ein,
Sobald der Priester spricht, muß Irrtum Weisheit sein;

187. (Renatus de Voyer de Paulmy, Herr von Argenson, 1652—1721, der berühmte und gefürchtete Polizeiminister von Frankreich) Hirzel. — 191. Garnet. Henry Garnet, der in die englische Pulververschwörung verwickelte Jesuit, geb. 1555, hingerichtet zu London 1606.

Von dem bethörten Sinn läßt sich das Herz betrügen,
Liebt ein beglaubtes Nichts und irret mit Vergnügen:
Ein angenommner Satz, den nichts als Glauben stützt,
Wird bald ein Teil von uns und auch mit Blut beschützt.
Die Alten schrieen schon, entbrannt mit heil'gen Flammen:
Der ist des Todes wert, der ehrt, was wir verdammen;
Die Nachwelt, angesteckt mit ihrer Ahnen Wut,
Pflanzt Glauben mit dem Schwert und dünget sie mit Blut,
Hat nicht die alte Welt, nur weil sie anders glaubte,
Die neue wüst gemacht? Wie manchem hohen Haupte
Hat eines Heil'gen Arm den Stahl ins Herz gedrückt,
Den itzt ein Volk verehrt und auf Altären schmückt?
Ein mißgebrauchter Fürst taucht seine Siegesfahnen
In Kessel voll vom Blut getreuer Unterthanen,
Die nicht geglaubt, was er, und gern zum Tode gehn
Für einen Wörterstreit, wovon sie nichts verstehn.
Wo Glaubens Zweitracht herrscht, stehn Brüder wider Brüder,
Das Reich zerstört sich selbst und frisset seine Glieder;
Für seines Gottes Ruhm gilt Meineid und Verrat!
Was Böses ist geschehn, das nicht ein Priester that?

In stiller Heimlichkeit, umzielt mit engen Schranken,
Herrscht eine zweite Lehr' und wohnt in den Gedanken,
Ihr folget, wer allein auf eigne Weisheit baut,
Die Klügern insgeheim und Thoren überlaut.
Der Fürst, dem Laster nützt, den Gottesfurcht umschränket,
Der Freigeist, der sich schämt, wann er wie andre denket,
Der Weichling, dem ein Gott zu nah zur Strafe scheint,
Sind, aus verschiednem Grund, doch wider Gott vereint.
Oft deckt der Priester selbst sich mit erlernten Mienen,
Sein Herz verhöhnt den Gott, dem seine Lippen dienen,
Er lächelt, wann das Volk vor Götzen niederfällt,
Die List vergöttert hat und Aberwitz erhält.

203. Lessing (A. Frey, S. 190):
„Dem Gut und Bösen setzt ein blöder Weise Schranken
Und ihr beglaubtes Nichts wohnt nur in den Gedanken."

— 214. Garnet, Clement und andere. H Der Dominikanermönch Jacob Clement ermordete 1589 Heinrich III. von Frankreich. Die Leiche des Mörders wurde von vier Pferden zerrissen und seine Asche in die Seine geworfen. Die Jesuiten verehrten ihn deshalb als einen Märtyrer und priesen ihn, daß er mehr gethan als Judith und Eleazar. Sixtus V. verglich Clements That sogar mit der Erlösung der Welt durch Christus. Hirzel. — 222. Quantum religio potuit suadere malorum. Lucret. (I, 102.) H

Die alle nennen Gott ein Wesen nur in Ohren,
Dem Staat zum Dienst erdacht und mächtig nur für Thoren;
Bei ihnen ist kein Zweck, kein Wesens Ursprung mehr,
Und alles hat das Sein vom blinden Ungefähr.
Hier wird die Seele selbst gemessen und gewogen,
Sie muß ein Uhrwerk sein, für gleich lang aufgezogen,
Als ihr vereinter Leib das, wann er würkt, versteht,
Denkt, weil er sich bewegt, und, wann er stirbt, zergeht.
Hier sind die Tugenden, die wir am höchsten preisen,
Nur Namen ohne Kraft und Grillen blöder Weisen,
Die schlauer Stolz erzeugt, Verstellung prächtig macht,
Der leichte Pöbel ehrt und, wer sie kennt, verlacht,
Bei ihnen zeugt die Furcht der Tugend edle Triebe,
Der Menschheit Feder ist für sie die Eigenliebe.
Wer diese Sätze glaubt, ist niemand unterthan
Und nimmt nur die Vernunft zu seinem Richter an.
Klug, wann die Wahrheit sich an sichern Zeichen kennte,
Wann nicht das Vorurteil die schärfsten Augen blendte
Und im verwirrten Streit von Not und Ungefähr
Vernunft die Richterin von Wahl und Zweifel wär!
O blinde Richterin! wen soll dein Spruch vergnügen,
Die oft sich selbst betrügt und öfters läßt betrügen?
Wie leicht verfehlst du doch, wenn Neigung dich besticht!
Man glaubet, was man wünscht, das Herz legt ein Gewicht
Den leichtern Gründen bei; es fälscht der Sinne Klarheit;
Die Lüge, die gefällt, ist schöner als die Wahrheit.
Ein weicher Aristipp, der auf die Wollust geizt
Und täglich seinen Leib zu neuen Lüsten reizt,
Der keine Pflichten kennt und lebt allein zum Schlemmen,
Läßt seine Lüste nicht durch Gottes Schreckbild hemmen,
Er leugnet, was er scheut, sperrt Gott in Himmel hin
Und läßt, wenn Gott noch ist, doch Gott nicht über ihn.
Nicht, weil zum Zweifel ihn Vernunft und Gründe leiten,
Nur, weil Gott, weil er herrscht, ihm Strafen muß bereiten.

Ein Weiser, der vielleicht mit rühmlichem Verdruß,
Des Aberglaubens satt, die Wahrheit suchen muß,

261. Aristipp von Kyrene, 400 v. Chr., der Begründer der Lehre, daß das höchste Gut in der Lust bestehe. — 269. Ein kluger Mann, der in einem Lande, wo ein falscher Glaube herrscht, vom wahren keine Nachricht haben kann, ein Japoneser,

Haßt alles Vorurteil und sucht, aus wahren Gründen,
Beim Licht von der Vernunft sich in sich selbst zu finden.
Im Anfang führet ihn sein forschender Verstand
Nah zu der Wesen Grund und weit vom Menschentand,
Bis, wann er itzt entfernt von irdischen Begriffen,
Im weiten Ozean der Gottheit wagt zu schiffen,
Vernunft, der Leitstern, fehlt und er aus Blindheit irrt,
Ein falsches Licht ihn führt und seinen Lauf verwirrt,
Er selbst im trüben Tag, den falsches Licht erheitert,
Sich nach den Klippen lenkt und endlich plötzlich scheitert.
Der arme Weise sinkt im Schlamm des Zweifels ein,
Er kennt sich selbst nicht mehr, sieht in der Welt nur Schein,
Hält sich für einen Traum, die Sinnen für Betrüger,
Verwirft, was jeder glaubt, und glaubt sich desto klüger,
Je weniger er weiß; der Gottheit helles Licht
Durchstrahlt den dunkeln Dunst verblend'ter Weisheit nicht;
Die Stimme der Natur ruft allzuschwach dem Tauben,
Wer zweifelt, ob er ist, kann keinen Schöpfer glauben.

Unseliges Geschlecht, das nichts aus Gründen thut!
Dein Wissen ist Betrug und Tand dein höchstes Gut.
Du fehlst, sobald du glaubst, und fällst, sobald du wanderst,
Wir irren allesamt, nur jeder irret anderst.
Sowie, wann das Gesicht gefärbtem Glase traut,
Ein jeder, was er sieht, mit fremden Farben schaut;
Nur sieht der eine falb und jener etwas gelber;
Der eine wird verführt, und der verführt sich selber;
Der glaubt an ein Gedicht und jener eignem Tand;
Den macht die Dummheit irr und den zu viel Verstand;

ein Einwohner einer östlichen Insul, wohin keine europäische Nation einen Zugang hat; auch wohl ein solcher, der in einer irrenden und abergläubischen Kirche erzogen, mit Vorurteilen eingeschränkt und mit tausend Hindernissen, die reine Wahrheit der Offenbarung einzusehen, umgeben ist, ob ihm wohl das natürliche Licht die Thorheit seiner angebornen Religion entdeckt. Diese Leute sind bekanntermaßen in der mächtigsten Kirche der Welt sehr häufig und fast täglich zahlreicher anzutreffen. H

277. Lessing (A. Frey, S. 191):

„Was dem ein Irrlicht wird, und dem ein Leitstern ist;
Was Völker knüpft und trennt, und Wellen ließ verwüsten,
Weil nur die Schwarzen Gott, kein hölzern Kreuze grüßten."

Vgl. oben 211. — 288. Lessing (A. Frey, S. 188):

„Gnug, wer Gott leugnen kann, muß sich auch leugnen können.
Bin ich, so ist auch Gott."

Der hofft ein künftig Glück und lebt darum nicht besser;
Und jenes Unglück wird durch seine Tugend größer;
Der Pöbel ist nicht weis, und Weise sind nicht klug;
Soweit die Welt sich streckt, herrscht Elend und Betrug:
Nur daß der eine still, der andre rasend glaubet,
Der sich allein die Ruh und jener andern raubet.
Und du, mein Stähelin! was hast du dir erwählt,
Da glauben oft verführt und zweifeln immer quält?

* * *

Viel Irrtum hat der Mensch sich selber zugezogen:
Er ist, der Erde war, dem Himmel zugeflogen,
Wohin Vernunft nicht reicht, hat Stolz sich hingetraut,
Was an der Welt ihm fehlt, aus eignem Witz erbaut,
Die Schranken eng geschätzt, worin er denken sollen,
Und draußen fallen eh, als drinnen stehen wollen.

Wie Gott die Ewigkeit erst einsam durchgedacht,
Warum einst, und nicht eh, er eine Welt gemacht;
Was unser Geist sonst war, eh ihn ein Leib bekleidet;
Und wie er soll bestehn, wann alles von ihm scheidet;
Wie erst ein ewig Nichts in uns zum Etwas ward;
Wie Denken erst begann und Wesen fremder Art
Der Seele Werkzeug sind; wie sich die weiten Kreise
Der anfangslosen Dau'r gehemmt in ihrer Reise
Und ewig ward zur Zeit; und wie ihr seichter Fluß
Im Meer der Ewigkeit sich einst verlieren muß:
Das soll ich nicht verstehn und kein Geschöpfe fragen;
Es möge sich mein Feind mit solchem Vorwitz plagen!

Genug, es ist ein Gott; es ruft es die Natur,
Der ganze Bau der Welt zeigt seiner Hände Spur.
Den unermeßnen Raum, in dessen lichten Höhen
Sich tausend Welten drehn und tausend Sonnen stehen,
Erfüllt der Gottheit Glanz. Daß Sterne sonder Zahl
Mit immer gleichem Schritt und ewig hellem Strahl,
Durch ein verdeckt Gesetz vermischt und nicht verwirret,
In eignen Kreisen gehn und nie ihr Lauf verirret,
Macht ihres Schöpfers Hand; sein Will' ist ihre Kraft,
Er teilt Bewegung, Ruh' und jede Eigenschaft

Nach Maß und Absicht aus. Kein Stein bedeckt die Erde,
Wo Gottes Weisheit nicht in Wundern thätig werde;
Kein Tier ist so gering, du weißt's, o Stähelin!
Es zielt doch jeder Teil nach seinem Zwecke hin:
Ein unsichtbar Geflecht von zärtlichen Gefäßen,
Nach mehr als Menschen Kunst gebildet und gemessen,
Führt den bestimmten Saft in stetem Kreislauf fort,
Verschieden überall und stets an seinen Ort;
Nichts stört des andern Thun, nichts füllt des andern Stelle,
Nichts fehlt, nichts ist zu viel, nichts ruht, nichts läuft zu schnelle;
Ja, in dem Samen schon, eh er das Leben haucht,
Sind Gänge schon gehöhlt, die erst das Tier gebraucht;
Der Mensch, vor dessen Wort sich soll die Erde bücken,
Ist ein Zusammenhang von eitel Meisterstücken;
In ihm vereinigt sich der Körper Kunst und Pracht,
Kein Glied ist, das ihn nicht zum Herrn der Schöpfung macht.

Doch geh durchs weite Reich, das Gottes Hand gebauet,
Wo hier in holder Pracht, vom Morgenrot betauet,
Die junge Rose glüht und dort im Bauch der Welt
Ein unreif Gold sich färbt und wächst zu künft'gem Geld:
Du wirst im Raum der Luft und in des Meeres Gründen
Gott überall gebild't und nichts als Wunder finden.

Mehr find' ich nicht in mir, Gott, der in allem strahlt,
Hat in der Gnade sich erst deutlich abgemalt;
Vernunft kann, wie der Mond, ein Trost der dunkeln Zeiten,
Uns durch die braune Nacht mit halbem Schimmer leiten;
Der Wahrheit Morgenrot zeigt erst die wahre Welt,
Wann Gottes Sonnenlicht durch unsre Dämmrung fällt.
Zu stammelnd für den Schall geoffenbarter Lehren
Soll die Vernunft hier Gott mit eignem Lallen ehren.
Sie führt uns bis zu Gott, mehr ist ein Überfluß.
Nichts wissen macht uns dumm, viel forschen nur Verdruß.
Was hilft es, himmelan mit schwachen Schwingen fliegen,
Der Sonne Nachbar sein und dann im Meere liegen?
Vergnügung geht vor Witz; auch Weisheit hält ein Maß,
Das Thoren niedrig dünkt und Newton nicht vergaß.

357—365. Diese acht Verse stehen nicht in der ersten Auflage. H

Wer will, o Stähelin! ist Meister des Geschickes,
Zufriedenheit war stets die Mutter wahres Glückes.
Wir haben längst das Nichts von Menschenwitz erkennt,
Das Herz von Eitelkeit, den Sinn von Tand getrennt;
Laß albre Weisen nur, was sie nicht fühlen, lehren,
Die Seligkeit im Mund und Angst im Herzen nähren,
Uns ist die Seelenruh' und ein gesundes Blut,
Was Zeno nur gesucht, des Lebens wahres Gut;
Uns soll die Wissenschaft zum Zeitvertreibe dienen,
Für uns die Gärten blühn, für uns die Wiesen grünen;
Uns dienet bald ein Buch und bald ein kühler Wald,
Bald ein erwählter Freund, bald wir zum Unterhalt;
Kein Glück verlangen wir, ein Tag soll allen gleichen,
Das Leben unvermerkt und unbekannt verstreichen;
Und, ist der Leib nur frei von siecher Glieder Pein,
Soll uns das Leben lieb, der Tod nicht schrecklich sein!
O! daß der Himmel mir das Glück im Tode gönnte,
Daß meine Asche sich mit deiner mischen könnte!

---

6. Die Falschheit menschlicher Tugenden.

An den Herrn Prof. Stähelin.

1730.

Der Ursprung dieses Gedichtes ist demjenigen gleich, der das fünfte veranlaßt hat. Es ist auch eben in einer Krankheit gemacht worden, die mich eine Zeit lang von andern Arbeiten abhielt. Der Grundriß ist deutlicher, aber die Verse schwächer.

Geschminkte Tugenden, die ich zu lang erhob,
Scheint nur dem Pöbel schön und sucht der Thoren Lob!
Bedeckt schon euer Nichts die Larve der Gebärden,
Ich will ein Menschenfeind, ein Swift, ein Hobbes werden

378. Zeno, der Stoiker, 340 v. Chr. — Die Falschheit menschlicher Tugenden. 4. Vgl. oben die Anmerkung zu dem Gedichte „Gedanken über Vernunft" 2c. Swift war gerade in der Zeit, in welcher Haller seiner Erwähnung thut, in der verbittertsten Stimmung und fast nur noch Verfasser heftiger persönlicher Schmähschriften, vgl. Hettner, Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts I, 316 ff — Die Erwähnung des Thomas Hobbes (1588—1679) geschieht hier namentlich wegen der von Hobbes in seinem Hauptwerk „Leviathan" u. a. a. O. erhobenen Bekämpfung der hergebrachten Ansichten vom Unterschied zwischen Tugend und Laster, sowie wegen seiner Polemik gegen Theologie, Papstthum 2c. Vgl. Lange, Geschichte des Materialismus I³, 241 ff. Hirzel.

Und bis ins Heiligtum, wo diese Götzen stehn,
Die Wahn und Tand bewacht, mit frechen Schritten gehn!

Ihr füllt, o Sterbliche! den Himmel fast mit Helden;
Doch laßt die Wahrheit nur von ihren Thaten melden!
Vor ihrem reinen Licht erblaßt der falsche Schein,
Und wo ein Held sonst stund, wird itzt ein Sklave sein.

Wann Völker einen Mann sich einst zum Abgott wählen,
Da wird kein Laster sein und keine Tugend fehlen;
Die Nachwelt bildet ihn der Gottheit Muster nach
Und gräbt in Marmorstein, was er im Scherze sprach.
Umsonst wird wider ihn sein eigen Leben sprechen,
Die Fehler werden schön, und Tugend strahlt aus Schwächen.
Zwar viele haben auch den frechen Leib gezähmt,
Und mancher hat sich gar ein Mensch zu sein geschämt:
Ein frommer Simeon wurd' alt auf einer Säule,
Sah auf die Welt herab und that, was kaum die Eule;
Ein Caloyer verscherzt der Menschen Eigentum,
Verbannt sein klügstes Glied und wird aus Andacht stumm;
Assisens Engel löscht im Schnee die wilde Hitze,
Sein heißer Eifer tilgt, bis in der Geilheit Sitze,
Des Übels Werkzeug aus, und was auf jedem Blatt
Für Thaten Surius mit rot bezeichnet hat.
Allein was hilft es doch, sich aus der Welt verbannen?
Umsonst, o Stähelin! wird man sich zum Tyrannen,

7. Lessing (A. Frey, S. 190):

„Vergebens Altertum! Die Zeit vergöttert nicht!
Und kein Verjähren gilt von der Vernunft Gericht!
Die schöne Schale täuscht mich nicht an deinen Helden,
Und selbst vom Sokrates ist Thorheit gnug zu melden.
Großmut ist Ruhmbegier; Keuschheit ist kaltes Blut;
Treu sein ist Eigennutz; und Tapferkeit ist Wut.“ 2c.

— 19. Simeon Stylites, dessen wunderlichen vieljährigen Aufenthalt auf einer Säule der Aberglaube als etwas Großes angesehen hat. Die Absicht des Mannes mag gut gewesen sein, aber sie streitet sowohl wider das Exempel der Apostel als wider ihr Gebot. H — 20. Wieland (A. Frey, S. 184):

„Bei Eulen möchtest du vielleicht ein Weiser sein.“

— 21. Griechische Priester, die oft aus einem Gelübde das Reden verschwören. H (Kalogeri, Kalojeri, hauptsächlich die Anhänger des heiligen Basilius. Hirzel.) — 23. Franciscus von Assisis, der Bilder aus Schnee ballte und umarmte. H — 26. Einer von den Beschreibern der fabelhaften Leben römischer Heiligen H (Laurentius Surius aus Lübeck, 1522—1578. Sein Hauptwerk war: De probatis Sanctorum Historiis, Köln 1576. Hirzel.)

Wann Laster, die man haßt, vor größern Lastern fliehn,
Und wo man Mohn getilgt, itzt Lölch und Drespe blühn.
Wir achten oft uns frei, wann wir nur Meister ändern,
Wir schelten auf den Geiz und werden zu Verschwendern.
Der Mensch entflieht sich nicht; umsonst erhebt er sich,
Des Körpers schwere Last zieht an ihm innerlich;
So, wann der rege Trieb in halbbestrahlten Sternen
Von ihrem Mittelpunkt sie zwingt sich zu entfernen,
Ruft sie von ihrer Flucht ein ewig starker Zug
Ins enge Gleis zurück und hemmt den frechen Flug.

Geht Menschen, schnitzt nur selbst an euren Götzenbildern,
Laßt Gunst und Vorurteil sie nach belieben schildern,
Erzählt, was sie vollbracht und was sie nicht gethan,
Und was nur Ruhm verdient, das rechnet ihnen an:
Das Laster kennet sich auch in der Tugend Farben,
Wo Wunden zugeheilt, erkennt man doch die Narben.
Wo ist er? zeiget ihn, der Held, der Menschheit Pracht,
Den die Natur nicht kennt und euer Hirn gemacht?
Wo sind die Heiligen von unbeflecktem Leben,
Die Gott den Sterblichen zum Muster dargegeben?
Viel Menschheit hänget noch den Kirchenengeln an,
Die Aberglaube deckt, Vernunft nicht dulden kann!
Traut nicht dem schlauen Blick, den demutsvollen Mienen!
Den Dienern aller Welt soll doch die Erde dienen.
War nicht ein Priester stets des Eigensinnes Bild,
Der Göttersprüche red't und, wenn er fleht, befiehlt?
Trennt nicht die Kirche selbst sich über den Kalender?
Des Abends Heiliger verbannt die Morgenländer,
Läßt Infuln im Gefecht des Gegners Infuln dräun
Und dringt auf Märterer mit Märtrern feindlich ein.
Den Bann vom Niedergang zerblitzt der Bann aus Norden,
Die Kirche, Gottes Sitz, ist oft ein Kampfplatz worden,

30. [Lölch, Lolch, lolium; Drespe, Trespe, bromus. Von beiden Gattungen sind hier die als Ackerunkraut vorkommenden Arten gemeint: lolium temulentum, das als giftig geltende Taumellolch, schweizerisch „Trümmel", und bromus secalinus, Roggentrespe, schweizerisch „Turt". Hirzel.] — 38. „Schon mehrere Philosophen haben behauptet, daß der Körper gleichsam der Kerker des Geistes sei, daß er solchen allzusehr an das Irdische hefte und seinen sogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme." (Schiller, vgl. A. Frey, S. 197.) — 57. Adversas aquilas et pila minantia pilis. (Lucan. Pharf. I. 7). H — 59. Papst Victor hatte mit den asiatischen Kirchen einen Streit wegen des Oster-Fests. Wegen seines ärgerlichen Verbannens aber ließ Irenäus von Lion einen scharfen Brief an den römischen

Wo Bosheit und Gewalt Vernunft und Gott vertrieb
Und mit der Schwächern Blut des Zweispalts Urteil schrieb.
Grausamer Wüterich, verfluchter Ketzereifer!
Dich zeugte nicht die Höll' aus Cerbers gelbem Geifer,
Nein, Heil'ge zeugten dich, du gärst in Priesterblut,
Sie lehren nichts als Lieb und zeigen nichts als Wut.
Seitdem ein Papst geherrscht und sich ein Mensch vergöttert,
Hat nicht der Priester Zorn, was ihm nicht wich, zerschmettert?
Wer hat Tolosens Schutt in seinem Blut ersäuft
Und Priestern einen Thron von Leichen aufgehäuft?
Den Blitz hat Dominik auf Albis Fürst erbeten
Und selbst mit Montforts Fuß der Ketzer Haupt ertreten.

Doch tadl' ich nur vielleicht und bin aus Vorsatz hart,
Und die Vollkommenheit ist nicht der Menschen Art:
Genug, wann Fehler sich mit größrer Tugend decken;
Die Sonne zeugt das Licht und hat doch selber Flecken.

Allein, wie, wann auch das, was ihren Ruhm erhöht,
Der Helden schöner Teil durch falschen Schein besteht?
Wann der Verehrer Lob sich selbst auf Schwachheit gründet
Und, wo der Held soll sein, man noch den Menschen findet?
Stützt ihren Tempel schon der Beifall aller Welt,
Die Wahrheit stürzt den Bau, den eitler Wahn erhält.

Wie gut und böses sich durch enge Schranken trennen,
Was wahre Tugend ist, wird nie der Pöbel kennen.

Bischof abgehen, worin er ihm mehrere Mäßigung anbefahl. Es geht übrigens die ganze Absicht dieses jugendlichen Eifers bloß auf die hitzigen Heiligen der verfolgenden Kirche und zielt auf die protestantische Geistlichkeit um so weniger, je gewisser es ist, daß sie ihr Ansehen und ihre Vorzüge bei der Glaubens-Verbesserung nicht nur willig, sondern aus eigenem Trieb und ohne der Laien Zumuten nur allzu freigebig von sich gegeben hat. H

68. Hier mangeln etliche Zeilen, worin die allzu große Heftigkeit Justinians und andrer orientalischen Kaiser wider die Heiden, Arianer und andre Irrgläubige getadelt wird, und die eben nicht poetisch sind. H Im Zürcher Nachdruck von 1750 lauten die dem Mskrpt. entnommenen Zeilen folgendermaßen:

Was that ein Athanas und ein Hieronymus,
Die jetzt die Welt verehrt und ich selbst rühmen muß?
Sie haben wider die, so nicht was sie gelehret,
Die Erde aufgebracht, vom Himmel Blitz begehret.
Die Kirche steht umsonst der andern Meinung bei;
Was sie geglaubt, ist wahr, sonst Alles Ketzerei;
Bis endlich überm Haupt erdrückter Arianen
Die Orthodoxen sich den Weg zum Himmel bahnen. F

— 71. Die Geschichte der unterdrückten Albigenser und des unrechtmäßig seiner Lande entsetzten Raimunds von Toulouse wird jedermann bekannt sein. H

Kaum Weise sehn die March, die beide Reiche schließt,
Weil ihre Grenze schwimmt und in einander fließt.
Wie an dem bunten Taft, auf dem sich Licht und Schatten,
So oft er sich bewegt, in andre Farben gatten,
Das Auge sich mißkennt, sich selber niemals traut
Und bald das rote blau, bald rot, was blau war, schaut,
So irrt das Urteil oft. Wo findet sich der Weise,
Der nie die Tugend hass' und nie das Laster preise?
Der Sachen lange Reih', der Umstand, Zweck und Grund
Bestimmt der Thaten Wert und macht ihr Wesen kund.
Der größten Siege Glanz kann Eitelkeit zernichten;
Der Zeiten Unbestand verändert unsre Pflichten,
Was heute rühmlich war, dient morgen uns zur Schmach,
Ein Thor sagt lächerlich, was Cato weislich sprach.
Dies weiß der Pöbel nicht, er wird es nimmer lernen,
Die Schale hält ihn auf, er kömmt nicht zu den Kernen;
Er kennet von der Welt, was außen sich bewegt,
Und nicht die innre Kraft, die heimlich alles regt.
Sein Urteil baut auf Wahn, es ändert jede Stunde,
Er sieht durch andrer Aug und spricht aus fremdem Munde.
Wie ein gefärbtes Glas, wodurch die Sonne strahlt,
Des Auges Urteil täuscht und sich in allem malt,
So thut die Einbildung; sie zeigt uns, was geschiehet,
Nicht, wie es wirklich ist, nur so, wie sie es siehet,
Legt den Begriffen selbst ihr eigen Wesen bei,
Heißt gleißen Frömmigkeit und Andacht Heuchelei.
Ja selbst des Vaters Wahn kann nicht mit ihm versterben,
Er läßt mit seinem Gut sein Vorurteil den Erben;
Verehrung, Haß und Gunst flößt mit der Milch sich ein,
Des Ahnen Aberwitz wird auch des Enkels sein.
So richtet alle Welt, so teilt man Schmach und Ehre,
Und dann, o Stähelin, nimm ihren Wahn zur Lehre!
Durch den erstaunten Ost geht Xaviers Wunderlauf,

101. Vgl. Goethe (A. Frey, S. 196):
„Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält."
— 105. Wieland (A. Frey, S. 180).
„So richtet die Vernunft, wenn kein gefärbtes Glas
Den Vorwurf anders zeigt, als ihn das Auge maß."
— 117. Der spanische Jesuit Franz Xavier, 1506—1552, der 1549 nach Japan ging, um dort sein in Ostindien u. a. a. O. begonnenes Bekehrungswerk fortzusetzen. Auf Xavier

Stürzt Nipons Götzen um, und seine stellt er auf;
Bis daß, dem Amida noch Opfer zu erhalten,
Die frechen Bonzier des Heil'gen Haupt zerspalten:
Er stirbt, sein Glaube lebt und unterbaut den Staat,
Der ihn aus Gnade nährt, mit Aufruhr und Verrat.
Zuletzt erwacht der Fürst und läßt zu nassen Flammen
Die Feinde seines Reichs mit spätem Zorn verdammen;
Die meisten tauschen Gott um Leben, Gold und Ruh',
Ein Mann von tausenden schließt kühn die Augen zu;
Stürzt sich in die Gefahr, geht mutig in den Ketten,
Steift den gesetzten Sinn und stirbt zuletzt im Beten.
Sein Name wird noch blühn, wann, lange schon verweht,
Des Märtrers Asche sich in Wirbelwinden dreht;
Europa stellt sein Bild auf schimmernde Altäre
Und mehrt mit ihm getrost der Seraphinen Heere.
Wann aber ein Huron, im tiefen Schnee verirrt,
Bei Erries langem See zum Raub der Feinde wird,
Wann dort sein Holzstoß glimmt und, satt mit ihm zu leben,
Des Weibes tödlich Wort sein Urteil ihm gegeben,
Wie stellt sich der Barbar? wie grüßt er seinen Tod?
Er singt, wann man ihn quält, er lacht, wann man ihm droht;
Der unbewegte Sinn erliegt in keinen Schmerzen,
Die Flamme, die ihn sengt, dient ihm zum Ruhm und Scherzen.
Wer stirbt hier würdiger? ein gleicher Heldenmut
Bestrahlet beider Tod und wallt in beider Blut;
Doch Tempel und Altar bezahlt des Märtrers Wunde,
Canadas nackter Held stirbt von dem Tod der Hunde!
Soviel liegt dann daran, daß, wer zum Tode geht,
Geweihte Worte spricht, wovon er nichts versteht.
Doch nein, der Outchipoue thut mehr als der Bekehrte,
Des Todes Ursach' ist das Maß von seinem Werte.

dichtete Friedrich v. Spee sein „Als in Japon weit entlegen" ꝛc.! — Das in den folgenden Versen des vorliegenden Gedichtes Erwähnte stimmt übrigens mit Xaviers weiteren Schicksalen nicht überein. Vgl. Herzog, Theol. Encykl. Hirzel.

119. (Amida, japanische Gottheit, das höchste Wesen darstellend. Herrliberger, die gottesdienstlichen Pflichten der indischen Völker, 87 u. a. a. O. Hirzel.) — 123. Die größte Pein, die man den Christen anthat, war eine überaus heiße Quelle, in welche man die Märtyrer so oft hinunter ließ, bis sie starben oder den Glauben verleugneten. Man muß im übrigen diese unwissenden Märtyrer einer nur halb dem Christentume ähnlichen Lehre nicht mit den Blutzeugen Christi verwechseln. H — 134. Ein See, an dem die Irocker wohnen, der Huronen Erbfeinde. H — 147. Das tapferste der Nord-Amerikanischen Völker H (La Hontan). (Voyages du Baron de La Hontan dans l'Amérique septentrionale. 1703. II, 187 ff. Hirzel.)

Den Märtrer trifft der Lohn von seiner Übelthat;
Wer seines Staats Gesetz mit frechen Füßen trat,
Des Landes Ruh' gestört, den Gottesdienst entweihet,
Dem Kaiser frech geflucht, der Aufruhr Saat gestreuet,
Stirbt, weil er sterben soll; und ist dann der ein Held,
Der am verdienten Strick noch prahlt im Galgenfeld?
Der aber, der am Pfahl der wilden Onontagen
Den unerschrocknen Geist bläst aus in tausend Plagen,
Stirbt, weil sein Feind ihn würgt, und nicht für seine Schuld,
Und in der Unschuld nur verehr' ich die Geduld!

Wann dort ein Büßender, zerknirscht in heil'gen Wehen,
Die Sünden, die er that, und die er wird begehen,
Mit scharfen Geißeln straft, mit Blut die Stricke malt
Und vor dem ganzen Volk mit seinen Streichen prahlt:
Da ruft man Wunder aus, die Nachwelt wird noch sagen,
Was Lust er sich versagt, was Schmerzen er vertragen.
Wie aber, wann im Ost der reinliche Brachmann
Mit Kot die Speisen würzt und Wochen fasten kann?
Wann Ströme seines Bluts aus breiten Wunden fließen,
Die seine Reu' gemacht und oft der Tod muß büßen,
Was Rom um Geld erläßt, wann nackt und unbewegt
Er Jahre lang den Strahl der hohen Sonne trägt
Und den gestrupften Arm läßt ausgestreckt erstarren?
Wie heißen wir den Mann? Betrüger oder Narren!

Wann in Iberien ein ewiges Gelübd'
Mit Ketten von Demant ein armes Kind umgiebt,
Wann die geweihte Braut ihr Schwanenlied gesungen
Und die gerühmte Zell' die Beute nun verschlungen,

Man giebt dem Gefangenen ein Weib von irgend einem Erschlagenen. Will sie ihn behalten, so ist öfters sein Leben gerettet, und er wird sogar unter das sieghafte Volk aufgenommen. Verurteilt sie ihn zum Tode, so ist's um ihn geschehen, und sie ist die erste, an seinen zerfleischten Gliedern sich zu sättigen. H

155. Eines der fünf Völker der Mohocks oder Iroquois. Ich rede nur von den Märtyrern einer mächtigen Kirche, die allerdings öfters mit einem unerschrockenen Mut die angenommene Lehre mit ihrem Tode versiegelt haben. Die gleichen Märtyrer aber, und zwar hauptsächlich in einem bekannten Orden, haben gegen die Protestanten solche unverantwortliche Maßregeln geraten, gebraucht und gelehrt, daß es unmöglich ist, zu glauben, der Gott der Liebe brauche Menschen von solchen Grundsätzen zu Zeugen der Wahrheit. Das erste, was er befiehlt, ist Liebe. Das erste, was diese Leute lehren, ist Haß, Strafe, Mord, Inquisition, Bartholomäustage, Dragoner, Clements, Castelle und Ravaillake. H — 165. Brachmann, Brahmane, Bramine. — 171. gestrupft, zusammengeschrumpft.

Wie jauchzet nicht das Volk und ruft, was rufen kann:
Das Weib hört auf zu sein, der Engel fängt schon an!
Ja stoßt, es ist es wert, in prahlende Trompeten,
Verbergt der Tempel Wand mit persischen Tapeten,
Euch ist ein Glück geschehn, dergleichen nie geschah,
Die Welt verjüngt sich schon, die güldne Zeit ist nah!
Gesetzt, daß ungefühlt in ihr die Jugend blühet
Und nur der Andacht Brand in ihren Adern glühet;
Daß kein verstohlner Blick in die verlaßne Welt
Mit sehnender Begier zu spät zurücke fällt;
Daß immer die Vernunft der Sinnen Feuer kühlet
Und nur ihr eigner Arm die reine Brust befühlet;
Gesetzt, was niemals war, daß Tugend wird aus Zwang:
Was jauchzt das eitle Volk? Wen rühmt sein Lobgesang?
Doch wohl, daß List und Geiz des Schöpfers Zweck verdrungen,
Was er zum Lieben schuf, zur Witwenschaft gezwungen,
Den vielleicht edlen Stamm, den er ihr zugedacht,
Noch in der Blüt' erstickt und Helden umgebracht;
Daß ein verführtes Kind in dem erwählten Orden
Sich selbst zur Überlast und andern unnütz worden!
O ihr, die die Natur auf bessre Wege weist,
Was heißt der Himmel dann, wann er nicht lieben heißt?
Ist ein Gesetz gerecht, das die Natur verdammet?
Und ist der Brand nicht rein, wann sie uns selbst entflammet?
Was soll der zarte Leib, der Glieder holde Pracht?
Ist alles nicht für uns und wir für sie gemacht?
Den Reiz, der Weise zwingt, dem nichts kann widerstreben,
Der Schönheit ewig Recht, wer hat es ihr gegeben?
Des Himmels erst Gebot hat keusche Huld geweiht,
Und seines Zornes Pfand war die Unfruchtbarkeit:
Sind dann die Tugenden den Tugenden entgegen?
Der alten Kirche Fluch wird bei der neuen Segen.

„Fort, die Trompete schallt! der Feind bedeckt das Feld,
Der Sieg ist, wo ich geh', folgt, Brüder!“ ruft ein Held.
Nicht furchtsam, wann vom Blitz aus schmetternden Metallen
Ein breit Gefild erbebt und ganze Glieder fallen,
Er steht, wann wider ihn das strenge Schicksal ficht,

178. Worte des heiligen Hieronymi. H

Fällt schon der Leib durchbohrt, so fällt der Held noch nicht.
Er schätzt ein tödlich Blei als wie ein Freudenschießen,
Sein Auge sieht gleich frei sein Blut und fremdes fließen;
Der Tod lähmt schon sein Herz, eh daß sein Mut erliegt,
Er stirbet allzu gern, wann er im Sterben siegt.
O Held, dein Mut ist groß, es soll, was du gewesen,
Auf ewigem Porphyr die letzte Nachwelt lesen!
Allein, wann auf dem Harz, nun lang genug gequält,
Ein aufgebrachtes Schwein zuletzt den Tod erwählt,
Die dicken Borsten sträubt, die starken Waffen wetzet
Und wütend übern Schwarm entbauchter Hunde setzet,
Oft endlich noch am Spieß, der ihm sein Herzblut trinkt,
Den kühnen Feind zerfleischt und, satt von Rache, sinkt:
Ist hier kein Heldenmut? wer baut dem Hauer Säulen? —
Die Jäger werden ihn mit ihren Hunden teilen.

Wer ist der weise Mann, der dort so einsam denkt
Und den verscheuten Blick zur Erde furchtsam senkt?
Ein längst verschlissen Tuch umhüllt die rauhen Lenden,
Ein Stück gebettelt Brot und Wasser aus den Händen
Ist alles, was er wünscht, und Armut sein Gewinn;
Er ist nicht für die Welt, die Welt ist nichts für ihn.
Nie hat ein glänzend Erz ihm einen Blick entzogen,
Nie hat den gleichen Sinn ein Unfall überwogen,
Ihm wischt kein schönes Bild die Runzeln vom Gesicht,
An seinen Thaten beißt der Zahn der Mißgunst nicht;
Sein Sinn, versenkt in Gott, kann nicht nach Erde trachten,
Er kennt sein eigen Nichts, was soll er andrer achten?
Der Tugend ernste Pflicht ist ihm ein Zeitvertreib,
Der Himmel hat den Sinn, die Erde nur den Leib.
O Heiliger, geht schon dein Ruhm bis an die Sterne,
Flieh den Diogenes und fürchte die Laterne! —
Ach, kennte doch die Welt das Herz so wie den Mund!
Wie wenig gleichen oft die Thaten ihrem Grund!
Du beugst den Hals umsonst, die Ehre, die du meidest,
Die Ehr ist doch der Gott, für den du alles leidest:
Wie Surena den Sieg, suchst du den Ruhm im Fliehn,

249. Surena, Feldherr der Parther, wie sie das römische Heer unter dem unglücklichen Crassus schlugen. H

Ein stärker Laster heißt dich, schwächern dich entziehn,
Und wer sich vorgesetzt, ein Halbgott einst zu werden,
Der baut ins künftige, der hat nichts mehr auf Erden,
Ihm streicht der eitle Ruhm der Tugend Farben an,
Was heischt der Himmel selbst, das nicht ein Heuchler kann?

Versenkt im tiefen Traum nachforschender Gedanken,
Schwingt ein erhabner Geist sich aus der Menschheit Schranken.
Seht den verwirrten Blick, der stets abwesend ist
Und vielleicht itzt den Raum von andern Welten mißt;
Sein stets gespannter Sinn verzehrt der Jahre Blüte,
Schlaf, Ruh' und Wollust fliehn sein himmlisches Gemüte.
Wie durch unendlicher verborgner Zahlen Reih'
Ein krumm geflochtner Zug gerecht zu messen sei;
Warum die Sterne sich an eigne Gleise halten;
Wie bunte Farben sich aus lichten Strahlen spalten;
Was für ein innrer Trieb der Welten Wirbel dreht;
Was für ein Zug das Meer zu gleichen Stunden bläht;
Das alles weiß er schon: er füllt die Welt mit Klarheit,
Er ist ein steter Quell von unerkannter Wahrheit.
Doch, ach, es lischt in ihm des Lebens kurzer Tacht,
Den Müh' und scharfer Witz zu heftig angefacht!
Er stirbt, von wissen satt, und einst wird in den Sternen
Ein Kenner der Natur des Weisen Namen lernen.
Erscheine, großer Geist, wann in dem tiefen Nichts
Der Welt Begriff dir bleibt und die Begier des Lichts,
Und laß von deinem Witz, den hundert Völker ehren,
Mein lehrbegierig Ohr die letzten Proben hören!
Wie unterscheidest du die Wahrheit und den Traum?
Wie trennt im Wesen sich das Feste von dem Raum?
Der Körper rauhen Stoff, wer schränkt ihn in Gestalten,
Die stets verändert sind und doch sich stets erhalten?
Den Zug, der alles senkt, den Trieb, der alles dehnt,
Den Reiz in dem Magnet, wonach sich Eisen sehnt,

260. Newton hat keine Weibsperson berührt. H — 263. Wieland (A. Frey, S. 181):

„Dem Newton zeigte sie im weißen Sonnenstrahl
Durch ein dreieckicht Glas der Farben heil'ge Zahl;
Von ihr gelehrt, hieß er in abgemess'nen Kreisen
Bestrahlte Welten stets um ihren Brennpunkt reisen."

Vgl. auch Gedanken über Vernunft, Aberglauben ꝛc. V. 51.

Des Lichtes schnelle Fahrt, die Erbschaft der Bewegung,
Der Teilchen ewig Band, die Quelle neuer Regung,
Dies lehre, großer Geist, die schwache Sterblichkeit,
Worin dir niemand gleicht und alles dich bereut!
Doch suche nur im Riß von künstlichen Figuren,
Beim Licht der Ziffernkunst, der Wahrheit dunkle Spuren;
Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Zu glücklich, wann sie noch die äußre Schale weist!
Du hast nach reifer Müh' und nach durchwachten Jahren
Erst selbst, wie viel uns fehlt, wie nichts du weißt, erfahren!
„Die Welt, die Cäsarn dient, ist meiner nicht mehr wert,"
Ruft seines Romes Geist und stürzt sich in sein Schwert.
Nie hat den festen Sinn das Ansehn großer Bürger,
Der Glanz von teurem Erz, der Dolch erkaufter Würger,

289 f. Goethe (A. Frey, S. 192):

„In's Innre der Natur —"
O du Philister —
„Dringt kein erschaffner Geist."
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern:
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückselig! wenn sie nur
Die äuß're Schale weist!"
Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen,
Ich fluche d'rauf, aber verstohlen;
Sage mir tausend tausendmale:
Alles giebt sie reichlich und gern,
Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit einemmale;
Dich prüfe du nur zu allermeist
Ob du Kern oder Schale seist.

Ultimatum.

Und so sag' ich zum letztenmale:
„Natur hat weder Kern
Noch Schale;
Du prüfe dich nur allermeist
Ob du Kern oder Schale seist."

— Lessing (A. Frey, S. 191):

„Bleibst du den Sinnen treu und machst aus Geistern Schalen.
Ins Innre der Natur dringt nie dein kurzer Blick."

— Wieland (A. Frey, S. 182):

„O still! Der Dinge Kern enthüllt kein ird'scher Geist."

— ebenda (180):

„In's Innere der Natur weiß er noch nicht zu bringen."
. . . .
„Die Welt, die meinem Blick kaum ihre Schale weist."

— A. a. O.: „Betrogne Sterbliche! Vom unbegrenzten All
Seht ihr den äußern Rand, die Schale nicht einmal."

— 294. Romes Geist, Cato von Utica.

Von seines Landes Wohl, vom bessern Teil getrannt:
In ihm hat Rom gelebt, er war das Vaterland.
Sein Sinn war ohne Lust, sein Herz war sonder Schrecken,
Sein Leben ohne Schuld, sein Nachruhm ohne Flecken,
In ihm erneute sich der alte Heldenmut,
Der alles für sein Land, nichts für sich selber thut;
Ihn daurte nie die Wahl, wann Recht und Glücke kriegten,
Den Cäsar schützt das Glück und Cato die Besiegten.
Doch fällt vielleicht auch hier die Tugendlarve hin,
Und seine Großmut ist ein stolzer Eigensinn,
Der nie in fremdem Joch den steifen Nacken schmieget,
Dem Schicksal selber trotzt und eher bricht als bieget;
Ein Sinn, dem nichts gefällt, den keine Sanftmut kühlt,
Der sich selbst alles ist und niemals noch gefühlt.

* * *

Wie? hat dann aus dem Sinn der Menschen ganz verdrungen,
Die scheue Tugend sich den Sternen zugeschwungen?
Verläßt des Himmels Aug' ein schuldiges Geschlecht?
Von so viel tausenden ist dann nicht einer echt?
Nein, nein, der Himmel kann, was er erschuf, nicht hassen;
Er wird der Güte Werk dem Zorn nicht überlassen:
So vieler Weisen Wunsch, der Zweck so vieler Müh',
Die Tugend, wohnt in uns und niemand kennet sie.
Des Himmels schönstes Kind, die immer gleiche Tugend,
Blüht in der holden Pracht der angenehmsten Jugend;
Kein finstrer Blick umwölkt der Augen heiter Licht,
Und wer die Tugend haßt, der kennt die Tugend nicht.
Sie ist kein Wahlgesetz, das uns die Weisen lehren,
Sie ist des Himmels Ruf, den reine Herzen hören;
Ihr innerlich Gefühl beurteilt jede That,
Warnt, billigt, mahnet, wehrt und ist der Seele Rat.
Wer ihrem Winke folgt, wird niemals unrecht wählen,
Er wird der Tugend nie, noch ihm Vergnügen fehlen;
Nie stört sein Gleichgewicht der Sinne gäher Sturm,
Nie untergräbt sein Herz bereuter Laster Wurm;

304. Victrix causa Diis placuit sed victa Catoni. Lucan I, 128. Hirzel. — 309. Wieland (A. Frey, S. 185):
„Den rauhen Menschenfeind, der selber nie gefühlet
Wie sich mit Billigkeit der Themis Strenge kühlet."

Er wird kein scheinbar Glück um würklichs Elend kaufen
Und nie durch kurze Lust in langes Unglück laufen;
Ihm ist Gold, Ruhm und Lust wie bei des Obsts Genuß,
Gesund bei kluger Maß, ein Gift beim Überfluß.
Der Menschen letzte Furcht wird niemals ihn entfärben;
Er hätte gern gelebt und wird nicht ungern sterben.

* * *

Von dir, selbständigs Gut, unendlichs Gnadenmeer,
Kommt dieser innre Zug, wie alles Gute, her!
Das Herz folgt unbewußt der Wirkung deiner Liebe,
Es meinet frei zu sein und folget deinem Triebe;
Unfruchtbar von Natur, bringt es auf den Altar
Die Frucht, die von dir selbst in uns gepflanzet war.
Was von dir stammt, ist echt und wird vor dir bestehen,
Wann falsche Tugend wird, wie Blei im Test, vergehen
Und dort für manche That, die itzt auf äußern Schein
Die Welt mit Opfern zahlt, der Lohn wird Strafe sein!

---

7. Die Tugend.

Ode an den Herrn Hofrat Drollinger.*)

1729.

Ich habe bei diesem kleinen Gedichte nicht viel zu sagen. Damals war dieses Silbenmaß etwas Ungewöhnlicheres als itzt. Ich rate aber niemandem, es nachzuahmen, da es die Gedanken so sehr einschränkt und überhaupt die vielen einsilbigen Wörter die deutsche Sprache bequemer zu den Jamben machen.

Freund! die Tugend ist kein leerer Namen,
Aus dem Herzen keimt des guten Samen,
Und ein Gott ist's, der der Berge Spitzen
Rötet mit Blitzen.

Laß den Freigeist mit dem Himmel scherzen,
Falsche Lehre fließt aus bösen Herzen,
Und Verachtung allzustrenger Pflichten
Dient für verrichten.

344. Test, Tiegel, Topf. Hirzel. — Die Tugend. 1. Vgl. Schiller (A. Frey, S. 204): „Und die Tugend, sie ist doch kein leerer Schall —"

*) Karl Friedrich Drollinger, 1688—1742 in Basel. Vgl. die Einleitung.

Nicht der Hochmut, nicht die Eigenliebe,
Nein, vom Himmel eingepflanzte Triebe
Lehren Tugend, und daß ihre Krone
Selbst sie belohne.

Ist's Verstellung, die uns selbst bekämpfet,
Die des Gähzorns Feuerströme dämpfet
Und der Liebe doch so sanfte Flammen
Zwingt zu verdammen?

Ist es Dummheit oder List des Weisen,
Der die Tugend rühmet in den Eisen,
Dessen Wangen, mitten in dem Sterben,
Nie sich entfärben?

Ist es Thorheit, die die Herzen bindet,
Daß ein jeder sich im andern findet
Und zum Lös'geld seinem wahren Freunde
Stürzt in die Feinde?

Füllt den Titus Ehrsucht mit Erbarmen,
Der das Unglück hebt mit milden Armen,
Weint mit andern und von fremden Ruten
Würdigt zu bluten?

Selbst die Bosheit ungezäumter Jugend
Kennt der Gottheit Bildnis in der Tugend,
Haßt das Gute und muß wahre Weisen
Heimlich doch preisen.

Zwar die Laster blühen und vermehren,
Geiz bringt Güter, Ehrsucht führt zu Ehren;
Bosheit herrschet, Schmeichler betteln Gnaden,
Tugenden schaden.

Doch der Himmel hat noch seine Kinder,
Fromme leben, kennt man sie schon minder,
Gold und Perlen findt man bei den Mohren,
Weise bei Thoren.

Aus der Tugend fließt der wahre Friede,
Wollust ekelt, Reichtum macht uns müde,
Kronen drücken, Ehre blendt nicht immer,
Tugend fehlt nimmer.

Drum, o Damon! geht's mir nicht nach Willen,
So will ich mich ganz in mich verhüllen,
Einen Weisen kleidet Leid wie Freude,
Tugend ziert beide.

Zwar der Weise wählt nicht sein Geschicke;
Doch er wendet Elend selbst zum Glücke.
Fällt der Himmel, er kann Weise decken,
Aber nicht erschrecken.

---

8. Doris.

1730.

Bei diesem Gedichte habe ich fast nicht mit mir einig werden können, was mir zu thun zukäme. Es ist ein Spiel meiner Jugend. Was uns im zwanzigsten Jahr lebhaft und erlaubt vorkommt, das scheint uns im siebzigsten thöricht und unanständig. Sollten wir uns nicht vielmehr der Eitelkeiten unsrer Jugend, als der unschuldigen Zeitvertreibe unsrer Kindheit schämen? Aber da einmal dieses Gedicht in so vielen Händen ist, da ich es aus denselben zu reißen unvermögend bin, so muß ich dieses Angedenken einer herrschenden, und endlich in einem gewissen Verstande unschuldigen Leidenschaft, nur aufrecht lassen. Die Jahrzahl selbst wird das übrige erklären.*)

Des Tages Licht hat sich verdunkelt,
Der Purpur, der im Westen funkelt,
Erblasset in ein falbes Grau;
Der Mond erhebt die Silberhörner,
Die kühle Nacht streut Schlummerkörner
Und tränkt die trockne Welt mit Tau.

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,

51. Fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinæ. Horat. (Od. III, 3, 7.) H

*) Den 19. Februar 1731 heiratete der Verfasser Marianen Wyß von Mathod und la Mothe. H (Vgl. die Einleitung.)

Wo nichts sich regt als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwanke Laub der Äste
Und winket dir liebkosend zu.

Die grüne Nacht belaubter Bäume
Lockt uns in anmutsvolle Träume,
Worein der Geist sich selber wiegt:
Er zieht die schweifenden Gedanken
In angenehm verengte Schranken
Und lebt mit sich allein vergnügt.

Sprich, Doris! fühlst du nicht im Herzen
Die zarte Regung sanfter Schmerzen,
Die süßer sind als alle Lust?
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht dein Blut sich selbst geschwinder
Und schwellt die unschuldsvolle Brust?

Ich weiß, daß sich dein Herz befraget
Und ein Begriff zum andern saget:
Wie wird mir doch? was fühle ich?
Mein Kind! du wirst es nicht erkennen,
Ich aber werd' es leichtlich nennen,
Ich fühle mehr als das für dich.

Du staunst; es regt sich deine Tugend,
Die holde Farbe keuscher Jugend
Deckt dein verschämtes Angesicht;
Dein Blut wallt von vermischtem Triebe,
Der strenge Ruhm verwirft die Liebe,
Allein dein Herz verwirft sie nicht.

Mein Kind, erheitre deine Blicke,
Ergieb dich nur in dein Geschicke,

31. Dieses alte schweizerische Wort behalte ich mit Fleiß. Es ist die Wurzel von erstaunen und bedeutet rêver, ein Wort, das mit keinem andern gegeben werden kann. H (Kommt auch bei S. Geßner nicht selten vor. Vgl. dessen „Tod Abels". Kürschners dtsch. Nat.-Litt. 41 S. 138 Z. 36.)

Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was willst du dir dein Glück mißgönnen?
Du wirst dich doch nicht retten können!
Wer zweifelt, der hat schon gewählt.

Der schönsten Jahre frische Blüte
Belebt dein aufgeweckt Gemüte,
Darein kein schlaffer Kaltsinn schleicht;
Der Augen Glut quillt aus dem Herzen,
Du wirst nicht immer fühllos scherzen,
Wen alles liebt, der liebet leicht.

Wie? sollte dich die Liebe schrecken?
Mit Scham mag sich das Laster decken,
Die Liebe war ihm nie verwandt;
Sieh deine freudigen Gespielen!
Du fühlest, was sie alle fühlen;
Dein Brand ist der Natur ihr Brand.

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wollust, die zwei Herzen spüren,
Die Liebe leitet zum Altar,
Du forderteſt von dem Geschicke
Die langen Stunden selbst zurücke,
Worin dein Herz noch müßig war!

Wann eine Schöne sich ergeben,
Für den, der für sie lebt, zu leben,
Und ihr Verweigern wird ein Scherz;
Wann, nach erkannter Treu' des Hirten,
Die Tugend selbst ihn kränzt mit Myrten
Und die Vernunft spricht wie das Herz;

Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebstahl, reizends Ringen
Mit Wollust beider Herz beräuscht,
Wann der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr schwimmend Aug voll seichter Thränen,
Was sie verweigert, heimlich heischt,

Wann sich — allein, mein Kind, ich schweige.
Von dieser Lust, die ich dir zeige,
Ist, was ich sage, kaum ein Traum.
Erwünschte Wehmut, sanft Entzücken,
Was wagt der Mund euch auszudrücken?
Das Herz begreift euch selber kaum.

Du seufzest, Doris! wirst du blöde?
O selig! flößte meine Rede
Dir den Geschmack des Liebens ein!
Wie angenehm ist doch die Liebe!
Erregt ihr Bild schon zarte Triebe,
Was wird das Urbild selber sein?

Mein Kind, genieß des frühen Lebens,
Sei nicht so schön für dich vergebens,
Sei nicht so schön für uns zur Qual!
Schilt nicht der Liebe Furcht und Kummer!
Des kalten Gleichsinns ekler Schlummer
Ist unvergnügter tausendmal.

Zudem, was hast du zu befahren?
Laß andre nur ein Herz bewahren,
Das, wer's besessen, gleich verläßt!
Du bleibst der Seelen ewig Meister,
Die Schönheit fesselt dir die Geister,
Und deine Tugend hält sie fest.

Erwähle nur von unsrer Jugend,
Dein Reich ist ja das Reich der Tugend,
Doch, darf ich raten, wähle mich!
Was hilft es, lang' sein Herz verhehlen?
Du kannst von hundert Edlern wählen,
Doch keinen, der dich liebt, wie ich.

Ein andrer wird mit Ahnen prahlen,
Der mit erkauftem Glanze strahlen,

91. Schiller (A. Frey, S. 204):
„Denn, Herr, was habt ihr zu befahren?"

Der malt sein Feuer künstlich ab;
Ein jeder wird was anders preisen,
Ich aber habe nur zu weisen
Ein Herz, das mir der Himmel gab.

Trau nicht, mein Kind, jedwedem Freier,
Im Munde trägt er doppelt Feuer,
Ein halbes Herz in seiner Brust:
Der liebt den Glanz, der dich umgiebet,
Der liebt dich, weil dich alles liebet,
Und der liebt in dir seine Lust.

Ich aber liebe, wie man liebte,
Eh sich der Mund zum Seufzen übte
Und Treu' zu schwören ward zur Kunst;
Mein Aug' ist nur auf dich gekehret,
Von allem, was man an dir ehret,
Begehr' ich nichts als deine Gunst.

Mein Feuer brennt nicht nur auf Blättern,
Ich suche nicht dich zu vergöttern,
Die Menschheit ziert dich allzusehr:
Ein andrer kann gelehrter klagen,
Mein Mund weiß weniger zu sagen,
Allein mein Herz empfindet mehr.

Was siehst du furchtsam hin und wieder
Und schlägst die holden Blicke nieder?
Es ist kein fremder Zeuge nah;
Mein Kind, kann ich dich nicht erweichen? —
Doch ja, dein Mund giebt zwar kein Zeichen,
Allein dein Seufzen sagt mir: Ja!

---

123. Dieser Gedanke gehört eigentümlich dem Herrn Drollinger zu. Er stund in einem verliebten Gedichte, davon man in der Sammlung seiner Poesieen keine Spur mehr antrifft, und haftete mir aus einem freundschaftlichen Gespräche im Gedächtnis. H

9. Die verdorbenen Sitten.

1731.*)

Difficile est satiram non scribere ....
JUVENAL. [1, 30.]

Ein edler, scharfsinniger und nunmehr verstorbener Freund hat diese Satire von mir ausgepreßt. Ein jugendlicher Eifer erhitzte mich dabei. Junge Leute, die in Büchern die Welt kennen gelernet haben, wo die Laster immer gescholten, die Tugenden immer geehrt und die vollkommensten Muster ihnen vorgemalet werden, fallen leicht in den Fehler, daß alles, was sie sehen, ihnen unvollkommen und tadelhaft vorkömmt. Sie fordern von einem jeden Freunde die Treue eines Pylades, und eine obrigkeitliche Person scheint ihnen pöbelhaft, so bald sie nicht einem Fabricius, einem Cato gleichkommt. Die Erfahrung belehrt uns freilich nach und nach eines Bessern. Eine kleine Republik bedarf keiner Scipionen, sie ist ohne dieselben glücklicher. Menschenliebe, Wissenschaft, Arbeitsamkeit und Gerechtigkeit ist alles, was sie von ihren größten Häuptern verlangt, und der ungezweifelt blühende Zustand meines glückseligen Vaterlandes bezeugt unwidersprechlich, daß die herrschenden Grundregeln ihrer Vorgesetzten gut und gemeinnützig sind. Man kann dem Zeugnis des von aller Schmeichelei entfernten Herrn von Montesquieu glauben, das er in der Schrift sur les causes de la décadence de Rome und in dem Werke über den Esprit des loix gegeben hat.

Genug und nur zu viel hab' ich die Welt gescholten!
Was zeigt die Wahrheit sich? Wann hat sie was gegolten?
Seht einen Juvenal, der Vorwelt Geißel, an,
Was hat sein Tadel Gut's der Welt und ihm gethan?
Ihn bracht' in Lybien das Gift der scharfen Feder,
Ein Land, wie Tomos fern, und trauriger und öder.
Rom las, soviel er schrieb, es las und schwelgte fort.
Was damals Rom gethan, thut jetzt ein jeder Ort.
Seit Boileau den Parnaß von falschem Geist gereinigt,
Hat Reimen und Vernunft in Frankreich sich vereinigt?
Lebt nicht ein Nadal noch? Reimt nicht ein Pelegrin?

5. Der römische Satiriker D. Junius Juvenalis (47—130 n. Chr.) soll von Domitian oder Hadrian nach der großen Oase in der lybischen Wüste in die Verbannung geschickt worden sein. — 6. Tomos, gr. Tomoi, Tomis und lat. Tomi und Tomis, nicht aber Tomos, heißt der Ort am Pontus Euxinus, wohin Ovid von August in die Verbannung geschickt wurde. Vgl. Ovid. trist. 3, 9, 33. ex. Pont. 4, 14, 59. — 9. Boileau, N. Boileau-Despréaux, aus Paris, 1636—1711, strebte als Dichter und als Kritiker danach, die französische Poesie zu einer natürlicheren Verständigkeit zurückzuführen: „Tout doit tendre au bon sens", „Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable" etc. Hirzel. — 11. Nadal, A. Nadal, aus Poitier, 1664—1740, Tragödien- und Lustspieldichter. Seine 1732 erschienene Comédie Arlequin au Parnasse ist eine Satire auf Voltaires Zaïre, wofür ihn Voltaire

*) Im April, wie die erste Auflage besagt.

Drängt nicht sich ganz Paris zu Scapins Possen hin?
Ich aber, dem sein Stern kein Feuer gab zum Dichten,
Was hab' ich für Beruf der Menschen Thun zu richten?
Stellt Falschmund, wann er's liest, sein heimlich Lästern ein?
Sein Haß wird giftiger, sein Herz nicht besser sein!
Und stünde Thessals Bild gestochen auf dem Titel,
Noch dünkt' er sich gelehrt und schölt' auf andrer Mittel.

* *
*

Ja, rühmen will ich itzt, wofern ich rühmen kann,
Und lache nur, mein Geist, du mußt gewiß daran!
Ein strenger Despréaux hat Dichter nur getadelt
Und Ludwigs Übergang mit klugem Mut geadelt,
Sonst hätt' er auf dem Stroh, von Gram und Frost gekrümmt,
Zuletzt mit Saint-Amand ein Klaglied angestimmt.

* *
*

Wo aber findet sich der Held für meine Lieder?
Ich geh' die Namen durch, ich blättre hin und wieder
Und finde, wo ich seh', vom Zepter bis zum Pflug,
Zum Schelten allzuviel, zum Rühmen nie genug;
Zählt selber, wie August, das Alter und die Jugend!
Fürs Laster ist kein Raum, kein Anfang für die Tugend.

* *
*

Sag an, Helvetien, du Heldenvaterland!
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?
War's oder war's nicht hier, wo Biderbs Degen strahlte,
Der das erhaltne Fahn' mit seinem Blute malte?

wiederum in einem Epigramm verewigt hat. — L'Abbé Pelegrin, aus Marseille, 1663—1745, dramatischer Dichter. Der Erzbischof von Paris verlangte Interdikt über ihn, als er auf den Gedanken kam, ,d'approprier à des airs d'opéras et de vaudevilles les Psaumes, les Proverbes de Salomon, l'histoire de l'ancien et du nouveau Testament, les Dogmes de la réligion et l'imitation du Jésus-Christ". Hirzel.

12. Scapin ist der Held von Molières Komödie: „Les fourberies du Scapin", 1671 — 22. Das Gedicht über den Übergang des Rheins, wo Boileau selber, wenn man ihn genau durchlieset, nichts anders von Ludwig sagen konnte, als er hätte zugesehen: Mais Louis d'un regard sût fixer la tempète. H (Epitre IV, 127: Mais Louis d'un regard sait bientôt la fixer.) — 24. Marc-Antoine Gérard de Saint-Amand, aus Rouen, 1594—1661, satirischer Dichter, der nach einem abenteuerlichen lustigen Leben in Not und Elend versank und seinem Dichterruhme großen Eintrag that, als er, „le genre bachanal" verlassend, sich in ernsten Dichtungen (Moïse sauvé etc.) versuchte. Hirzel. — 33. Biderb oder Biderbo ist der Zuname, den man einem Edlen von Greyerz und seinen Nachkommen zulegte, da er in dem unglücklichen Treffen in der Schloßhalde die Hauptfahne der Republik rettete. Eine allgemeine Sage fügt hier bei, daß von dieser Gefahr her das Wappen von Bern geändert und das weiße Feld in ein rotes verwandelt worden. H

Wo fließt der Muhleren, der Bubenberge Blut?
Der Seelen ihres Staats, die mit gesetztem Mut
Fürs Vaterland gelebt, fürs Vaterland gestorben,
Die Feind und Gold verschmäht und uns den Ruhm erworben,
Den kaum nach langer Zeit der Enkel Abart löscht;
Da Vieh ein Reichtum war und oft ein Arm gedrescht,
Der sonst den Stab geführt; da Weiber, deren Seelen
Kein heutig Herz erreicht, erkauften mit Juwelen
Den Staat vom Untergang, den Staat, des Schatz uns heut
Zum offnen Wechsel dient und Trost der Üppigkeit.
Wo ist die Ruhmbegier, die Rom zum Haupt der Erden,
Uns groß gemacht aus nichts, Gefahren und Beschwerden
Für Lust und Schuld erkennt, fürs Glück der Nachwelt wacht,
Stirbt, wann der Staat es heischt, die Welt zum Schuldner macht?
Wo ist der edle Geist, der nichts sein eigen nennet,
Nichts wünschet für sich selbst und keinen Reichtum kennet,
Als den des Vaterlands, der für den Staat sich schätzt,
Die eignen Marchen kürzt, der Bürger weiter setzt? —
Ach! sie vergrub die Zeit und ihren Geist mit ihnen,
Von ihnen bleibt uns nichts als etwas von den Mienen.

* * *

Doch also hat uns nicht der Himmel übergeben,
Daß von der güldnen Zeit nicht teure Reste leben;
Die Männer, deren Rom sich nicht zu schämen hat,
Ihr Eifer zeigt sich noch im Wohlsein unsrer Stadt:
Ein Steiger stützt die Last der wohlerlangten Würde
Auf eigne Schultern hin und hat den Staat zur Bürde;
Er hat, was herrschen ist, zu lernen erst begehrt,
Nicht, wie die Großen thun, die ihre Stelle lehrt.
Er sucht im stillen Staub und halb verwesnen Häuten
Des Staates Lebenslauf, die Ebb' und Flut der Zeiten;
Sein immer frischer Sinn, in steter Müh' gespannt,
Wacht, weil ein Jüngling schläft, und dient dem Vaterland;

35. Sind alte adelige Geschlechter. Die Bubenberge sind die Stifter der Republik unter Herzog Berchtholden gewesen, und ein von Muhleren hat Murten wider Herzog Karl von Burgund mit einem Mut verteidigt, dergleichen man in den Geschichten wenig findet. H (Es ist auffallend genug, daß sich Haller in einer in der bernischen Geschichte so bekannten Thatsache irrt: Adrian von Bubenberg, nicht einer aus dem Geschlechte der Muhleren, verteidigte Murten gegen Karl den Kühnen von Burgund 1476. F) — 63. Bezieht sich auf Steigers historische Studien; vgl. Berner Taschenbuch auf das Jahr 1879, S. 41. Hirzel.

Er läßt des Staates Schatz sich auf das Land ergießen,
Wie aus dem Herzen sonst der Glieder Kräfte fließen;
Von seinem Angesicht geht niemand traurig hin,
Er liebt die Tugend noch und auch die Tugend ihn.
Ein Cato lebet noch, der den verdorbnen Zeiten
Sich setzt zum Widerspruch und kann mit Thaten streiten.
Zwar Pracht und Üppigkeit, die alles überschwemmt,
Hat das Gesetz und er bisher zu schwach gehemmt;
Doch wie ein fester Damm den Sturm gedrungner Wellen,
Wie sehr ihr Schaum sich bläht, zurücke zwingt zu prellen,
Und nie dem Strome weicht, wann schon der wilde Schwall,
Von langem Wachstum stark, sich stürzet übern Wall:
So hat Helvetien der Durchbruch fremder Sitten
Mit Lastern angefüllt und Cato nichts gelitten;
Die Einfalt jener Zeit, wo ehrlich höflich war,
Wo reine Tugend Ehr', auch wann sie nackt, gebar,
Herrscht in dem rauhen Sinn, den nie die List betrogen,
Kein Großer abgeschreckt, kein Absehn umgebogen;
Hart, wann's Gesetze zürnt, mitleidig, wann er darf,
Gut, wann das Elend klagt, wann Bosheit frevelt, scharf,
Vom Wohl des Vaterlands entschlossen nie zu scheiden,
Kann er das Laster nicht, noch ihn das Laster leiden.
O hebe lange noch dein Vaterland empor,
Steh unsern Söhnen einst, wie unsern Vätern, vor!

* *
*

70. Dieses Gemälde war schon An. 1731 in der ersten Auflage begriffen. Eine zärtliche Furcht, daß man es für eine Schmeichelei eines sein Glück suchenden Jünglings ansehen möchte, hieß mich's unterdrücken, und jetzt läßt mir die durch die Erfahrung so vieler Jahre bestätigte Überzeugung, nebst der allgemeinen Stimme der Republik, nicht zu, ein so wohl verdientes Opfer unserm würdigsten (und nunmehr längst verblichenen) Haupte länger zu entziehen. H (Gemeint ist Isaak Steiger. Vgl. die Einleitung.) — 71. Damals. Alle Freunde der Gesetze, die vor vierzig Jahren gelebt haben, werden den alten ehrwürdigen Mann, dessen Lob hier beschrieben ist, leicht erkennen, den Herrn Venner Michael Augspurger. H (Geb. 1648, kam M. A. 1680 in den großen Rat, wurde 1688 Landvogt in Milden und 1720 Venner. Er starb am 15. Oktober 1732. Das handschriftliche Geschlechter-Lexikon von Gruner auf der Berner Stadtbibliothek hat über ihn die Notiz: „War ein grundgelehrter Herr, hatte eine sehr gute Feder, aber ziemlich moros und wunderlichen Humors, war von großer Lektur und allezeit meditabundus.“ — Übrigens sind die Worte „vor vierzig Jahren“ in vorstehender Anmerkung Hallers nicht genau zu nehmen. Sie sind in unsicherer Erinnerung an das Vergangene an Stelle der in den früheren Auflagen (von der vierten an) stehenden Worte „vor zwanzig Jahren“ getreten. Da die vierte Auflage, welche zuerst „vor zwanzig Jahren“ hat, 1748 erschienen ist, so rückt damit die Zeit, in der das vorstehende Gedicht entstand, oder in welcher der Dichter den hier geschilderten Eindruck von A.'s Persönlichkeit und Wirken empfing, bis in das Jahr 1728 zurück. Hirzel.)

Wer kennt die andern nicht? sie sind so leicht zu zählen!
Doch wann, einst zugedrückt, die werten Augen fehlen,
Wer ist's, auf den man dann den Grund des Staates legt?
Der Wissenschaft im Sinn, im Herzen Tugend trägt?
Der thut, was sie gethan, und die geleerten Plätze
Auch mit den Tugenden, nicht mit der Zahl, ersetze?

Gewiß kein Appius, die prächtige Gestalt,
Ein Wort, ein jeder Blick zeigt Hoheit und Gewalt;
Des großen Mannes Thor steht wenig Bürgern offen,
Und einen Blick von ihm kann nicht ein jeder hoffen.
Sein Ansehn dringt durchs Recht, sein Wort wird uns zur Pflicht,
Er ist fast unser Herr und seiner selber nicht.
Doch fällt der Glanz von ihm, so wird der Held gemeiner,
Der Unterschied von uns ist in dem Innern kleiner,
Den aufgehabnen Geist stützt ein gesetzter Sinn, —
Ein prächtiger Palast und leere Säle drin!

Gewiß kein Salvius, der Liebling unsrer Frauen,
Dem trefflichen Geschmack kann jeder Käufer trauen;
Wer ist's, der, so wie er, durch alle Monat' weiß
Der Mode Lebenslauf und jedes Bandes Preis?
Wer haschet listiger der Kleider neuste Arten?
Wer nennt so oft Paris? Wer teilt, wie er, die Karten
Auf griechisch hurtig aus? Wer stellt den Fuß so quer?
Wer singt so manches Lied, wer flucht so neu als er?
O Säule deines Staats! wo findet sich der Knabe,
Der sich so mancher Kunst dereinst zu schämen habe?

Auch kein Demokrates, der Erbe seiner Stadt,
Der sonst kein Vaterland, als seine Söhne, hat;
Der jeden Stammbaum kennt, der alle Wahlen zählet,
Die Stimmen selber teilt und keine Kugel fehlet;
Der Mund und Hand mir heut und morgen andern schätzt
Und zwischen Wort und That nur einen Vorhang setzt;
Der Recht um Freundschaft spricht, der Würde tauscht um Würde
Und, wann er sein Geschlecht dem Staate macht zur Bürde,

122. Meist alle Bedienungen werden in unsrer Republik so vergeben, daß die Wählenden hinter einem Vorhang ihre güldne Kugel in einen zum Scrutinio zubereiteten Kasten legen. Also können sie vor dem Vorhang versprechen und hinter demselben das Gegenteil thun. H

Kein Mittel niedrig gläubt, durch alle Häuser rennt,
Droht, schmeichelt, fleht, verspricht und alles Vetter nennt.

Gewiß kein Rusticus, der von den neuen Sitten
Noch alles ruhiger, als nüchtern sein, gelitten,
Der Mann von altem Schrot, dem neuer Witz mißdünkt,
Der wie die Vorwelt spricht und wie die Vorwelt trinkt,
Im Keller prüft den Mann, was wird er dort nicht kennen?
Er wird im Glase noch den Berg und Jahrgang nennen;
Was aber Wissenschaft, was Vaterland und Pflicht,
Was Kirch' und Handlung ist, die Grillen kennt' er nicht;
Die Welt wird, wann sie will, und nicht sein Kopf sich ändern;
Was fragt er nach dem Recht, der Brut von fremden Ländern?
Recht ist, was ihm gefällt, gegründet, was er faßt,
Das Schmälen Bürgerpflicht, ein Fremder, wen er haßt.

Gewiß auch kein Sicin, der Sauerteig des Standes,
Der Meister guten Rats, der Pachter des Verstandes,
Der nichts vernünftig glaubt, wann es von ihm nicht quillt,
Und seine Meinung selbst in fremdem Munde schilt;
Bald straft man ihm zu hart, bald laufen Laster ledig,
Heut heißt der Staat ein Zug und morgen ein Venedig;
Wer herrscht, der ihm gefällt? vor ihm ist alles schlecht,
Belohnen unverdient, versagen ungerecht.
So läßt der Frösche Volk sein Quäken in den Röhren
Noch eh beim Sonnenschein, als wann es wittert, hören.

Auch kein Heliodor, verliebt in Frankreichs Schein,
Der sich zur Schande zählt, daß er kein Sklav' darf sein,
Mißkennt sein Vaterland, des Königs Bildnis spiegelt,
Was unsrer Ahnen Mut mit Lüpolds Blut versiegelt,
Die Freiheit hält vor Tand, verhöhnt den engen Staat,
Gesetze Bauern läßt und schämet sich im Rat.
Flieh, Sklav! ein freier Staat bedarf nur freier Seelen,
Wer selber dienen will, soll Freien nicht befehlen!

138. Schmälen, schelten. — 144. Damals war in diesem Kanton (Zug) eine der Anarchie sehr nahe Demokratie, und in Venedig ist, wie bekannt, die Aristokratie den Unterthanen fast so schwer als eine Oligokratie. H — 149. Diese ganze Strophe stehet nicht in der ersten Auflage. H — 152. Herzog Leopold von Österreich, der 1386 bei Sempach fiel.

Gewiß kein Härephil, der allgemeine Christ,
Der aller Glauben Glied und keines eigen ist;
Der Retter aller Schuld, der Schutzgeist falscher Frommen,
Der, was den Staat verstört, zu schützen übernommen;
Der Bosheit Einfalt nennt und heucheln Andacht heißt
Und dem erzürnten Recht das Schwert aus Händen reißt;
Der Kirch' und Gottesdienst mit halben Reden schwärzet
Und niemals williger als über Priester scherzet.
Ein andrer Zweck ist oft an wahrer Liebe Statt,
Ein Absehn dringet weit, das Gott zum Fürwort hat;
Sein Gut, das er verschmäht, wird nicht vergessen werden,
Im Himmel ist der Sinn, die Hände sind auf Erden.

Wer ist's dann? ein Zelot, der Kirchencherubin,
Bereit, den Strick am Hals in Himmel mich zu ziehn?
Ein murrender Suren, der nie ein Ja gesprochen
Und selten sonst gelacht, als wann der Stab gebrochen?
Der leichte Franzenaff', der Schnupfer bei der Wahl,
Der bei den Eiden scherzt und pfeift im großen Saal?
Ein wankender Saufei, dem nie das Rathaus stehet,
Der von dem Tisch in Rat, vom Rat zu Tische gehet?
Der nie sich selber zeigt, der kluge Larvemann,
Der alle Bürger haßt und alle küssen kann?
Ein reicher Agnoët, der Feind von allem Lernen,
Der Sonnen viereckt macht und Sterne zu Laternen?
Ein Unselbst, reich an Ja, der seine Stimme liest,
Und dessen Meinung stets vorher eröffnet ist?
Und so viel andre mehr, der Großen Leibtrabanten,
Die Ziffern unsern Staats, im Rat die Konsonanten?

* * *

171. Suren, Surena, bei den Parthern der Titel des obersten Staatsbeamten nächst dem König. (Tac. Ann. 6, 42.) — 175. Saufei, Saufaus, Saufbruder. Ich weiß diese Bildung etymologisch nicht zu erklären. Hirzel. (Der Name resp. Beiname ist eine analoge Bildung wie Stehauf, Thunichtgut, Taugenichts, Springinsfeld, Stehfest, Haudenschild, Ruckmich, Thudichum, Faßan u. s. w. F) — 180. Dieses ist eine wahre Geschichte. Ein reicher Mann leugnete einmal in allem Ernst dem Verfasser, daß man wissen könnte, ob auch wohl eigentlich der Mond rund oder von einer andern Gestalt wäre. H — 182. Eine in der bernischen Republik gewöhnliche Redensart, wenn ein Angefragter keine eigene Meinung vorzutragen gesinnet ist. H

Bei solchen Herrschern wird ein Volk nicht glücklich sein!
Zu Häuptern eines Stands gehöret Hirn darein!
Laßt zehen Jahr' sie noch, sich recht zu unterrichten,
In jenem Schattenstaat gemeßne Sachen schlichten!

* * *

Wer aber sich dem Staat zu dienen hat bestimmt
Und nach der Gottheit Stell' auf Tugendstaffeln klimmt,
Der wirkt am Wohl des Volks und nicht an seinem Glücke
Und dient zum Heil des Lands dem segnenden Geschicke,
Er setzet seiner Müh' die Tugend selbst zum Preis,
Er kennet seine Pflicht und thut auch, was er weiß.
Fürs erste lerne der, der groß zu sein begehret,
Den innerlichen Stand des Staates, der ihn nähret;
Wie Ansehn und Gewalt sich, mit gemeßner Kraft,
Durch alle Staffeln teilt und Ruh' und Ordnung schafft;
Wie zahlreich Volk und Geld; wie auf den alten Bünden,
Dem Erbe beßrer Zeit, sich Fried' und Freundschaft gründen;
Wodurch der Staat geblüht, wie Macht und Reichtum stieg.
Des Krieges erste Glut, den wahren Weg zum Sieg,
Die Fehler eines Staats, die innerlichen Beulen,
Die nach und nach das Mark des sichern Landes fäulen;
Was üblich und erlaubt, wie Ernst und männlichs Recht,
Den angelaufnen Schwall des frechen Lasters schwächt;
Wie weit dem Herrscher ziemt der Kirche zu gebieten;
Wie Glaubenseinigkeit sich schützet ohne Wüten;
Was Kunst und Boden zeugt, was einem Staat ersprießt;
Wodurch der Nachbarn Gold in unsre Dörfer fließt;
Auch was Europa regt; wie die vereinten Machten
In stetem Gleichgewicht sich selbst zu halten trachten;
Wodurch die Handlung blüht; wie alle Welt ihr Gold
Dem zugelaufnen Schwarm verbannter Bettler zollt;

188. Schattenstaat, der so genannte äußre Stand oder die Schattenrepublik der Jugend. Siehe die Beschreibung derselben in des berühmten Geschichtsschreibers Herrn Köhlers Münzbelustigung 1737 den 19. Juni. H (Johann David Köhlers P. P. im Jahr 1737 wöchentlich herausgegebner Historischer Münzbelustigung Neunter Theil, 2c., Nürnberg, 1737, S. 1 4 ff. Die dort gegebene umfangreiche Beschreibung des äußern Standes [einer Vereinigung, in der die jungen Patrizier von Bern sich mit Reden 2c. auf ihre künftige politische Thätigkeit einübten] hatte der Herausgeber „durch die Beförderung eines hochwerthen Herrn und Freundes" [Haller] aus Bern erhalten und war aus der Feder eines bernischen Edelmannes geflossen. — Köhler, Professor der Geschichte in Göttingen, hat den hier genannten Band seines Werkes G. A. v. Münchhausen gewidmet. Hirzel.)

Was Frankreich schrecklich macht, wodurch es sich entnervet;
Wie Kunst und Wissenschaft der Britten Waffen schärfet;
Auch Rom und Sparta hat, was nützlich werden kann;
Die Tugend nimmt sich leicht bei ihrem Beispiel an!
Bild aber auch dein Herz, selbst in der ersten Jugend!
Sieh auf die Weisheit viel, doch weit mehr auf die Tugend;
Lern, daß nichts selig macht als die Gewissensruh',
Und daß zu deinem Glück dir niemand fehlt als du;
Daß Gold auch Weise ziert, verdient durch reine Mittel,
Daß Tugend Ehre bringt und nicht erkaufte Titel,
Daß Maß und Weisheit mehr als leere Namen sind
Und daß man auf dem Thron noch jetzt George find't!
Kein Reiz sei stark genug, der deine Pflicht verhindert,
Kein Nutz sei groß genug, der Nüchtlands Wohlfahrt mindert;
Such in des Landes Wohl und nicht beim Pöbel Ruhm,
Sei jedem Bürger hold und niemands Eigentum,
Sei billig und gerecht, erhalt auf gleicher Wage
Des Großen drohend Recht und eines Bauren Klage!
Bei Würden sieh den Mann und nicht den Gegendienst,
Mach Arbeit dir zur Lust und Helfen zum Gewinst
Thu dies und werde groß! Liegt schon dein Glück verborgen,
Der Himmel wird für dich, mehr als du selber, sorgen!
Und wann er künftig dich in hohen Ämtern übt
Und deiner Bürger Heil in deine Hände giebt,
So lebe, daß dich einst die späten Enkel preisen,
Dein Tod den Staat betrübt und macht dein Volk zum Waisen!
Und schlössen schon dein Land die engsten Schranken ein,
So würdest du mir doch der Helden erster sein;
In dir zeigt sich der Welt der Gottheit Gnadenfinger,
Du bist ein größrer Mann als alle Weltbezwinger!

10. Über eine Hochzeit.

1731.

Ein Kenner, dessen Einsicht ich mehr als der meinigen zutraue, hat mich bewogen, dieses verworfene Gedicht wieder hervorzusuchen. Andere erfahrene Richter hatten es zur Vergessenheit verurteilt, und in eignen Dingen traut man billig einem fremden Geschmack mehr als dem seinigen. Die vornehmen Personen, die darin besungen werden, hatten allerdings in Ansehung der beiderseitigen Geburt und Verwandtschaft viele Vorzüge, und die scharfsinnige Klugheit des Bräutigams ist nachwärts in den Unglücksfällen, aus welchen ihn sein Verstand emporgehoben hat, in seinem Vaterlande jedermann bekannt worden.

Entweicht! ihr unberufnen Dichter,
Singt auf den Bänken Bauren vor!
Ist vor euch Lärmer dann kein Richter?
Sorgt niemand für ein kennend Ohr?
Die Gasse schnarrt von feilen Leiern,
Ganz Deutschland quillt mit nüchtren Schreiern,
Auch Frösche sind nicht so gemein.
Ihr Unterkäufler falscher Ehre,
Eh' ich mich von euch rühmen höre,
Eh' wollt' ich noch gescholten sein!

Zwar Dichter sind sonst nicht zu höhnen,
Die Reime leiden auch Verstand,
Sie dienen Tugenden zu krönen,
Kein Witz ist besser angewandt:
Doch wann, noch matt vom Bücherschranke,
Nur ein erhaschter Gedanke
Durch die geflickten Reime hinkt,
Da wird sich billig jeder schämen,
Ein unecht Rauchwerk anzunehmen,
Wovon der beste Name stinkt.

Wie glücklich waren jene Zeiten,
Da Ruhm und Tugend stund im Bund!
Die Helden wurden groß im Streiten,
Noch größer in der Dichter Mund.
Auf starker Geister Adlerschwingen
Hub sich der Ruhm, den Thaten bringen,

Nach der verdienten Ewigkeit:
Viel fester als auf Marmorsäulen
Trotzt, auf Homers geweihten Zeilen,
Achilles der Vergessenheit.

Vertrautes Paar! dem heut' zur Liebe
Des Hymens holde Fackel brennt,
O daß für euch ein Dichter bliebe
Von jenen, die Apollo kennt!
Wär' Thebens Sänger noch auf Erde,
Der oft den Ruhm geschwinder Pferde
Mit schlechtem Recht verewigt hat;
Die letzte Nachwelt würde lesen,
Daß ihr der Euren Zier gewesen
Und die Verwundrung eurer Stadt.

Zwar sind die Dichter euch mißgönnet,
So ist's der wahre Nachruhm nicht:
Die Ehrfurcht jedes, der euch kennet,
Ist doch das beste Lobgedicht.
Ein armer Dichter zahlt mit Ruhme,
Der Tugend Sold und Eigentume,
Den Zins von eignen Schulden ab.
Das Lob, das feile Lieder geben,
Hat niemals ein beredend Leben,
Wie das, das euer Volk euch gab.

Doch meine Freundschaft wird zur Plage,
Genuß und Wonne sind euch nah,
Lebt lang und wohl, der Himmel sage
Zu meinem Wunsch sein würkend Ja!
Ihr aber eilt, vertraute beide,
Zu der entzückten Art der Freude,
Die nur vergnügte Liebe giebt.
In eures Stammes edlen Gaben
Wird einst die Welt ein Abbild haben
Von dem, was wir in euch geliebt!

---

35. Thebens Sänger, Pindar.

11. Der Mann nach der Welt.

1733.

Ich habe bei diesem Gedichte nichts zu erinnern. Es stellt den häßlichen Gemütscharakter eines jungen sogenannten Petit-Maitre und den nicht liebens-würdigern eines ungerechten und eigennützigen Magistrats vor. Jenen habe ich aus verschiedenen besondern kleinen Originalen zusammengesetzt. Dieser ist gleichfalls nach dem Leben, aber auch nach verschiedenen Personen gezeichnet. Eine Satire unterscheidet sich vom Libell, weil dieser einzelne Personen kenntlich abmalt, jene aber die besondern Fehler vieler Leute in einen gemeinen Charakter zusammenmischt.

Du, dessen Beispiel uns die Tugend reizend macht,
In dessen Mund Vernunft, gekränzt mit Anmut, lacht,
Der Geist und Munterkeit der Weisheit legt zu Füßen,
Die sonst die Häßlichkeit des Lasters schminken müssen,
Warum, o Sinner! lähmt die Herzen unsrer Zeit
Der allgemeine Frost der Unempfindlichkeit?
Der Tugend Nam' erlischt, sie ist zum Märlein worden,
Man zählt die Sittenlehr' in Arthurs Ritterorden
Und lacht, wenn noch ein Buch von Männern Nachricht giebt,
Die etwas sich versagt und außer sich geliebt!

* *
*

Verdammte Spötterei, du Weisheit schlauer Thoren,
Die die Unwissenheit vom Übermut geboren!
Du hast zuerst bei uns der Dinge Wert verwirrt,
Daß Tugend lächerlich und Laster artig wird.
Seitdem dich in Paris ein Schwarm verwöhnter Jugend
Erwählt zum Gegensatz von Gründlichkeit und Tugend,
Mißkennt sich die Natur in unsern Urteiln oft,
Sie findet Schimpf und Spott, wo sie Verwundrung hofft,
Da manche That, die doch der Hölle Farben führet,
Zur Schau sich kühnlich trägt und ihren Böswicht zieret!

* *
*

Vor diesem war ein Mann, der rühmlich wollte sein,
Erhaben am Verstand, in seinem Thun gemein,
Dem Vaterlande treu, der Gottheit ehrerbietig,
Auch gegen Große steif, auch mit Geringen gütig;

5. Joh. Rud. von Sinner, geb. 1702, Mitglied des Großen Rates 1735, Landvogt in Saanen 1741, gest. 1782. Hirzel hat den Namen zuerst eruiert.

Sich selber war er arm und gegen Arme reich;
Sein Herz war, wo das Recht, sein Ohr bei beiden gleich;
Hold dem, was er gewählt, bei andern unempfindlich;
In Kleinigkeiten fremd, in Recht und Klugheit gründlich;
Gehorsam besserm Rat, auch wann sein Feind ihn giebt,
Und dem Gesetze treu, auch schlüg' es, wen er liebt;
Geschäftig, wann allein, und müßig zum Verhöre;
Nicht hungrig nach dem Lohn, noch fühllos für die Ehre;
Aus Eifer nicht zu kühn, nicht feig beim Widerstand,
Und keinem Freunde hold wie seinem Vaterland;
Im Reden kurz aus Witz, aus Deutlichkeit begreiflich,
Dienstfertig unbezahlt, um keinen Preis erkäuflich,
Stieg er und Bern mit ihm, Verdienst war sein Patron,
Die allgemeine Gunst war ihm der liebste Lohn.

Vergebens wird itzt noch der undankbaren Erden
Mit Männern solcher Art der Himmel gütig werden.
Wann seine Tugend nicht der Reichtum edel macht,
Wann Haus und Kleid nicht glänzt in wohlgewählter Pracht,
Wann er die hohe Kunst des Schwelgens nicht besitzet,
Wann seine Gäste nicht ein fremder Wein erhitzet,
Wann zwischen Haß und Gunst bei ihm ein Abtritt ist
Und auf den Lippen sich sein Herz zu oft vergißt:
So schicke jedermann den Mann von altem Schrote
In Kistlers Zeit zurück zum Karst und Roggenbrote.

Wie aber soll man sein, daß man uns wohlgefällt?
Wie dort Pomponius, der freien Geister Held,
Der Schönen Augenmerk, der Jugend Sittenmuster?
Zwar sein Verdienst kommt meist vom Schneider und vom Schuster,
Paris ziert selbst sein Haupt, weil eine mindre Stadt
Nicht Kunst noch Puder gnug für kluge Hirner hat.
In mancher Banque hat sein Mut das Glück besieget,
Wo oft sein halbes Erb' auf einer Karte lieget;
Auch, wann bei später Nacht er wohl begleitet geht,
Prangt seine Tapferkeit, wo niemand widersteht;

48. Ein merkwürdiger Mann in der Republik, der An. 1470 gelebt hat. H Peter Kistler, anfänglich Metzger, später Landvogt von Trachselwald, dann Venner und endlich Schultheiß von Bern (gest. 1480). Er erließ strenge Verordnungen gegen den Luxus in Sitte und Kleidertracht als ein eifriger Gegner der bernischen Adelsgeschlechter.

Erst wann, wie oft geschieht, nach einem langen Kampfe,
Sein Kopf ihm endlich schwillt von teurer Weine Dampfe,
Was ihm begegnet, bricht, wann Glas und Fenster kracht,
Die öde Straß' erschallt und weh der armen Wacht!
An Flinten ohne Blei und hartverbotnen Eisen
Wird, was er Feinden spart, sein kluger Mut beweisen.
Dann endlich er ist jung, was soll er immer thun?
Er schläft ja zum Mittag, er kann nicht länger ruhn;
Arbeiten darf er nicht, er würde sich entadeln;
Und lesen will er nicht, er mag nicht immer tadeln;
Bei Frauenzimmer muß man zu gezwungen sein;
Was thät' er ohne Spiel und Mädchen und den Wein?
Zudem, die Ehr' ist ja der Abgott seiner Sinnen,
Man kann von ihm getrost, mehr als er hat, gewinnen;
Sein erstes Gold fliegt hin und zahlt die Ehrenschuld,
Der Handwerksmann nährt sich indessen mit Geduld,
Der Gläubiger vernutzt die unterwies'nen Thüren,
Und ein erzürnter Blick heißt Arme ferne frieren.
Wie herzt er jenen nicht? Wie stark umarmt er ihn?
„Dein Glück ist meines auch, wann einst ich glücklich bin!"
Der Herzensfreund geht fort und segnet oft im Gehen
Die Stunde, da sie sich zum erstenmal gesehen.
Wann aber in der Not er zum Patron sich kehrt,
Was er ihm zugeflucht, im zehnten Teil begehrt,
So wird ein: „Itzt noch nicht", ein: „Wann" und öfters „Morgen",
Vielleicht was Gröbers auch, ihn selber heißen sorgen.
Wie strahlt nicht dort sein Geist und strömt in Einfäll' aus?
Wie lacht und lobt man nicht? doch ändert nicht das Haus,
Zwei Thüren weit davon, wird, wie ein Fisch im Sande,
Er, fern von seinem Volk, ertrocknen am Verstande;
Wann die Gesellschaft nicht bei Zoten lachen will,
Wo man Vernunft begehrt, da steht sein Witz ihm still.
Doch trotz dem Grillenkopf, der ihn zu tief ergründet,
Wann nur ein hold' Geschlecht ihn liebenswürdig findet!
Wie sieghaft geht er nicht mit seinen Schönen um?
Sie, und was ihres ist, sind bald sein Eigentum,
Und wann sein ekel Herz nicht güldne Fessel halten,
Wird mitten im Genuß sein Feuer bald erkalten.
Auch so wird, Käfern gleich, die von der Rose fliehn

Und nach dem nächsten Aas mit heiserm Summen ziehn,
Er bald zum Käthchen gehn, das, mit beschmutzten Küssen,
Den Brand, den Iris zeugt, ums Geld wird löschen müssen:
Dann Glauben und Natur, Gesetz und Sittlichkeit
Sind feiger Herzen Furcht, wovon er sich befreit;
Sein Freund, sein Herzensfreund, wird nicht von ihm gescheuet,
Wann den ein artig Weib, ein reines Kind erfreuet;
Find't der Verführer Gunst, er fühlet seine Lust
Und drücket unbereut den Dolch ihm in die Brust.

Pfui! von dem Ehrenmann, wird jener Alte schwören,
Den jungen Taugenichts soll solch ein Titel ehren?
Nein, fragst du nach Verdienst, so sieh den Porcius!
Er ist's, bei dem man sich zum Manne modeln muß.
Steif, ehrbar, ordentlich, in seinem Thun bedächtlich,
Gewirbig, zum Gewinn war nie ein Weg verächtlich;
Er ist aus Vorsicht keusch, bricht ihm und andern ab
Und lässet ohne sich ja keine Leich' ins Grab.
Sein Kirchenstuhl wird eh', als er, der Predigt fehlen,
Kein Wechsler wird das Gold, wie er die Münzen, wählen.
Wer ist, der so, wie er, die Marchzahltafel weiß,
Die Geldtagsrechte kennt und der Gerichte Preis?
Auch hat er Stadt und Land schon manchen heißen meiden,
Wo vierzig Jahr hernach er hätte können leiden.
Vorsichtig häuft er Korn auf ferne Teurung hin,
Und allgemeine Not macht er sich zum Gewinn.
Wie weislich hat er dort in Erntezeit geschnitten!
Er führt das Schwert des Rechts und zürnt auf böse Sitten;
Aus Reichtum schlemmt der Bau'r, und Frevel kömmt vom Schmaus:
Das Übel reutet er mitsamt der Wurzel aus!
Erhebt den teuren Mann, ihr Bürger, in die Wette!
Nicht daß, wann ihr ihm fehlt, er sich vergessen hätte;
Wann nicht Verdienst allein das Glück erfliegen kann,
Setzt List und Dreistigkeit ihm andre Flügel an.
Der Großen Gleichgewicht, die Kenntnis von den Stämmen,
Verheißung, Gegendienst, Bespähen, Drohen, Schlemmen,

100. Der Dichter will sagen: Pomponius macht der vornehmen Iris den Hof, was ihn nicht abhält, das dort versagte Vergnügen bei Käthchen zu suchen, d. i. bei einer Dienstmagd oder Dirne. F — 131. Diese Künste in meiner vaterländischen Republik

Vielleicht was Bares noch, ist wahre Herrschaftskunst,
Die hebt uns aus dem Staub und zwingt des Schicksals Gunst!
Wer tadelt ihn zuletzt? Die unter seinen Füßen
Mit stummem Neide schmähn und doch ihn ehren müssen!
Jedweder sorgt für sich, ein Weiser ist sein Stern,
Zu ekel wird nicht satt, und Thoren darben gern!

Doch angenommner Scherz weicht allzu wahren Schmerzen,
Ein großes Übel schweigt, bei kleinen kann man scherzen.
Verderbnis untergräbt den Staat mit schneller Macht,
Und übern Clodius hat Cato nicht gelacht.
O Zeit! o böse Zeit! wo Laster rühmlich worden!
Was fehlt uns, Rom zu sein, als ungestraft zu morden?
Nein, also war es nicht, eh' Frankreich uns gekannt;
Von unsren Lastern war noch manches ungenannt;
Die Üppigkeit war noch durch Armut weggeschrecket,
Und Einfalt hielt vor uns manch feines Gift verdecket;
Glückselig waren wir, eh' als durch öftern Sieg
Bern über Habsburgs Schutt die Nachbarn überstieg;
Der Mauren engen Raum bewohnten große Seelen,
Sie waren ohne Land, doch fähig zum Befehlen;
Es war ein Vaterland, ein Gott, ein freies Herz;
Bestechen war kein Kauf, Verräterei kein Scherz.
Itzt sinken wir dahin, von langer Ruh' erweichet,
Wo Rom und jeder Staat, wenn er sein Ziel erreichet.
Das Herz der Bürgerschaft, das einen Staat beseelt,
Das Mark des Vaterlands ist mürb und ausgehöhlt;
Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen,
Wie nah dem Sittenfall der Fall des Staats gewesen.

---

lassen sich für einen Fremden nicht leicht erklären. H (Haller spielt an auf die Verwandtschaftsverhältnisse der regierenden Familien und die darauf basierenden Berechnungen zur Erlangung von Einfluß und Stellen.)

142. Publius Clodius Pulcher, römischer Tribun, dessen sich Cäsar und Pompejus bedienten, um die Verbannung Ciceros und die Entfernung ihres Gegners M. Porcius Cato zu bewerkstelligen. — 160. Die traurige Begebenheit des Jahrs 1749 ist eine betrübte Erfüllung dieser Weissagung. Sie ist der Freunde und der Feinde Nachricht zufolge eine Frucht der überflüssigen Pracht und Verschwendung, der versunknen Sittenlehre und verlornen alten Bürgerliebe. H (Anspielung auf die bekannte Verschwörung Samuel Henzis. Vgl. die Einleitung.)

12. An Herrn D. Geßner,

jetzigen Prof. Math. und Physices und Canonic. Carolin. in Zürich.*)

1733.

Dieses Gedicht wurde von besondern Umständen eines werten Freundes veranlaßt. Die Verdienste des rechtschaffenen Mannes, dem es zugeschrieben ist, waren damals wohl mir, eben sowohl als itzt, aber nicht der Welt, noch seinen Mitbürgern genug bekannt.

Mein Geßner! die Natur erwacht,
Sie schwingt die holde Frühlingstracht
Um die nun lang entblößten Glieder!
Wie, daß dann unser Sinn auch nicht
Des Unmuts öden Winter bricht?
Kommt dann für uns kein Frühling wieder?

Sieh, wie die trunknen Auen blühn!
Die Wälder deckt ein schöners Grün,
Als das, so sie im Herbst verloren;
Die dürrsten Anger werden bunt,
Ein jeder Busch hat seinen Mund,
Wir aber sind ohn' Aug' und Ohren.

Nein, lege deinen Unmut ab!
Der macht sich aus der Welt ein Grab,
Der ihre Lust nicht will genießen;
Wär' unser Herz von Ekel leer,
So würde bald ein Wollustmeer
Aus jedem Hügel in uns fließen.

Des Pöbels niedriger Verstand,
Bemüht um eigne Plag' und Tand,
Mag ein zu edles Gut verachten;
Wie aber kann ein freier Geist,
Der aus des Wahns Gefängnis reißt,
In diesem Paradiese schmachten?

Zwar alle sind wir ein Geschlecht,
Der Weise hat kein eigen Recht,

13. Geßner war bei der Besetzung mehrerer Stellen übergangen worden.

*) Johannes Geßner, geb. zu Zürich 1709, Studiengenosse Hallers in Leyden, 1733 Professor der Mathematik in Zürich, 1738 auch der Physik und Canonicus, starb 1790. Vgl. die Einleitung.

Sein Joch ist jedem auferleget;
Das Schicksal kennt uns allzuwohl,
Es weiß, wo es uns treffen soll,
Wir müssen fühlen, wann es schläget.

Wie thöricht kömmt mir jener vor,
Der bei des Zeno buntem Thor
Verschwur die Menschheit und die Thränen;
Wie sehr er litt, so schrie er noch,
Die Schmerzen sind kein Übel doch,
Und knirschte heimlich mit den Zähnen.

Doch wann vom Los der Sterblichkeit
Die Weisheit uns nicht ganz befreit
Und auch ein Antonin erlieget;
So lobt man doch den Steuermann,
Wann schon ein grimmiger Orkan
Zuweilen alle Kunst besieget.

Aus unsrer eignen Thorheit quillt,
Warum man oft das Schicksal schilt,
Es zückt aus Huld uns seine Gaben,
Ein jeder haßt sein eigen Los,
Der Wahn macht falsche Güter groß,
Daß wir zum Weinen Ursach' haben.

Das Herz kann niemals müßig sein,
Es wird bei ungewissem Schein
Nach seinem Glücke hingetrieben;
Wann es nicht echte Güter find't,
So läßt es sich, als wie ein Kind,
Ein Tand= und Docken=Werk belieben.

Wie bei der Lampen düstrem Brand
Uns jedes Glas scheint ein Demant,

32. Anspielung auf die mit Gemälden Polygnots geschmückte „bunte Halle", die „Stoa Poikile", in welcher der „Stoiker" Zeno seine philosophische Schule eröffnete. Hirzel. — 36. Posidonius, der, als Pompejus ihn an der Gicht liegend besuchte, schrie: Vergebens wüte seine Pein, er werde niemals bekennen, daß der Schmerz ein Übel sei. H (Cicero, Tusc. II, 25.) — 39. Der römische Kaiser M. Antoninus Philosophus. — 54. Docke, Puppe.

Sehn wir beim Feuer der Begierden;
Die Weisheit gleicht dem Sonnenstrahl,
Sie zeigt der Dinge kleinstes Mahl
Und findet die verborgnen Zierden.

Die Weisheit öffnet unsern Sinn,
Sie sieht ins innre Wesen hin
Und lehret aus Erkenntnis wählen;
Sie findet Lust und Ruh' zu Haus
Und gräbt aus uns die Güter aus,
Die nimmer ekeln, nimmer fehlen.

Wie dem, der vom Olympus sieht,
Der Menschen Pracht in nichts verflieht,
Und stolze Schlösser werden Hütten;
Die größten Heere scheinen ihm,
Als wann, mit lächerlichem Grimm,
Um einen Halm Ameisen stritten:

So sieht in unzerstörter Ruh'
Ein Weiser auch den Menschen zu
Und lacht der mühsamen Gebärden,
Wann ihr Geschwärm den Platz verengt
Und sich um einen Tand verdrängt,
Worüber keiner froh wird werden.

Wir fliehn vor uns in das Gewühl,
Der Welt Gelärme hat zum Ziel,
Uns nicht bei uns allein zu lassen;
Was thut ein Griech' an Multans Fluß?
Daß er sich selbst nicht sehen muß
Und, wann er sich gekennet, hassen.

Wen einst der Wahrheit Liebe rührt,
Wird edlern Welten zugeführt

82. Alexander, den die Unruh' seiner Seele bis in das äußerste Morgenland trieb, um durch das beständige Geräusch der Waffen und den schmeichelnden Zuruf seiner Triumphe die Regung des Gewissens und die unerwünschten Überlegungen zu betäuben. H **Multan**, Stadt im südwestlichen Teile des Pendschab.

Und sättigt sich mit Engelsspeise;
Im Nähern wächst der Wahrheit Zier,
Mit dem Genuß steigt die Begier,
Und der Besitz ist in der Reise.

Du! dessen Geist, mit sichrer Kraft,
Den Umkreis mancher Wissenschaft
Mit einem freien Blick durchstrahlet,
Du hast, o Geßner! in der Brust
Ein grenzenloses Reich von Lust,
Das Silber weder schafft, noch zahlet.

Bald steigest du auf Newtons Pfad
In der Natur geheimen Rat,
Wohin dich deine Meßkunst leitet;
O Meßkunst, Zaum der Phantasie!
Wer dir will folgen, irret nie;
Wer ohne dich will gehn, der gleitet.

Bald suchst du in der Wunderuhr,
Dem Meisterstücke der Natur,
Bewegt von selbstgespannten Federn;
Du siehst des Herzens Unruh' gehn,
Du kennst ihr Eilen und ihr Stehn
Und die Vernutzung an den Rädern.

Bald eilst du, wo die Parze droht,
Und scheinest in der nahen Not,
Wie in dem Sturm Helenens Brüder;
Dein Anblick hebt die Schwachen auf,
Ihr Blut besänftigt seinen Lauf,
Mit dir kömmt auch die Hoffnung wieder.

Bald lockt dich Flora nach der Au',
Wo tausend Blumen stehn im Tau,
Die auf dein Auge buhlend warten;
Auch auf der Alpen kühler Höh'
Liegt für dich unterm tiefen Schnee
Ein ungepflanzter Blumengarten.

111. Kastor und Pollux, die Schutzgötter der Schiffer, der Sage nach Brüder der Helena.

Ich aber, dem zu höherm Flug
Das Glück die Flügel niederschlug,
Will mich am niedern Pindus setzen;
Da irr' ich in dem grünen Wald
Um einen Ton, der richtig schallt
Und dich, o Geßner! kann ergötzen.

O könnt' ich mit dem starken Geist,
Den noch die Welt am Maro preist,
Ein ewig Lied zur Nachwelt schreiben:
So solltest du und Stähelin
Bis zu den letzten Enkeln hin
Ein Muster wahrer Freunde bleiben!

---

13. Gedanken bei einer Begebenheit.

Jan. 1734.*)

Vergnüge dich, mein Sinn, und laß dein Schicksal walten,
Es weiß, worauf du warten sollst:
Das wahre Glück hat doch verschiedene Gestalten
Und kleidet sich nicht nur in Gold.

Dein Geist wirkt ja noch frei in ungekränkten Gliedern,
Du hast noch Haus und Vaterland:
Worüber klagst du denn? nur Stolz schämt sich im Niedern
Und Übermut im Mittelstand.

* * *

Was hülfe dich zuletzt der Umgang jener Weisen,
Die unerblaßt zum Tode gehn?
Sollst du Beständigkeit in fremdem Beispiel preisen,
In deinem dir entgegenstehn?

Nein, bettle, wer da will, des Glückes eitle Gaben,
Im Wunsche groß, klein im Genuß;
Von mir soll das Geschick nur diese Bitte haben:
Gleich fern von Not und Überfluß!

---

123. Pindus, der zwar ein ziemlicher Berg an sich selbst ist, mit unsern Alpen aber in keine Vergleichung kommt. H — 128. P. Vergilius Maro. — 130. Über Stähelin siehe Einleitung und die Anmerkung zu „Gedanken über Vernunft" ꝛc.

*) Diese Begebenheit war dem Verfasser höchst empfindlich und legte gleichwohl den wahren Grund zu seiner nachwärtigen und in einigen Umständen vorteilhaften Entfernung, als von welcher vermutlich die Ausarbeitung aller seiner Schriften und das Kenntnis vieler Dinge abhing, die im Vaterland ihm unbekannt geblieben wären. H Vgl. die Einleitung.

14. Über den Ursprung des Übels.

Erstes Buch.

1734.

Dieses Gedicht habe ich allemal mit einer vorzüglichen Liebe angesehen. Die mir wohlbekannte Rauhigkeit einiger Stellen entschuldigte ich mit der moralischen Unmöglichkeit, gewisse Vorwürfe zugleich stark und dennoch angenehm zu malen. Die lange Mühe, die ich daran gewandt und die über ein Jahr gedauert hat, vermehrte meine Liebe, indem uns ordentlich alles lieber ist, was uns teurer zu stehen kömmt. Ich unterzog mich dieser Arbeit aus Hochachtung für einen Freund, der die Früchte seiner reifen Tugend schon längst in der Ewigkeit genießt. Das Ende gefiel ihm am wenigsten. Er sah es für zu kurz, zu abgebrochen und zu unvollständig an. Es können in der That noch bessre Ursachen für die Mängel der Welt gesagt werden. Aber ein Dichter ist kein Weltweiser, er malt und rührt und erweiset nicht. Ich habe also dieses Gedicht unverändert beibehalten, ob ich wohl bei gewissen Stellen hätte wünschen mögen, daß ich die nämlichen Dinge deutlicher und fließender hätte sagen können. Jetzt, da mir die nahe Ewigkeit alles in einem ernsthaften Lichte zeigt, finde ich, die Mittel seien unverantwortlich verschwiegen worden, die Gott zum Wiederherstellen der Seelen angewendet hat, die Menschwerdung Christi, sein Leiden, die aus der Ewigkeit uns verkündigte Wahrheit, sein Genugthun für unsre Sünden, das uns den Zutritt zu der Begnadigung eröffnet, alles hätte gesagt werden sollen. Ich könnte wohl zur Entschuldigung sagen, die Geister seien in meinem Gedichte mit den Menschen als Knechte des Übels beschrieben, und für die Geister habe Gott keinen Mittler geschickt. Ich könnte mich auch auf die Macht der Sünde berufen, die ungeachtet des verdienstlichen Leidens Jesu bei den Menschen herrschet. Ich fühle aber dennoch, daß in einem Gedichte, dessen Verfasser Gottes Gerechtigkeit und Güte verteidigen wollte, alles hätte gesagt werden sollen, was Er zu unsrer Errettung gethan hat. Aber damals war mein Entwurf ganz allgemein und philosophisch, und jetzt ist es mir nicht mehr möglich, ein ohnedem fast meine Kräfte übersteigendes Werk umzugießen.

Auf jenen stillen Höhen,
Woraus ein milder Strom von steten Quellen rinnt,
Bewog mich einst ein sanfter Abendwind,
In einem Busche still zu stehen.
Zu meinen Füßen lag ein ausgedehntes Land,
Durch seine eigne Größ' umgrenzet,

5. Vgl. Schiller (A. Frey, S. 211):
„Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg' endigt im Dufte die Welt.“

Worauf das Aug' kein Ende fand,
Als wo Jurassus es mit blauen Schatten kränzet.
Die Hügel decken grüne Wälder,
Wodurch der falbe Schein der Felder
Mit angenehmem Glanze bricht;
Dort schlängelt sich durchs Land, in unterbrochnen Stellen,
Der reinen Aare wallend Licht;
Hier lieget Üchtlands Haupt in Fried' und Zuversicht
In seinen nie erstiegnen Wällen.
So weit das Auge reicht, herrscht Ruh' und Überfluß;
Selbst unterm braunen Stroh bemooster Bauernhütten
Wird Freiheit hier gelitten
Und nach der Müh' Genuß.
Mit Schafen wimmelt dort die Erde,
Davon der bunte Schwarm in Eile frißt und bleckt,
Wann dort der Rinder schwere Herde
Sich auf den weichen Rasen streckt
Und den geblümten Klee im Kauen doppelt schmeckt;
Dort springt ein freies Pferd, mit sorgenlosem Sinn,
Durch neubewachs'ne Felder hin,
Woran es oft gepflüget,
Und jener Wald, wen läßt er unvergnüget?
Wo dort im roten Glanz halb nackte Buchen glühn
Und hier der Tannen fettes Grün
Das bleiche Moos beschattet;
Wo mancher heller Strahl auf seine Dunkelheit
Ein zitternd Licht durch rege Stellen streut
Und in verschiedner Dichtigkeit
Sich grüne Nacht mit güldnem Tage gattet.
Wie angenehm ist doch der Büsche Stille,
Wie angenehm ihr Wiederhall,
Wann sich ein Heer glückseliger Geschöpfe
In Ruh' und unbesorgter Fülle,
Vereint in einen Freudenschall!
Und jenes Baches Fall,

8. Diese ganze Aussicht ist nach der Natur beschrieben. H (Vom Berge „Gurten" bei Bern.) — 12. Vgl. Schiller (A. Frey, S 211):

„Tief unter des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei."

Der schlängelnd durch den grünen Rasen
Die schwachen Wellen murmelnd treibt
Und plötzlich, aufgelöst in Schnee- und Perlenblasen,
Durch jähe Felsen rauschend stäubt!
Auf jenem Teiche schwimmt der Sonne funkelnd Bild
Gleich einem diamantnen Schild,
Da dort das Urbild selbst vor irdischem Gesichte
In einem Strahlenmeer sein flammend Haupt versteckt
Und, unsichtbar vor vielem Lichte,
Mit seinem Glanz sich deckt.
Dort streckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel
Durch einen dünnen Wolkenkranz;
Bestrahlt mit rosenfarbem Glanz,
Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.
Ja, alles, was ich seh', des Himmels tiefe Höhen,
In deren lichtem Blau die Erde grundlos schwimmt;
Die in der Luft erhabnen weißen Seen,
Worauf durchsichtigs Gold und flüchtigs Silber glimmt;
Ja, alles, was ich seh', sind Gaben vom Geschicke!
Die Welt ist selbst gemacht zu ihrer Bürger Glücke,
Ein allgemeines Wohl beseelet die Natur,
Und alles trägt des höchsten Gutes Spur!

* * *

Ich sann in sanfter Ruh' dem holden Vorwurf nach,
Bis daß die Dämmerung des Himmels Farben brach,
Die Ruh' der Einsamkeit, die Mutter der Erfindung,
Hielt der Begriffe Reih' in schließender Verbindung,
Und nach und nach verknüpft kam mein verwirrter Sinn,
Uneinig mit sich selbst, zu diesen Worten hin:

Und dieses ist die Welt, worüber Weise klagen,
Die man zum Kerker macht, worin sich Thoren plagen!

56. Die niedrigen Gebirge, die von dem Thuner See nach dem luzernischen Gebiete sich erheben und über deren langen und blauen Rücken die hintere hohe Kette der obersten Alpen weit emporragt. Unter den letzten sind das Wetterhorn, Schreckhorn und andere erstaunlich hohe Spitzen bekannt. H

Wo mancher Mandewil des Guten Merkmal mißt,
Die Thaten Bosheit wirkt und Fühlen Leiden ist.
Wie wird mir? Mich durchläuft ein Ausguß kalter Schrecken,
Der Schauplatz unsrer Not beginnt sich aufzudecken,
Ich seh' die innre Welt, sie ist der Hölle gleich:
Wo Qual und Laster herrscht, ist da wohl Gottes Reich?
Hier eilt ein schwach Geschlecht, mit immer vollem Herzen
Von eingebildter Ruh' und allzu wahrem Schmerzen,
Wo nagende Begier und falsche Hoffnung wallt,
Zur ernsten Ewigkeit; im kurzen Aufenthalt
Des nimmer ruhigen und nie gefühlten Lebens
Schnappt ihr betrogner Geist nach echtem Gut vergebens.
So wie ein fetter Dunst, der aus dem Sumpfe steigt,
Dem irren Wandersmann sich zum Verführen zeigt:
So lockt ein flüchtig Wohl, das Wahn und Sehnsucht färben,
Von Weh zu größerm Weh, vom Kummer zum Verderben.
Nie mit sich selbst vergnügt sucht jeder außenher
Die Ruh', die niemand ihm verschaffen kann, als er;
Getrieben vom Gespenst stets hungriger Begierden
Sucht er in Arbeit Ruh' und Leichterung in Bürden;
Umsonst hält die Vernunft das schwache Steuer an,
Der Lüste wilde See spielt mit dem leichten Kahn,
Bis der auf seichtem Sand und jener an den Klippen
Ein untreu Ufer deckt mit trocknenden Gerippen.
Wer ist's, der einen Tag von tausenden erlebt,
Den nicht in seine Brust die Reu' mit Feuer gräbt?
Wo ist in seltnem Stern ein Seliger geboren,
Bei dem der Schmerz sein Recht auf einen Tag verloren?
Was hilft's, daß Gott die Welt aufs angenehmste schmückt,
Wann ein verdeckter Feind uns den Genuß entrückt?
Aus unserm Herzen fließt des Unmuts bittre Quelle;
Ein unzufriedner Sinn führt bei sich seine Hölle.

73. Der Verfasser des bekannten Gedichtes von den Bienen, der die Laster für eben so nützlich als Tugenden und für die Triebfedern alles unsers Thuns angesehen hat. H (Bernard de Mandeville, 1670 geboren, Arzt in London, † daselbst 1733, gab 1708 das Gedicht „the grumbling hive or knaves turned honest" heraus, das 1714 unter dem Titel „the fable of the bees or private vices public benefits" abermals erschien und überall großes Aufsehen erregte. In diesem Gedichte und dem zugehörigen Kommentar leugnete M. die Existenz eines moralischen Sinnes im Menschen, erklärte Selbstsucht, Stolz und Eitelkeit für die Triebfedern alles menschlichen Handelns, nannte den Begriff der Tugend, der Ehre 2c. eine Chimäre und eine Erfindung kluger Politiker. (Vgl. Hirzel.) — 74. d. h. die Bosheit erzeugt die Thaten der Menschen, nicht irgend ein idealer Trieb. F

Noch selig, wäre noch der Tage kurze Zahl
Für uns zugleich das Maß des Lebens und der Qual!
Ach, Gott und die Vernunft giebt Gründe größrer Schrecken,
Vor jenem Leben kann kein Grabstein uns bedecken.
Nachdem der matte Geist die Jahre seiner Acht,
Verbannt in einen Leib, mit Elend zugebracht,
Schlägt über ihm die Not mit voller Wut zusammen,
Verzweiflung brennt in ihm mit nie geschwächten Flammen,
Und die Unsterblichkeit, das Vorrecht seiner Art,
Wird ihm zum Henkertrank, der ihn zur Marter spart;
Im Haß mit seinem Gott, mit sich selbst ohne Frieden,
Von allem, was er liebt, auf immer abgeschieden,
Gepreßt von naher Qual, geschreckt von ferner Not,
Verflucht er ewig sich und hoffet keinen Tod.

* * *

Elende Sterbliche! zur Pein erschaffne Wesen!
O daß Gott aus dem Nichts zum Sein euch auserlesen
O daß der wüste Stoff einsamer Ewigkeit
Noch läg' im öden Schlund der alten Dunkelheit!
Erbarmensvoller Gott! in einer dunkeln Stille
Regiert der Welten Kreis dein unerforschter Wille,
Dein Ratschluß ist zu hoch, sein Siegel ist zu fest,
Er liegt verwahrt in dir, wer hat ihn aufgelöst?
Dies weiß ich nur von dir, dein Wesen selbst ist Güte,
Von Gnad' und Langmut wallt dein liebendes Gemüte;
Du Sonne wirfest ja, mit gleichem Vatersinn,
Den holden Lebensstrahl auf alle Wesen hin!
O Vater! Rach' und Haß sind fern von deinem Herzen,
Du hast nicht Lust an Qual, noch Freud' an unsern Schmerzen,
Du schufest nicht aus Zorn, die Güte war der Grund,
Weswegen eine Welt vor nichts den Vorzug fund!
Du warest nicht allein, dem du Vergnügen gönntest,
Du hießest Wesen sein, die du beglücken könntest,
Und deine Seligkeit, die aus dir selber fließt,
Schien dir noch seliger, so bald sie sich ergießt.

133 ff. Wieland (A. Frey, S. 183):
„Dies All ist Gottes Werk, ein Schauplatz solcher Wesen,
Die seine Güte sich zum Gegenstand erlesen."

Wie daß, o Heiliger! du dann die Welt erwählet,
Die ewig sündiget und ewig wird gequälet?
War kein vollkommner Riß im göttlichen Begriff,
Dem der Geschöpfe Glück nicht auch entgegenlief?

* * *

Doch wo gerat' ich hin? wo werd' ich hingerissen?
Gott fordert ja von uns zu thun und nicht zu wissen!
Sein Will' ist uns bekannt, er heißt die Laster fliehn
Und nicht, warum sie sind, vergebens sich bemühn.
Indessen, wann ein Geist, der Gottes Wesen schändet,
Die Einfalt, die ihm traut, mit falschem Licht verblendet
Und aus der Oberhand des Lasters und der Pein
Lehrt schließen, wie die Welt, so muß der Schöpfer sein,
Soll Manes im Triumph Gott und die Wahrheit führen?
Soll Gott verleumdet sein und uns kein Eifer rühren?
Ist stummer Glauben gnug, wann Irrtum kämpft mit Witz,
Und ihm zu widerstehn erwarten wir den Blitz?
Nein, also hat sich noch die Wahrheit nicht verdunkelt,
Daß nicht ihr reiner Strahl durch Dampf und Nebel funkelt;
So schwach ihr Glanz auch ist, kein Irrwisch bleibt vor ihr,
Ihr Stammeln hat mehr Kraft als aller Lügen Zier.

* * *

O daß die Wahrheit selbst von ihrem Licht mir schenkte!
Daß dieses Himmelskind den Kiel mir selber lenkte!
Daß ihr sieghafter Schall, der durch die Herzen dringt,
Beseelte, was mein Mund ihr jetzt zu Ehren singt!

Zweites Buch.

Im Anfang jener Zeit, die Gott allein beginnet,
Die ewig ohne Quell und unversiegen rinnet,
Gefiel Gott eine Welt, wo, nach der Weisheit Rat,
Die Allmacht und die Huld auf ihren Schauplatz trat.

141. Riß, Grundriß, Plan. — 151. Manes, Mani, der orientalische Religionsstifter, gest. 277 n. Chr. Haller hat die dualistische Kosmogonie der Manichäer im Sinne, welche aus der Existenz des Guten und des Bösen in der Welt auf zwei Urwesen, ein gutes und ein böses, schloß, von denen das erstere dem letztern vielfältig weichen muß. Vgl. Herzog, Theol. Encykl. Hirzel.

Verschiedner Welten Riß lag vor Gott ausgebreitet,
Und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet;
Allein die Weisheit sprach für die Vollkommenheit,
Der Welten würdigste gewann die Wirklichkeit.
Befruchtet mit der Kraft des wesenreichen Wortes
Gebiert das alte Nichts; den Raum des öden Ortes
Erfüllt verschiedner Zeug; die regende Gewalt
Erlieset, trennet, mischt und schränkt ihn in Gestalt.
Das Dichte zog sich an, das Licht und Feuer ronnen,
Es nahmen ihren Platz die neugebornen Sonnen;
Die Welten wälzten sich und zeichneten ihr Gleis,
Stets flüchtig, stets gesenkt, in dem befohlnen Kreis.
Gott sah und fand es gut, allein das stumme Dichte
Hat kein Gefühl von Gott, noch Teil an seinem Lichte;
Ein Wesen fehlte noch, dem Gott sich zeigen kann,
Gott blies, und ein Begriff nahm Kraft und Wesen an.
So ward die Geisterwelt. Verschiedne Macht und Ehre
Verteilt, nach Stufen Art, die unzählbaren Heere,
Die, ungleich satt vom Glanz des mitgeteilten Lichts,
In langer Ordnung stehn von Gott zum öden Nichts.
Nach der verschiednen Reih' von fühlenden Gemütern
Verteilte Gott den Trieb nach angemessnen Gütern;
Der Art Vollkommenheit ward wie zum Ziel gesteckt,
Wohin der Geister Wunsch aus eignem Zuge zweckt.
Doch hielt den Willen nur das zarte Band der Liebe,
So daß zur Abart selbst das Thor geöffnet bliebe
Und nie der Sinn so sehr zum Guten sich bewegt,
Daß nicht sein erster Wink die Wagschal' überschlägt.
Dann Gott liebt keinen Zwang, die Welt mit ihren Mängeln

14. Schiller (A. Frey, S. 207):
„Wie des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungssturm die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Nacht" . . . . .
— 21. Wieland (A. Frey, S. 185):
„Von dem ersten der Engel, dem göttlichsten aus den Erschaffnen,
Bis zu dem, der am Rande des Nichts sein Dasein verträumet."
u. a. a. O. (ebenda 183):
„Denn nur ein kleines Heer
Gottgleicher Cherubim lebt in der ersten Sfär
Mit Gott, und fühlte nie die Schranken, die uns zwingen" 2c.
— 33. Wieland (A. Frey, S. 185):
„Kein kenntnißloser Zwang, dem wir vergebens wehren,
Kein Mechanismus soll die Tugend uns gebären."

Ist besser als ein Reich von willenlosen Engeln;
Gott hält vor ungethan, was man gezwungen thut,
Der Tugend Übung selbst wird durch die Wahl erst gut.
Gott sah von Anfang wohl, wohin die Freiheit führet,
Daß ein Geschöpf sich leicht bei eignem Licht verlieret,
Daß der verbundne Leib zu viel vom Geiste heischt,
Daß das Gewühl der Welt den schwachen Sinn beräuscht
Und ein gemessner Geist nicht stets die Kette findet,
Die den besondern Satz an den gemeinen bindet.
Zu Gottes Freund ersehn, zu edel für die Zeit,
Vergessen wir zu leicht den Wert der Ewigkeit;
Des Äußern Zauberglanz verdeckt die innre Blöße,
Die stärkre Gegenwart erdrückt des Fernen Größe.
Wer ist's, der allemal der Neigung Stufe mißt,
Wo nur das Mittel gut, sonst alles Laster ist?
Kein endlich Wesen kennt das Mitsein aller Sachen,
Und die Allwissenheit kann erst unfehlbar machen.
Gott sah dies alles wohl, und doch schuf er die Welt;
Kann etwas weiser sein, als das, was Gott gefällt?
Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,
Sah, daß, wann alles nur aus Vorschrift handeln sollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremdem Trieb beseelt,
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntnis sollten lieben
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben;
Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm,
Aus Wahl ihm hold zu sein und nicht als Eigentum.
Der Thaten Unterschied wird durch den Zwang gehoben:
Wir loben Gott nicht mehr, wann er uns zwingt zu loben;
Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme, ruhn,
Sobald Gott alles wirkt, und wir nichts selber thun.
Drum überließ auch Gott die Geister ihrem Willen
Und dem Zusammenhang, woraus die Thaten quillen.
Doch so, daß seine Hand der Welten Steur behielt,
Und der Natur ihr Rad muß stehn, wann er befiehlt.

So kamen in die Welt die neuerschaffnen Geister,
Vollkommenes Geschöpf von dem vollkommnen Meister;
In ihnen war noch nichts, das nicht zum Guten trieb,

Kein Zug, der an die Stirn nicht ihren Ursprung schrieb;
Ein jedes einzle war in seiner Art vollkommen.
Dem war wohl mehr verliehn, doch jenem nichts benommen.

Der einen Wesen ward vom Irdischen befreit,
Sie blieben näher Gott an Art und Herrlichkeit.
Euch kennt kein Sterblicher, ihr himmlischen Naturen!
Von eurer Trefflichkeit sind in uns wenig Spuren;
Nur dieses wissen wir, daß, über uns erhöht,
Ihr auf dem ersten Platz der Reih' der Wesen steht.
Vielleicht empfangen wir, bei trüber Dämmrung Klarheit,
Nur durch fünf Öffnungen den schwachen Strahl der Wahrheit;
Da ihr, bei vollem Tag, das heitere Gemüt
Durch tausend Pforten füllt und alles an euch sieht;
Daß, wie das Licht für uns erst wird mit unsren Augen,
Ihr tausend Wesen kennt, die wir zu sehn nicht taugen;
Und wie sich unser Aug' am Kleid der Dinge stößt,
Vor eurem scharfen Blick sich die Natur entblößt.
Vielleicht find't auch bei uns der Eindruck der Begriffe
Im allzuseichten Sinn nicht gnug Gehalt und Tiefe,
Da bei euch alles haft' und, sicher vor der Zeit,
Sich die lebhafte Spur, so oft ihr wünscht, verneut.
Vielleicht, wie unser Geist, gesperrt in enge Schranken,
Nicht Platz genug enthält zugleich für zwei Gedanken,
In euch der offne Sinn des Vielen fähig ist,
Und den zu breiten Raum kein einzler Eindruck mißt.
Doch unser Wissen ist hierüber nur Vermuten,
Genug der Engel Sinn war ausgerüst' zum Guten,
Ihr Trieb zur Tugend war so stark als ihr Verstand,
Sie sehnten sich nach Gott, als ihrem Vaterland,
Und ewiglich bemüht mit Loben und Verehren
War all ihr Wunsch, ihr Licht zu Gottes Ruhm zu mehren.

Fern unter ihnen hat das sterbliche Geschlecht,
Im Himmel und im Nichts, sein doppelt Bürgerrecht.
Aus ungleich festem Stoff hat Gott es auserlesen,
Halb zu der Ewigkeit, halb aber zum Verwesen:

94. Schiller (A. Frey, S. 210):

„Eng ist die Welt und das Gehirn ist weit.
Leicht bei einander wohnen die Gedanken."

Zweideutig Mittelding von Engeln und von Vieh,
Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie.

Auch wir, ach! waren gut: der Welt beglückte Jugend
Sah nichts, so weit sie war, als Seligkeit und Tugend;
Auch in uns prägte Gott sein majestätisch Bild;
Er schuf uns etwas mehr, als Herren vom Gewild.
Er legte tief in uns zwei unterschiedne Triebe,
Die Liebe für sich selbst und seines Nächsten Liebe.

Die eine niedriger, doch damals ohne Schuld,
Ist der fruchtbare Quell von Arbeit und Geduld:
Sie schwingt den Geist empor, sie lehrt die Ehre kennen,
Sie flammt das Feuer an, womit die Helden brennen,
Und führt im steilen Pfad, wo Tugend Dornen streut,
Den weltvergeßnen Sinn nach der Vollkommenheit.
Sie wacht für unser Heil, sie lindert unsern Kummer,
Versöhnt uns mit uns selbst und stört des Trägen Schlummer;
Sie zeiget uns, wie heut' für morgen sorgen muß,
Und speiset ferne Not mit altem Überfluß.
Sie dämpft des Kühnen Wut, sie waffnet den Verzagten;
Sie macht das Leben wert im Auge des Geplagten;
Sie sucht im rauhen Feld des Hungers Gegengift;
Sie kleidet Nackende vom Raub der fetten Trift;
Sie bahnete das Meer zur Beihilf' unsres Reisens,
Sie fand des Feuers Quell im Zweikampf Stein und Eisens;
Sie grub ein Erz hervor, das alle Tiere zwung;
Sie kocht' aus einem Kraut der Schmerzen Leichterung;
Sie spähte der Natur verborgne Eigenschaften;
Sie waffnete den Sinn mit Kunst und Wissenschaften.
O daß sie doch so oft, vor zartem Eifer blind,
In eingebild'tem Glück ein wirklich Elend find't!

Viel edler ist der Trieb, der uns für andre rühret,
Vom Himmel kommt sein Brand, der keinen Rauch gebieret;
Von seinem Ebenbild, das Gott den Menschen gab,
Drückt deutlicher kein Zug sein hohes Urbild ab.
Sie, diese Liebe, war der Menschen erste Kette,
Sie macht uns bürgerlich und sammelt uns in Städte,

Sie öffnet unser Herz beim Anblick fremder Not,
Sie teilt mit Dürftigen ein gern gemisset Brot
Und wirkt in uns die Lust, vom Titus oft verlanget,
Wann ein verwandt Geschöpf von uns sein Glück empfanget.
Die Freundschaft stammt von ihr, der Herzen süße Kost,
Die Gott, in so viel Not, uns gab zum letzten Trost;
Sie steckt die Fackeln an, bei deren holdem Scheinen
Zu beider Seligkeit zwei Seelen sich vereinen;
Das innige Gefühl, der Herzen erste Schuld,
Ist ein besondrer Zug der allgemeinen Huld.
Sie ist, was tief in uns für unsre Kinder lodert,
Sie macht die Müh' zur Lust, die ihre Schwachheit fodert,
Sie ist des Blutes Ruf, der für die Kleinen fleht
Und unsers Innerstes, so bald er spricht, umdreht.
Ja auch dem Himmel zu gehn ihre reinen Flammen,
Sie leiten uns zu Gott, aus dessen Huld sie stammen,
Ihr Trieb zieht ewiglich dem Liebenswürd'gen zu
Und find't erst im Besitz des höchsten Gutes Ruh'.

Noch weiter wollte Gott für unsre Schwachheit sorgen:
Ein wachsames Gefühl liegt in uns selbst verborgen,
Das nie dem Übel schweigt und immer leicht versehrt,
Zur Rache seiner Not den ganzen Leib empört.
Im zärtlichen Gebäu von wunderkleinen Schläuchen,
Die jedem Teil von uns die Kraft und Nahrung reichen,
Bräch alles Übermaß den schwachen Faden ab,
Und die Gesundheit selbst führt unvermerkt zum Grab.
Allein im weichen Mark der zarten Lebenssehnen
Wohnt ein geheimer Reiz, der, zwar ein Brunn der Thränen,
Doch auch des Lebens ist, der wider einen Feind,
Der sonst wohl unerkannt uns auszuhöhlen meint,
Uns zwingt zum Widerstand; er schließt die regen Nerven
Vor Frost und Salze zu, verflößet alle Schärfen
Durch Zufluß süßen Safts und kühlt gesalznes Blut,
Durch Zwang vom heißen Durst, mit Strömen dünner Flut.
In allen Arten Not, die unsre Glieder fäulet,
Ist Schmerz der bittre Trank, womit der Leib sich heilet.

145. Anspielung auf des römischen Kaisers Titus Milde und Wohlthätigkeit. Sueton, Titus c. VIII.

Weit nötiger liegt noch, im Innersten von uns,
Der Werke Richterin, der Probstein unsers Thuns:
Vom Himmel stammt ihr Recht; er hat in dem Gewissen
Die Pflichten der Natur den Menschen vorgerissen;
Er grub mit Flammenschrift in uns des Lasters Scheu
Und ihren Nachgeschmack, die bittre Kost der Reu'.
Ein Geist, wo Sünde herrscht, ist ewig ohne Frieden,
Sie macht uns selbst zur Höll' und wird doch nicht gemieden

Versehn zu Sturm und See, in allem wohl bestellt,
Betraten wir nunmehr das weite Meer der Welt.
Die Werkzeug' unsers Glücks sind allen gleich gemessen,
Jedweder hat sein Pfund, und niemand ist vergessen.
Zwar in der Seele selbst herrscht Maß und Unterscheid,
Das Glück der Sterblichen will die Verschiedenheit;
Die Ordnung der Natur zeugt minder Gold als Eisen,
Der Staaten schlechtester ist der von eitel Weisen;
Der eingeteilte Witz ist nirgends unfruchtbar,
Und jeder füllt den Ort, der für ihn ledig war.
Dort wirkt ein hoher Geist, betrogen vom Geschicke,
Nur um sich selbst besorgt, an seines Landes Glücke;
Wann hier ein niedrer Sinn, mit Schweiß und Brot vergnügt,
Des Großen Unterhalt im heißen Feld erpflügt.

194. Dans une Isle remplie de parfait Stoiciens chaque Philosophe ignorant les douceurs de la confiance et de l'amitié, ne pense qu'à se sequestrer des autres humains. Il a calculé ce qu'il en pouvoit attendre; les avantages qu'ils pourroient lui procurer, et les torts qu'ils pourroient lui faire, et a rompu tout commerce avec eux. Nouveau Diogène, il fait consister sa perfection à occuper un tonneau plus étroit que celui de son voisin. Essais de Phil. Mor. par Mr. de Maupertuis. Diese Stelle ist eine so genaue Erklärung meines Gedankens, daß ich mich über das Glücke verwundre, welches mir sie durch einen so berühmten Mann zugeschickt zu haben scheint, das aber doch viele Jahre später sich geäußert hat. Ich erinnre mich hier eines Unbills, den der verstorbene Herr Präsident in seinen Oeuvres Philosophiques mir angethan hat. Er sagt, ich sei über seine Erklärung wegen des berüchtigten la Mettrie nicht zu befriedigen gewesen, da doch die größte Eigenliebe sich daran hätte sättigen können. Wie hat doch diese Anklage dem Herrn von Maupertuis entfahren und von andern ihm nachgeschrieben werden können, da ich nicht nur eben diese Erklärung selbst in Göttingen habe abdrucken und meinen Freunden austeilen lassen, sondern ihr auch in meinen kleinen deutschen Schriften eine Stelle gelassen habe, ohne dabei das geringste Merkmal eines Mißvergnügens zu bezeigen. Wohl aber sind andre berühmte Männer, und zumal Hr. König, der mit dem Hrn. v. M. im Streit lebte, der Meinung gewesen, er hätte über die Verleumdungen und offenbare Erdichtungen seines Landsmanns mehr Abscheu bezeugen können. Aber wie kann ich für andrer Gesinnungen haften? H — (Maupertuis, Essai de philosophie morale, Kap. VI. Haller, Kleine Schriften I, 317. Samuel König, 1712—1757, wurde, 1744 mit S. Henzi u. a. aus Bern verbannt, durch Haller empfohlen Professor der Mathematik in Franeker, dann Professor und Bibliothekar im Haag. Über seinen Streit mit Maupertuis (betreffend Leibniz) vgl. Wolf, Biographieen zur Kulturgeschichte der Schweiz II, 162 ff. Über Haller und La Mettrie vgl die Einleitung. Hirzel.)

Hier sucht ein weiser Mann, bei Nacht und stillem Öle,
Des Körpers innre Kraft, das Wesen seiner Seele;
Wann dort mit schwächrem Licht, gleich nützlich in der That,
Ein Weib sein Haus beherrscht und Kinder zieht dem Staat.

Doch nur im Zierrat herrscht der Unterscheid der Gaben,
Was jedem nötig ist, muß auch ein jeder haben;
Kein Mensch verwildert so, dem eingebornes Licht
Nicht, wann er sich vergeht, sein erstes Urteil spricht.
Die Kraft von Blut und Recht erkennen die Huronen,
Die dort an Mitschigans beschneiten Ufern wohnen,
Und unterm braunen Süd' fühlt auch der Hottentott
Die allgemeine Pflicht und der Natur Gebot.

Drittes Buch.

O Wahrheit! sage selbst, du Zeugin der Geschichte!
Wer machte Gottes Zweck und unser Glück zunichte?
Wer war's, der wider Gott die Geister aufgebracht
Und uns dem Laster hold, uns selber feind gemacht?

* *
*

Verschieden war der Fall verschiedner Geisterorden:
Der einen Trefflichkeit ist ihr Verderben worden,
Die Kenntnis ihres Lichts gebar ihr Finsternis,
Sie hielten ihre Kraft für von sich selbst gewiß
Und, voll von ihrem Glanz, verdrießlich aller Schranken,
Mißkennten sie den Gott, dem sie ihn sollten danken;
Ihr allzu starker Trieb nach der Vollkommenheit
Ward endlich zum Gefühl der eignen Würdigkeit;
Ihr Stolz fing an in Haß die Furcht vor Gott zu kehren,
Als ohne den sie selbst der Wesen erste wären.
So wich ihr Schwarm von Gott, dem Ursprung seines Lichts,
Ihr Glanz, entlehnt von Gott, fiel bald ins eigne Nichts;
Nichts blieb an ihnen gut. Gott hatten sie verlassen,
Der Liebe wahren Zweck verschwuren sie zu hassen,

210. Mitschigans, See in Nordamerika, woran vormals die Huronen gewohnt. H — 211. Wieland (A. Frey, S. 180):

„Der dumme Samojed, der wilde Hottentott
Fühlt diesen Zug in sich und ehret seinen Gott."

Des höchsten Guts Genuß war ewiglich verscherzt,
Der Sinn war mißvergnügt, des Urteils Licht geschwärzt.
In ihrem Wesen selbst, worin sie sich verstiegen,
Fand sich kein innrer Quell von stetigem Vergnügen:
Ihr Aufruhr rächte Gott, ihr Hochmut ward zur Schmach,
Das Böse war gewählt, das Übel folgte nach;
Bis daß Reu' ohne Buß', Verzweiflung an dem Heile
Und Mißgunst ohne Macht den Frevlern ward zum Teile;
Da dort die treue Schar, die niemals Gott verließ,
In seiner Gegenwart der Geister Paradies
Und Tag fund ohne Nacht, da ewig hoh und steigend
Ihr Stand der Gottheit naht und keinen Ekel zeugend
In der Begierd' genießt und im Genuß begehrt
Und ihren Geist mit Licht, das Herz mit Wollust nährt.

* * *

Das Übel, dessen Macht den Himmel konnte mindern,
Fund wenig Widerstand bei Adams schwachen Kindern.
Ein steter Bilderkreis schwebt spielend vor dem Sinn,
Der wählt zur Gegenwart, behält und sendet hin;
Bald hatte Lust und Zier das Ernstliche verdrungen,
Der Müh' und Tugend Bild schien trocken und gezwungen,
Die Seele hängte sich an Ruh' und Lustbarkeit,
Der Tugend Kraft nahm ab durch die Abwesenheit,
Auch lockt der Leib zur Lust mit zärtlicher Verbindung,
Bedacht wich dem Genuß und Kenntnis der Empfindung.
Zudem, was endlich ist, kann nicht unfehlbar sein,
Das Übel schlich sich auch in uns durch Irrtum ein.
Der schwache Geist verlor der Neigungen Verwaltung,
Wir wendeten in Gift die Mittel der Erhaltung,
Die Triebe der Natur mißkennten Ziel und Maß,
Bis das, was himmlisch war, sein hoh' Geschick vergaß.
Der Schönheit Liebe trieb zu unerlaubten Lüsten,
Die Sorg' um Unterhalt zu Haß und bittren Zwisten;

31. Vgl. Schiller (A. Frey, S. 205):

„Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden"

und Goethe (A. Frey, S. 196):

„Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Der Ehre rege Sucht schwoll in den Herzen auf.
Gewissen und Vernunft hemmt zwar des Übels Lauf,
Doch ihr verhaßter Mund, voll unberedter Lehren,
Behielt allein das Recht, zu tadeln, nicht zu wehren.
Wir alle sind verderbt, der allgemeine Gift
Ist beide Welten durch den Menschen nachgeschifft.
Gold, Ehr' und Wollust herrscht, so weit der Mensch gebietet,
Und alles, was ein Herz, von diesen schwanger, brütet:
Betrug mit falschem Blick, die Lust an andrer Leid,
Verachtung fremden Werts, Verleumdung, Brut vom Neid,
Verführung schwacher Zucht, der Gottesdienst des Bauches,
Fruchtloser Müßiggang, der Hunger eitlen Rauches,
Und so viel Seuchen mehr, von denen undurchwühlt
Kein Herz mehr übrig bleibt, das echte Frucht erzielt.
Verschiedene Gestalt bedeckt die Ungeheuer,
Die Kunst der Ehrbarkeit leiht manchen ihren Schleier,
Wann andrer, die die Scheu mit keiner Larve deckt,
Erborne Häßlichkeit die Augen trotzt und schreckt.
Geringer Unterscheid! der auf der Haut nur lieget,
Nicht in das Innre dringt und niemand mehr betrüget!
Noch Zeit, noch Land, noch Schwang vermag auf die Natur,
Der Quell fließt überall, der Auslauf ändert nur.
Vergebens rühmt ein Volk die Unschuld seiner Sitten,
Es ist nur jünger schlimm und minder weit geschritten:
Der Lappen ewig Eis, wo, allzu tief geneigt,
Die Sonne keinen Reiz zur Üppigkeit erzeugt,
Schließt nicht die Laster aus, sie sind, wie wir, hinlässig,
Geil, eitel, geizig, träg, mißgünstig und gehässig,
Und was liegt dann daran, bei einem bittren Zwist,
Ob Fischfett oder Gold des Zweispalts Ursach' ist?
Wer von der Tugend weicht, entsaget seinem Glücke
Und beugt sein Engelsrecht zu eines Tiers Geschicke.
Die Pflichten sind der Weg, den Gott zur Wohlfahrt giebt,
Ein Herz, wo Laster herrscht, hat nie sich selbst geliebt.
Von außen fließt kein Trost, wann uns das Innre quälet,
Uns ekelt der Genuß, sobald die Notdurft fehlet;

71. Schwang, Sitte, Mode, Brauch. — 77. Siehe Högströms Beschreibung. H (Der schwedische Missionar Peter Högström verfaßte als Pastor zu Keirom eine Beschreibung von Lappland, vgl. Acta Hist. eccl., 1746, X, 868. Hirzel.)

Die Schätze dieser Welt sind nur des Leibes Heil;
Der wahre Mensch, der Geist, nimmt daran keinen Teil;
So bleibt der müde Geist bei falschen Gütern öde,
Der Ekel im Genuß entdeckt das innre Blöde,
Nie froh vom itzigen, stets wechselnd, keinem treu,
Erfährt der Glücklichste, wie nichtig alles sei.
Vergebens übertrifft das Schicksal unsre Bitten,
Die Welt hat Philipps Sohn und nicht die Ruh' erstritten;
Ein Thor rennt nach dem Glück, kein Ziel schließt seine Bahn,
Wo er zu enden meint, fängt er von neuem an.

Doch auch das Schattenglück erfreut den Menschen selten,
Weil Gold und Ehre nichts als durch den Vorzug gelten:
Die Güter der Natur sind endlich und gezählt,
Die einen werden groß von dem, was andern fehlt:
Ein Sieger wird berühmt durch tausend andrer Leichen,
Und ganzer Dörfer Not macht einen eingen Reichen:
Der Schönen holdes Ja, die einem sich ergiebt,
Verurteilt die zur Qual, die da, wo er, geliebt.
Wir streiten in der Welt um diese falschen Güter,
Der Eifer, nicht der Wert, erhitzet die Gemüter;
Wie Kinder (wer ist nicht in einem Stück ein Kind?)
Oft um ein streitig Nichts sich in den Haaren sind:
Bald dies, bald jenes siegt und trotzet mit dem Balle,
Bei keinem bleibt die Lust, und der Verdruß drückt alle.
Wir schwitzen, kümmern, flehn, verschwenden Zeit und Blut,
Was wir von Gott erpreßt, ist endlich keinem gut.

So find't man wahre Not, wo man Vergnügen suchet,
Der Zepter wird so oft, als wie der Pflug, verfluchet.
Die Furcht, der Seele Frost, der Flammenstrom, der Zorn,
Die Rachsucht ohne Macht, des Kummers tiefer Dorn,
Die wache Eifersucht, bemüht nach eignem Leide,
Der Brand der Ungeduld, der teure Preis der Freude,
Der Liebe Folterbett, der leeren Stunden Last
Fliehn von der Hütten Stroh und herrschen im Palast.
Noch stärker peitscht den Geist das zornige Gewissen;
Noch Macht, noch Haß von Gott befreit von seinen Bissen;

94. Philipps Sohn, Alexander der Große. H

Sein fürchterlicher Ruf dringt in der Fürsten Saal,
In Gold und Purpur bebt Octaviens Gemahl
Und siehet, wo er geht, so sehr er sucht zu schlafen,
Vor ihm den offnen Schlund voll unfehlbarer Strafen.

Der Leib, das Meisterstück der körperlichen Pracht,
Folgt seinem Gaste bald und fühlt des Übels Macht.
Vollkommen hatt' er einst, geschickt zu Gottes Bilde,
Die Unschuld noch zum Arzt und Einigkeit zum Schilde,
Dem Tode minder nah und vielleicht frei davon,
Nahm er teil an der Lust und nimmt itzt teil am Lohn;
Die Zeit muß seit dem Fall ihr Sandglas jäher stürzen,
Die Mordsucht grub ein Erz, die kurze Frist zu kürzen,
Tod, Schmerz und Krankheit wird ergraben und erschifft,
Und unsre Speise macht der Überfluß zum Gift.
Der Sorgen Wurm verzehrt den Balsam unsrer Säfte,
Der Wollust jäher Brand verschwend't des Leibes Kräfte,
Verwesend, abgenutzt und nur zum Leiden stark
Eilt er zur alten Ruh' und sinket nach dem Sarg.

Der Geist, von allem fern, womit er sich bethöret,
Sieht sich in einer Welt, wovon ihm nichts gehöret;
Nur geht mit ihm ins Reich der öden Dunkelheit
Ein unerträglich Bild der eignen Häßlichkeit.
Gold, Ehre, Wollust, Tand, wonach er sich gesehnet,
Verblendung, Selbstbetrug, worauf er sich gelehnet,
Witz, Ansehn, Wissenschaft, der Eigenliebe Spiel,
Von allem bleibt ihm nichts, als des Verlusts Gefühl
Der Thaten Unterscheid ist bei ihm umgedrehet,
Er haßt, was er geliebt, und ehrt, was er verschmähet,
Und brächte, könnt' es sein, jedweden Augenblick,
Worin er sich versäumt, mit Jahren Pein zurück.
Die Wahrheit, deren Kraft der Welt Gewühl verhindert,
Find't nichts, das ihr Gefühl in dieser Wüste mindert;
Ihr fressend Feu'r durchgräbt das Innre der Natur
Und sucht im tiefsten Mark des Übels mind'ste Spur
Das Gute, das versäumt, das Böse, so begangen,
Die Mittel, die verscherzt, sind eitel Folterzangen,

121. Octaviens Gemahl, der Kaiser Nero. H

Von steter Nachreu' heiß. Er leidet ohne Frist,
Weil er gepeiniget und auch der Henker ist.

* *
*

O selig jene Schar, die, von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Wert und nicht den Wahn betrachtet,
Und, treu dem innren Ruf, der sie zum Heile schreckt,
Sich ihre Pflicht zum Ziel von allen Thaten steckt!
Gesetzt, daß Welt und Hohn und Armut sie mißhandeln,
Wie angenehm wird einst ihr Schicksal sich verwandeln,
Wann dort, beim reinen Licht, ihr Geist sich selbst gefällt,
Das überwundne Leid zu seiner Wollust hält
Und innig hold mit Gott, dem Urbild ihrer Gaben,
Sie Gott, das höchste Gut, in steter Nähe haben!

Indessen ist die Welt, die Gott zu seinem Ruhm
Und unserm Glücke schuf, des Übels Eigentum:
In allen Arten ist das Los des Guten kleiner,
Wo tausend gehn zur Qual, entrinnt zur Wohlfahrt einer,
Und für ein zeitlich Glück, das keiner rein genießt,
Folgt ein unendlich Weh, das keine Ruh' beschließt.
O Gott voll Gnad' und Recht, darf ein Geschöpfe fragen:
Wie kann mit deiner Huld sich unsre Qual vertragen?
Vergnügt, o Vater, dich der Kinder Ungemach?
War deine Lieb' erschöpft? Ist dann die Allmacht schwach?
Und konnte keine Welt des Übels ganz entbehren,
Wie ließest du nicht eh' ein ewig Unding währen?

Verborgen sind, o Gott! die Wege deiner Huld,
Was in uns Blindheit ist, ist in dir keine Schuld.
Vielleicht, daß dermaleinst die Wahrheit, die ihn peinigt,
Den umgegoßnen Geist durch lange Qualen reinigt
Und, nun dem Laster feind, durch dessen Frucht gelehrt,
Der Willen, umgewandt, sich ganz zum Guten kehrt;
Daß Gott die späte Reu' sich endlich läßt gefallen,
Uns alle zu sich zieht und alles wird in allen.
Dann seine Güte nimmt, auch wann sein Mund uns droht,
Noch Maß, noch Schranken an und hasset unsern Tod.
Vielleicht ersetzt das Glück vollkommener Erwählten
Den minder tiefen Grad der Schmerzen der Gequälten;

Vielleicht ist unsre Welt, die wie ein Körnlein Sand
Im Meer der Himmel schwimmt, des Übels Vaterland!
Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verklärter Geister,
Wie hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend Meister,
Und dieses Punkt der Welt von mindrer Trefflichkeit
Dient in dem großen All zu der Vollkommenheit;
Und wir, die wir die Welt im kleinsten Teile kennen,
Urteilen auf ein Stück, das wir vom Abhang trennen.

Dann Gott hat uns geliebt, wem ist der Leib bewußt?
Sagt an, was fehlt daran zur Nutzbarkeit und Lust?
Seht den Zusammenhang, die Eintracht in den Kräften,
Wie jedes Glied sich schickt zu menschlichen Geschäften,
Wie jeder Teil für sich und auch für andre sorgt,
Das Herz vom Hirn den Geist, dies Blut von jenem borgt;
Wie im bequemsten Raum sich alle schicken müssen,
Wie aus dem ersten Zweck noch andre Nutzen fließen,
Der Kreislauf uns belebt und auch vor Fäulung schützt,
Der ausgebrauchte Teil von uns sich selbst verschwitzt,
Und unser ganzer Bau ein stetes Muster scheinet
Von höchster Wissenschaft, mit höchster Huld vereinet!
Soll Gott, der diesen Leib, der Maden Speis' und Wirt,
So väterlich versorgt, so prächtig ausgeziert,
Soll Gott den Menschen selbst, die Seele nicht mehr schätzen?
Dem Leib sein Wohl zum Ziel, dem Geist sein Elend setzen?
Nein, deine Huld, o Gott, ist allzu offenbar!
Die ganze Schöpfung legt dein liebend Wesen dar:
Die Huld, die Raben nährt, wird Menschen nicht verstoßen,
Im Kleinen ist er groß, unendlich groß im Großen.

Wer zweifelt dann daran? Ein undankbarer Knecht!
Drum werde, was du willst, dein Wollen ist gerecht!
Noch Unrecht, noch Versehn kann vom Allweisen kommen,
Du bist an Macht, an Gnad', an Weisheit ja vollkommen!
Wann unser Geist gestärkt dereinst dein Licht verträgt
Und uns des Schicksals Buch sich vor die Augen legt;
Wann du der Thaten Grund uns würdigest zu lehren,
Dann werden alle dich, o Vater! recht verehren
Und kundig deines Rats, den blinde Spötter schmähn,
In der Gerechtigkeit nur Gnad' und Weisheit sehn!

15. Zueignungsschrift an den hochwohlgebornen gnädigen Herrn, Herrn Isaak Steiger,*) des Standes Bern Schultheißen.

1734.

Der alten Schweizer tapfre Hand
Hat noch ein rauher Mut geführet,
Ihr Sinn war stark und ungezieret,
Und all ihr Witz war nur Verstand.

Nicht, daß man uns verachten soll:
Der Freiheit Sitz und Reich auf Erden
Kann nicht an Geist unfruchtbar werden;
Wer frei darf denken, denket wohl!

Nein, ihr im Stahl erzogner Sinn
Fand keinen Reiz an mindrer Ehre;
Vom Anblick ihrer furchtbar'n Heere
Floh Scherz und Muse schüchtern hin.

Itzt, daß der Sieg uns Friede giebt,
Ist auch der Zierrat rühmlich worden;
Man pries sonst blos ein sieghaft Morden,
Itzt wird ein reiner Lob geliebt.

Du, dessen Scharfsicht nichts umschränkt,
Vor dem nichts Würdigs liegt verborgen,
Hast oftmals, satt von höhern Sorgen,
Auch Dichtern einen Blick geschenkt.

Das alte Vorrecht unsrer Kunst
Ist ja der Beifall großer Männer,
Je größrer Fürst, je größrer Kenner,
Das zeigt Augusts und Ammons Gunst.

Warum zeugt nicht dein glücklich Land
Wie große Häupter große Sänger?
Warum bleibt wahres Lob nicht länger,
Als was die Schmeichelei erfand?

24. Ammon, d. i. Alexander d. Gr., der freilich eigentlich nur Ammons Sohn, für den er sich selbst ausgab und als welchen ihn die Priester des Orakels des Ammon begrüßten (Arrian, Anab. III, 3, 2, Plut., Alex. 27 u. a. a. O.), hätte genannt werden können. Auch ist die Erwähnung Alexanders als Schützers und Kenners der Dichtkunst und die Zusammenstellung mit Augustus hier nicht gerade passend. Hirzel.

*) Über Isaak Steiger, 1669—1755, vgl. die Einleitung.

Doch Männern deiner Trefflichkeit
Versagt der Himmel keine Kronen;
Er lohnt Mäcenen mit Maronen
Und Tugend mit Unsterblichkeit!

---

16. Beim Beilager des hochwohlgebornen gnädigen Herrn Isaak Steiger, Herrn zu Almedingen, des Standes Bern Schultheißen, mit der hochwohlgebornen Frauen Elisabeth von Erlach, vermählten Lombach.

14. Mai 1735.

Man würde Unrecht thun, wenn man dieses Gedicht mit den gewöhnlichen feilen Glückwünschen vermengte. Eine zwanzigjährige Reihe von Gutthaten und unzertrennliche Bande von Erkenntlichkeit haben mich an das hohe Haus verknüpft,*) dessen beglückte Begebenheit der Vorwurf dieser Ode ist.

Verschwiegne Saiten! stimmt euch wieder,
Kein Tag war mehr der Musen wert!
Belebt mit Tönen meine Lieder,
Von denen, die die Nachwelt hört!
Nichts Niedrigs hab' ich vorgenommen,
Nur Töne, die vom Herzen kommen,
Nur Töne, die zum Herzen gehn;
Beim edlen Vorwurf, den ich wähle,
Soll auch in der gemeinsten Seele
Der Ode hoher Geist entstehn

Von dir, o Steiger, will ich wagen,
Zu singen, was dein Volk itzt spricht,
Was auch die Enkel sollen sagen,
Betrüget sonst mein Herz mich nicht.
O könnt ich dich, auf Pindars Schwingen,
Der Ewigkeit entgegen bringen,
Wo wahrer Helden Namen sind!
Wie würde sich dein Nüchtland freuen,
Wann es dich, in den ersten Reihen,
Bei Paulen und Valeren find't!

*) Mariane Wyß von Mathod, des Verfassers erste Gemahlin, war eine Tochter=Tochter der Schwester des Herrn Schultheißen Steiger. H (Über J. Steiger vgl. d. Einleitung.)

31. Maronen, Plural von Maro, d. i. Vergilius Maro. — Beim Beilager zc. 20. Der Dichter scheint die den Beinamen Paulus tragenden Helden der römischen gens Aemilia und die der gens Valeria (L. Ämilius Paulus und P. Valerius Publicola u. A.) im Sinne zu haben. Hirzel.

Ich sage, wann ich an dir merke,
Und sag' es unentfärbt vor dir:
Der Klugheit nie vergebne Stärke,
Der weisen Reden kurze Zier,
Die Freundlichkeit der holden Sitten,
Die auch der Feinde Herz erstritten,
Des Staates innre Wissenschaft:
Auf deines Nüchtlands erstem Sitze
Fehlt deinem Herzen, deinem Witze
Noch itzt ein Schauplatz ihrer Kraft.

Des Himmels Gunst, die seltnen Seelen
Freigebig setzet ihren Preis,
Ließ auch an dir kein Zeichen fehlen,
Woran man sie zu kennen weiß;
Sie hub, aus niedrigern Geschäften,
Dich nach und nach mit sichtbarn Kräften
Durch alle Stufen auf den Thron.
O wahrlich edle Art der Würde
Und einzig würdig der Begierde!
Sie ist der eignen Thaten Lohn.

Doch eines Staatsmanns äußrer Schimmer
Ist eine Pracht, die Kummer deckt;
Das Herz bleibt öd' und ruhet nimmer,
Wann es nicht treue Freundschaft schmeckt.
Ein Herrscher opfert sich dem Staate;
Von seiner Müh' und wachem Rate
Ist er allein, der nichts genießt;
Unselig, wann nicht treue Liebe
Die Zuflucht seiner Seele bliebe,
Die Lust auf seine Sorgen gießt.

Du auch, der dein bemühtes Leben
Der Bürger Wohlfahrt hast geweiht,
Wirst uns nunmehr ein Beispiel geben
Von wohlverdienter Seligkeit.
Des Vaterlandes schwere Sorgen,
Die wachen Nächt' und frühen Morgen

Sind keinem so, wie dir, bewußt;
Drum ist der Wille des Geschickes,
Daß du, o Vater unsers Glückes,
Auch endlich teilst mit unsrer Lust!

Ein ungetadeltes Geblüte,
Das seine Ahnen nicht mehr zählt,
Ein Sinn, der Munterkeit und Güte,
Der Feu'r und Sittsamkeit vermählt,
Ein nur um dich bemühter Wille,
Ein Herz, das Huld und sanfte Stille
Zu deiner Ruhstatt öffnen wird:
Die, welche deiner wert gewesen,
Hat dir der Himmel auserlesen,
Der sie für dich hat ausgeziert.

O selig, die ihr Glück verdienen!
Sie fürchten keinen Unbestand,
Der Himmel läßt ihr Alter grünen
Und gönnt ihr Wohl dem Vaterland.
O könntest du die Herzen sehen,
Die Kraft und Leben dir erflehen,
Der Waisen stumme Fröhlichkeit!
Die sind's, o Steiger! die den Segen
Auf dich seit vielen Jahren legen,
Der sich auf deinem Stamm verneut.

O späte soll dein Aug' ermüden,
Vor dem Verfall und Unruh' fliehn!
Sieh Freiheit und den güldnen Frieden
Noch unter unsern Kindern blühn!
So viel Verdienst, so manche Tugend
Verdienet mehr als eine Jugend,
Verdient den Dank noch einer Zeit;
Dein Staat, dein Volk, die dich verehren,
Bewußt des Werts, den sie verlören,
Mißgönnen dich der Ewigkeit!

17. Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit.*)

1736.

Ihr Wälder! wo kein Licht durch finstre Tannen strahlt
Und sich in jedem Busch die Nacht des Grabes malt;
Ihr hohlen Felsen dort! wo im Gesträuch verirret
Ein trauriges Geschwärm einsamer Vögel schwirret;
Ihr Bäche! die ihr matt in dürren Angern fließt
Und den verlornen Strom in öde Sümpfe gießt;
Erstorbenes Gefild und grausenvolle Gründe,
O daß ich doch bei euch des Todes Farben fünde!
O nährt mit kaltem Schau'r und schwarzem Gram mein Leid!
Seid mir ein Bild der Ewigkeit!
Mein Freund ist hin!
Sein Schatten schwebt mir noch vor dem verwirrten Sinn,
Mich dünkt, ich seh' sein Bild und höre seine Worte;
Ihn aber hält am ernsten Orte,
Der nichts zu uns zurücke läßt,
Die Ewigkeit mit starken Armen fest.

* *
*

Kein Strahl vom Künftigen verstörte seine Ruh',
Er sah dem Spiel der Welt noch heut' geschäftig zu;
Die Stunde schlägt, der Vorhang fällt,
Und alles wird zu nichts, was ihm so wirklich schien.
Die dicke Nacht der öden Geisterwelt
Umringt ihn jetzt mit schreckenvollen Schatten;
Und die Begier ist, was er noch behält
Von dem, was seine Sinnen hatten.
Und ich? bin ich von höherm Orden?
Nein, ich bin, was er war, und werde, was er worden;
Mein Morgen ist vorbei, mein Mittag rückt mit Macht,
Und eh' der Abend kommt, kann eine frühe Nacht,
Die keine Hoffnung mehr zum Morgen wird versüßen,
Auf ewig mir die Augen schließen.

*) Auf daß sich niemand an den Ausdrücken ärgere, worin ich von dem Tode, als von einem Ende des Wesens, oder der Hoffnung spreche, so ist es nötig zu berichten, daß alle diese Reden Einwürfe haben sein sollen, die ich würde beantwortet haben, wann ich fähig wäre, diese Ode zu Ende zu bringen. Ein zweites Leben ist dennoch ausdrücklich angenommen. H

5. Es sind Tofwasser (Tuff), die die feuchten Wiesen, in die sie sich ergießen, sandicht und dürre machen. H. (Das Gedicht ist nach Zimmermanns Angabe, Leben d. H. v. H., 83, in der Nähe des sog. Glasbrunnens im Bremgarten-Walde bei Bern geschrieben. Hirzel.)

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit!
Beständigs Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.
Unendlichkeit! wer misset dich?
Bei dir sind Welten Tag und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt itzt sich,
Und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn', aus Gottes Kraft bewegt;
Ihr Trieb läuft ab und eine zweite schlägt,
Du aber bleibst und zählst sie nicht.

Der Sterne stille Majestät,
Die uns zum Ziel befestigt steht,
Eilt vor dir weg, wie Gras an schwülen Sommertagen;
Wie Rosen, die am Mittag jung
Und welk sind vor der Dämmerung,
Ist gegen dich der Angelstern und Wagen.

Als mit dem Unding noch das neue Wesen rung
Und, kaum noch reif, die Welt sich aus dem Abgrund schwung,
Eh' als das Schwere noch den Weg zum Fall gelernet
Und auf die Nacht des alten Nichts
Sich goß der erste Strom des Lichts,
Warst du, so weit als itzt, von deinem Quell entfernet.

31 f. Schiller (A. Frey, S. 209):

„Und ewig ward zur Zeit, und wie ihr seichter Fuß
Im Meer der Ewigkeit sich nicht verlieren muß."

und ebenda:

„Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O, meines Lebens gold'ne Zeit?
Vergebens deine Wellen eilen
Hinab in's Meer der Ewigkeit."

Wieland (ebenda S. 181):

„Wer mißt die Ewigkeit?"

— 45. Wieland (A. Frey, S. 182):

„Vergleiche deine Dau'r mit der Gestirne Leben,
Bestimmt die Himmelsluft Aeonen durchzuschweben;
Sie scheint ein Augenblick, der ungebraucht verschwindt,
Doch wenn Orion selbst sein wartend Grab einst findt,
Wird gegen jene Sfär, die, Gott! *dich* in sich siehet,
Er eine Rose sein, die im Mittag verblühet."

Und wann ein zweites Nichts wird diese Welt begraben,
Wann von dem alles selbst nichts bleibet als die Stelle,
Wann mancher Himmel noch, von andern Sternen helle,
Wird seinen Lauf vollendet haben,
Wirst du so jung als jetzt, von deinem Tod gleich weit,
Gleich ewig künftig sein, wie heut'.

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit und Welt auf Weltèn hin,
Und wann ich auf der March des Endlichen nun bin
Und von der fürchterlichen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend Malen,
Noch nicht ein Teil von dir;
Ich tilge sie, und du liegst ganz vor mir.

* * *

O Gott! du bist allein des Alles Grund!
Du, Sonne, bist das Maß der ungemeßnen Zeit,
Du bleibst in gleicher Kraft und stetem Mittag stehen,
Du gingest niemals auf und wirst nicht untergehen,
Ein einzig Itzt in dir ist Ewigkeit!
Ja, könnten nur bei dir die festen Kräfte sinken,
So würde bald, mit aufgesperrtem Schlund,
Ein allgemeines Nichts des Wesens ganzes Reich,
Die Zeit und Ewigkeit zugleich,
Als wie der Ozean ein Tröpfchen Wasser, trinken.

* * *

67. Wieland (A. Frey, S. 182):
„Doch er mißt dich nicht, häuft er gleich Größ' auf Größen."
— 70. Schiller (A. Frey, S. 208):
„Und der Markstein der Schöpfung steht."
Wieland (ebenda S. 182):
„Welch eine Marche trennt die Schöpfung und das Nichts?"
— 80. Wieland (ebenda S. 181):
. . . . „wo findst du ihn im uferlosen Schlund
Der steten Ewigkeit?" . . . .

Vollkommenheit der Größe!
Was ist der Mensch, der gegen dich sich hält!
Er ist ein Wurm, ein Sandkorn in der Welt;
Die Welt ist selbst ein Punkt, wann ich an dir sie messe.
Nur halb gereiftes Nichts, seit gestern bin ich kaum,
Und morgen wird ins Nichts mein halbes Wesen kehren;
Mein Lebenslauf ist wie ein Mittagstraum,
Wie hofft er dann, den deinen auszuwähren?

* *
*

Ich ward, nicht aus mir selbst, nicht, weil ich werden wollte;
Ein Etwas, das mir fremd, das nicht ich selber war,
Ward auf dein Wort mein Ich. Zuerst war ich ein Kraut,
Mir unbewußt, noch unreif zur Begier;
Und lange war ich noch ein Tier,
Da ich ein Mensch schon heißen sollte.
Die schöne Welt war nicht für mich gebaut,
Mein Ohr verschloß ein Fell, mein Aug' ein Star,
Mein Denken stieg nur noch bis zum Empfinden,
Mein ganzes Kenntnis war Schmerz, Hunger und die Binden.
Zu diesem Wurme kam noch mehr von Erdenschollen
Und von des Mehles weißem Saft;
Ein innrer Trieb fing an die schlaffen Sehnen
Zu meinen Diensten auszudehnen,
Die Füße lernten gehn durch Fallen,
Die Zunge beugte sich zum Lallen,
Und mit dem Leibe wuchs der Geist.
Er prüfte nun die ungeübte Kraft,
Wie Mücken thun, die, von der Wärme dreist,
Halb Würmer sind und fliegen wollen.
Ich starrte jedes Ding als fremde Wunder an;
Ward reicher jeden Tag, sah vor und hinter heute,
Maß, rechnete, verglich, erwählte, liebte, scheute,
Ich irrte, fehlte, schlief und ward ein Mann!
Itzt fühlet schon mein Leib die Näherung des Nichts!
Des Lebens lange Last erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder

101. Dieses natürliche in dem ungebornen Kinde die Augen schließende Fell habe ich in den upsalischen Abhandlungen beschrieben. H (Acta Soc. R. Scient. Upsal. 1742.)

Der sorgenfreien Jugend zu.
Mein Ekel, der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts
Und streuet auf die Welt den hoffnungslosen Schatten;
Ich fühle meinen Geist in jeder Zeil' ermatten
Und keinen Trieb, als nach der Ruh'!

---

18. Über Marianens anscheinende Besserung.*)

Den 16. Oktober 1736.

Dieses kleine Gedicht, worin die Poesie schwach und nichts als die Rührung des Herzens noch einigermaßen poetisch ist, hat die Zeichen einer Besserung zum Vorwurf, die nach der Ankunft und klugen Sorge des erfahrnen und glücklichen Arztes, Herrn Leibmedici Werlhofs**), sich an dieser geliebten Kranken gewiesen hatten. Es war die Arbeit einer einsamen Stunde, und zwei Tage darauf machte ein unverhoffter Tod der Freude des Ehemanns ein trauriges Ende.

Ich sah, mit tiefgerührtem Herzen,
Der Mariane nahen Tod
Und las in jedem Blick mehr Schmerzen,
In jedem Atemzug mehr Not.
Ich netzte die geliebte Brust
Mit meinen abgehärmten Wangen
Und hielt mit Angst und zagendem Verlangen
Vor dem annahenden Verlust
Den holden Leib umfangen.
Zuletzt wandt' ich mit einem Blicke,
Worin mit der Verzweifelung
Noch etwas matter Hoffnung rung,
Mich nach dem strafenden Geschicke.

* *
*

Muß ich sie missen, die ich liebe,
Und neben der ich nichts geliebt?
Was hätt' ich, wenn sie mir nicht bliebe?
Straft dann der Himmel auch die Triebe,
Die er uns selbst befiehlt und giebt?

*) Über Marianens Krankheit und Tod vgl. die Anmerkung zum folgenden Gedichte und die Einleitung.

**) Paul Gottlieb Werlhof, 1699—1767, k. großbritannischer Leibarzt in Hannover. Vgl. die Einleitung.

Ist keine Kraft in wahren Thränen?
Dringt denn mein Seufzen nicht zu dir?
Herr! deine Weisheit schilt mein Sehnen;
Du willst mich von der Welt entwehnen,
Sie war mir nur noch wert in ihr.

Herr! was du willst, das soll geschehen,
Auch weinend ehr' ich deinen Rat;
Doch hört dein Will' auf unser Flehen,
So laß auch mich die Gnade sehen,
Die oft ein reines Herz erbat!

Aufrichtig Flehen wird erhöret:
Ich sprach, und durch den dunkeln Sinn
Fuhr auch zugleich ein Strahl von neuer Hoffnung hin;
Die Fluten Angst, die sich in mir empöret,
Vertobten nach und nach;
Ein inn'res Wort, ein höh'rer Tröster, sprach
Zu dem von Angst und tiefen Schmerzen
Schon lang' gepreßten Herzen:
Wer thut und trägt, was Gott gebeut,
Aus Gottes Willen macht den seinen
Und küßt die Hand, die Strafe dreut,
Wird danken, wo er meint zu weinen.

Es kam der Mann, den Gott erwählte,
Ein Werkzeug seiner Huld zu sein;
Er sah, was die Geliebte quälte,
Mit unbetrogner Scharfsicht ein.
Gleich legte sich der Brand, der in den Adern glühte,
Das heimlich starke Gift, verjagt aus dem Geblüte,
Wich minder edlen Stellen zu;
Ihr Herz fand Kraft, ihr Haupt die Ruh'.
Ein frischer Trieb fuhr in die matten Glieder,
Sie sah das fast verlaßne Licht
Mit halb verblendetem Gesicht,
Die Welt und mich erkannte sie nun wieder.

41. Der Herr Leibmedikus Werlhof. Er verließ in der That die werte Kranke in bessern Umständen; aber die verrätrische Krankheit, der Friesel, schlug zurück, ein innerliches Geschwür brach durch, und der Tod raffte sie plötzlich weg. H

Vater! es hat deine Gnade
Mit der Menschen Flehn Geduld;
Aber gieb, daß deine Huld
Nicht mehr Schulden auf uns lade!
Laß ihr Leben, dein Geschenke,
Fruchtbar sein an Dank und Treu';
Gieb, daß es mich nie erfreu',
Daß ich nicht an dich gedenke!

---

19. Trauerode, beim Absterben seiner geliebten Mariane.*)

Nov. 1736.

Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane! welch ein Lied,
Wann Seufzer mit den Worten ringen
Und ein Begriff den andern flieht!
Die Lust, die ich an dir empfunden,
Vergrößert jetzund meine Not;
Ich öffne meines Herzens Wunden
Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und du verdienst sie allzuwohl,
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von dir schweigen soll.
Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu,
Als wann von dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu'!

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichterklagen fang' ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es sein Leid nicht fassen kann.

*) Älteste Tochter des Herrn Samuel Wyß, Herrn zu Mathod und la Mothe, und Marien von Dießbach, die der Verfasser den 19. Februar 1731 geheiratet und den 30. Oktober 1736 durch den Tod verloren hat, da er eben einen Monat vorher in Göttingen angekommen war. H Vgl. die Einleitung.

Ja, meine Seele will ich schildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie sie, ergötzt an Trauerbildern,
In Kummerlabyrinthen irrt!

Ich seh' dich noch, wie du erblaßtest,
Wie ich verzweiflend zu dir trat,
Wie du die letzten Kräfte faßtest
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele, voll der reinsten Triebe,
Wie ängstig warst du für mein Leid!
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

Wo flieh' ich hin? In diesen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt!
Das Haus hier, wo ich dich verloren;
Der Tempel dort, der dich bedeckt;
Hier Kinder — ach! mein Blut muß lodern
Beim zarten Abdruck deiner Zier,
Wann sie dich stammelnd von mir fodern;
Wo flieh' ich hin? Ach! gern zu dir!

O soll mein Herz nicht um dich weinen?
Hier ist kein Freund dir nah' als ich.
Wer riß dich aus dem Schoß der Deinen?
Du ließest sie und wähltest mich.
Dein Vaterland, dein Recht zum Glücke,
Das dein Verdienst und Blut dir gab,
Die sind's, wovon ich dich entrücke;
Wohin zu eilen? In dein Grab!

Dort in den bittern Abschiedsstunden,
Wie deine Schwester an dir hing,
Wie, mit dem Land gemach verschwunden,
Sie unserm letzten Blick entging;

51. Die Reise nach Göttingen fing zu Schiff an. H

Sprachst du zu mir mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmut stritt:
„Ich geh' mit ruhigem Gemüte,
Was fehlt mir? Haller kommt ja mit!"

Wie kann ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der dich mir gab!
Noch jetzt mischt Lust sich mit dem Kränken,
Entzückung löst mit Wehmut ab.
Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich allein nach meinen Trieben
Und nicht nach meinem Glücke maß.

Wie bald verließest du die Jugend
Und floh'st die Welt, um mein zu sein;
Du mied'st den Weg gemeiner Tugend
Und warest schön für mich allein.
Dein Herz hing ganz an meinem Herzen
Und sorgte nicht für dein Geschick;
Voll Angst bei meinem kleinsten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie am Eiteln fester Wille,
Der sich nach Gottes Fügung bog;
Vergnüglichkeit und sanfte Stille,
Die weder Glück noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz;
Ein Herz, gemacht, mein Leid zu mindern,
War meine Lust und ist mein Schmerz.

Ach! herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
„Wie? wann ich sie verlassen müßte!"
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübnis soll noch währen,
Wann schon die Zeit die Thränen hemmt;
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überschwemmt.
Die erste Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmal deiner Huld,
Und die Verehrung deiner Tugend
Sind meines Herzens stete Schuld.

Im dicksten Wald, bei finstern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildnis suchen,
Wo niemand mein Gedächtnis stört.
Ich will dich sehen, wie du gingest,
Wie traurig, wann ich Abschied nahm!
Wie zärtlich, wann du mich umfingest,
Wie freudig, wann ich wiederkam!

Auch in des Himmels tiefer Ferne
Will ich im Dunkeln nach dir sehn
Und forschen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füßen drehn.
Dort wird an dir die Unschuld glänzen
Vom Licht verklärter Wissenschaft;
Dort schwingt sich aus den alten Grenzen
Der Seele neu entbundne Kraft!

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rat wird Seligkeit für dich;
Du mischest mit der Engel Tönen
Dein Lied und ein Gebet für mich.
Du lernst den Nutzen meines Leidens,
Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf;
Dort steht die Absicht unsers Scheidens
Und mein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste! die ich auf Erden
So stark und doch nicht g'nug geliebt!
Wie liebenswürdig wirst du werden,
Nun dich ein himmlisch Licht umgiebt.

Mich überfällt ein brünstigs Hoffen,
O! sprich zu meinem Wunsch nicht nein!
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu sein!

---

20. Über ebendieselbe.

Febr. 1737.

Geliebte! wann itzt solch ein Name
Nicht zu vermessen ist von mir,
Ich weiß, daß nichts von Leid und Grame
Mehr Wege finden kann zu dir;
Doch, wann vom Licht der wahren Sonne
Noch Strahlen fallen niederwärts,
So wirf auch du, vom Sitz der Wonne,
Ein Aug' auf deines Hallers Herz.

Dich heißet mich die Welt vergessen!
Dich tadelt man in meiner Brust!
Mein Herz, ein Herz, das dich besessen,
Soll offen sein für andre Lust!
Ja, dich und mich schmäht der zusammen,
Der mein Betrübnis unterbricht;
O kennt' er selber reine Flammen,
Er schölte meine Thränen nicht!

Doch wenig kennen wahre Liebe,
Die Anmut zeugt und Tugend weiht;
Sie ist kein Freibrief wilder Triebe,
Nicht eine Magd der Üppigkeit.
Dein Lieben war mein Leid ergötzen
Mit heimlich sorgender Geduld;
Mein Lieben war mich selig schätzen,
Belohnung suchen deiner Huld.

Ihr holden Jahre, die wir beide
Einander, ach! so kurz gemacht,
O hätt' ich nur, was wir im Leide
Bei manchem Sturme hingebracht!

Wir suchten Ruh' in zärterm Scherzen,
Wie Tauben, die ein Wetter fliehn,
Und fanden Lust selbst in den Schmerzen,
Weil unsre Treu' nie heller schien.

O Bern! o Vaterland! o Worte
Voll reger Wehmut, banger Lust!
O zärtlich Bild geliebter Orte,
Voll wunder Spuren in der Brust!
O bleibt bei mir, erneut die Stunden,
Da sie die Hand mir zitternd gab!
Wo seid ihr? Ach, ihr seid verschwunden!
Ich bin allein, sie deckt ein Grab.

Ein Grab? In deinen schönen Tagen?
Du Rose, frisch vom reinsten Blut?
Ach ja! dort ward sie hingetragen,
Hier ist der Tempel, wo sie ruht,
Der Stein, den ich beschrieben habe —
O wie ist's hier so öd' und still!
O hier ist's, wo in ihrem Grabe
Ich meine Schmerzen enden will.

Ja, fern von allen, die uns lieben,
Die Blut und Freundschaft uns verband,
Hier, wo mir nichts als du geblieben,
Hier ist mein letztes Vaterland!
Hier, wo kein Freund wird um mich weinen,
Wo nichts ist mein, als deine Gruft,
Hier steht mein Grabmal bei dem deinen,
Wohin mich mein Verhängnis ruft.

O daß ich doch dich lieben mußte!
Wie glücklich warst du ohne mich!
Dein Mut, der nichts von Sorgen wußte,
Sah nichts als Lust und Scherz um dich!

45. Haller ließ Marianen auf einen Denkstein in der Jakobi-Kirche zu Göttingen die Inschrift setzen: Relicta Patria Dum Virum Sequitur Hunc Invenit Itineris Finem Mariana Haller Filia Samuelis Wyss Domini In Mathod Et La Motte Vixit Annos XXV Menses VIII ſPeperit Marianam Ludovicum Albertum Et Gottlieb-Emanuelem Superstites Omnes Gottingam Pervenit Die XXX Sept. Obiit Die XXXI Octob. Ejusdem Anni MDCCXXXVI. Lapidem Posuit Mœstissimus Maritus D. Albertus Haller Med. Anat. Bot. P. P. O. Hunc Luge. Beata Lacrumis Non Eget. Vgl. Zimmermann, L. d. H. v. H. 160.

Du warst vergnügt, gesucht bei allen,
Mit Tugend, Zierd' und Gut geschmückt!
O hätt' ich niemals dir gefallen!
Wär' ich nur arm und du beglückt!

Doch nein! ich kann mein Glück nicht hassen,
Und deine Huld verdient nicht Reu';
Gott hat dich mir aus Wahl gelassen;
Er liebet uns mit weiser Treu';
Gott ist's, der dich der Welt genommen,
Der mich vielleicht dir schaden sah;
Der mich den gleichen Weg heißt kommen;
O sei er rauh, ist er nur nah'!

O Wonne! flammendes Entzücken!
O Freude, die die Zunge bind't!
O Thränen nur, dich auszudrücken,
Gefühl, das keine Worte find't!
O dort ist sie, im sel'gen Heere!
Beim Stuhl des Lamms, am Lebensfluß!
Ach! daß mein Leib verwesen wäre,
Der mich von ihr noch trennen muß!

---

21. Über das Einweihungsfest der Göttingischen hohen Schule.*)

1737.

Was reget sich in meinem Busen?
Ist es Verwundrung? Ist es Lust?
Gelinde Triebe stiller Musen,
Fühl' ich euch nicht in meiner Brust?
Nicht der Trompeten wildes Blasen,
Nicht eines Sieges schädlichs Rasen,
Ein Glück, das tausend elend macht;
Nein, mich rührt eine reine Wonne,
Ein Tag, so neidlos als die Sonne,
An Wohlthun reicher als an Pracht!

*) Das Fest der Einweihung der Göttinger Universität fand am 17. September statt. Die Einzelheiten desselben enthält sehr ausführlich der Bericht der zur Feier abgeordneten Helmstätter Professoren, abgedruckt bei Rößler, Geschichte der Universität Göttingen, G. 1855, 392 ff. Hirzel.

Was seh' ich? Eine sanfte Klarheit,
Ein düstres Land wird hell davon:
O Himmelskind! du bist die Wahrheit,
Die Segensspur verrät dich schon!
Dein starker Strahl zerstreut die Schatten,
Die Zeit und Wahn befestigt hatten,
Die Seelen selber machst du neu!
O Schönheit! für den Geist gezieret,
Wen einst dein zwingend Licht gerühret,
Bleibt keinem mindern Gute treu.

Wer ist die Schar, die dich begleitet?
Auf die dein Blick mit Vorzug fällt?
Ein Weg von Strahlen, der sie leitet,
Bind't an den Himmel unsre Welt.
Der keusche Reiz von ihren Zügen,
Ihr lehrend Spiel, ihr still Vergnügen —
O Musen! eilt nicht von uns hin!
Liebt diesen Sitz, den man euch bauet!
Zeigt euch, wie euch Athen geschauet
Und ward der Erde Lehrerin!

Sie stehn; die eine sucht die Stille
Und ihrer Saiten holde Kraft;
Sie spielt, und der bezwungne Wille
Verlernt die Wut der Leidenschaft;
Die kluge Zeugin der Geschichte
Zeigt unserm sonst zu kurzen Lichte
Im Vorigen das Künftige;
Mit ernster Kraft, im letzten Fernen,
Sucht jene, jenseits allen Sternen,
Der Gottheit unerschöpfte See.

13. Vgl. Schiller (A. Frey, S. 208):
„Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten."
Haller, „Über den Ursprung des Übels" s. oben 91, Z. 159 f.:
„O daß die Wahrheit selbst von ihrem Licht mir schenkte!
Daß dieses Himmelskind den Kiel mir selber lenkte!"
— 31 ff. Schiller (A. Frey, S. 209):
„Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten."

Mir schwindelt: wo sind Zeit und Grenzen?
Die Nachwelt kommt und preist dies Fest;
Ich seh' ein Licht den Enkeln glänzen,
Dem dieser Tag den Schein verläßt.
Ein Geist, noch unreif zu dem Wesen,
Wird heut' zur Größe schon erlesen,
Verknüpft in dieses Tages Riß;
So lagen in Athens Beginnen
Des späten Plato starke Sinnen
Verborgen, aber doch gewiß.

So ist's, da blüht der Musen Ehre,
Wo man der Weisheit Würde schätzt;
Wo wird mehr Wert auf echte Lehre,
Auf Trefflichkeit mehr Preis gesetzt?
Die Mutter rühmlicher Exempel,
Belohnung, sichert diesen Tempel
Vor feiger Armut Sklaverei;
Erhabner Seelen teure Morgen,
Zu edel für gemeine Sorgen,
Stehn hier zum Dienst der Wahrheit frei.

Wer aber ist's, der euch beschützet?
Ihr Musen! zeigt's der Nachwelt an!
Sagt, wenn der Marmor schon vernützet,
Das, was ihr seht, hat er gethan!
O Fürsten! unter Millionen
Kiest Gott sich einen aus zu Kronen
Und zählt ihm aller Schicksal ein;
O lernt am Beispiel, das ihr schauet,
Gott hat ihm seine Macht vertrauet,
Ein Werkzeug seiner Huld zu sein.

Schweigt, Musen, aber von dem Britten,
Der Helden würdigstem Gebiet;
Sagt nicht, wie kühn der Löw' gestritten,
Mengt keine Welfen in sein Lied!
Zu oft malt ein gemeiner Dichter
An seinem Helden Nebenlichter

Und schwächt sein Lob mit fremdem Ruhm;
Lehrt ihr die Menschen tiefer sehen:
Georgens Thron ist Gottes Lehen
Und der Gebrauch sein Eigentum!

Er ist's, dem so viel Völker danken,
Daß Frieden ihre Saaten schützt;
Der, mit gerechter Klugheit Schranken,
Die Herrschsucht hemmt und Schwache stützt.
Ihn waffnet Macht und Mut zum Kriege,
Doch liebt er Frieden mehr als Siege,
Mehr unser Glück als fremdes Land;
Er ist's, der nie aus Ehrsucht kämpfet
Und, was ein Held am letzten dämpfet,
Zu teuren Nachruhm überwand.

Sein Geist dringt durch mit sichrer Stärke,
Wo er gemeine Wohlfahrt find't;
Aus Güte liebt er große Werke,
Und Wunder, wann sie heilsam sind.
Ein Fluß fiel tobend in die Thäler,
Weil die Natur der Erde Fehler
Zu weiser Fürsten Übung ließ;
Er sprach — und Berge wurden Tiefen,
Und die gezähmten Wellen liefen
Durch Klippen, die er weichen hieß.

Ja, weiter als die Welt der Alten
Wirft er den segensreichen Blick,
Und würdig, beide zu verwalten,
Macht er noch einer Erde Glück;
Ein wildes Volk lernt Tugend nennen
Und beßrer Sitten Würde kennen,
Ein jeder Wald wird eine Stadt;
Es eilt, beglückt und gut zu werden,
Und preist das Glück der andern Erden,
Die dich, o Vater! bei sich hat.

100. Die vortreffliche Schleuse zu Hameln, wodurch die gefährliche Schiffahrt auf der Weser von einem großen Teil ihrer Beschwerlichkeit befreiet worden ist. H — 105. Das neubewohnte Georgien. H

Doch, Herr! im göttlichen Gemüte,
Das für so viele Staaten wacht,
Ist auch für scheue Musen Güte,
Du hast den Tag uns groß gemacht.
Die Völker an der sanften Leine
Sehn heut' ein Fest von seltnem Scheine,
Das keiner sah, noch mehr wird sehn;
Und jeder wünscht zu deinem Leben
Von seinen Jahren zuzugeben,
Dich seinen Kindern zu erflehn.

O Musen! wer kann würdig singen?
Ehrt selbst den Stifter eurer Ruh'!
Legt einem Geist des Maro Schwingen
Zu meiner Treu' und Eifer zu!
Noch rühmt auf den gelinden Saiten
Melpomene die stillen Zeiten,
Wo man den Held als Vater sieht;
Bald aber füllt, gereizt zum Kriegen,
George Land und See mit Siegen:
Kalliope! dein ist dies Lied!

---

22. An Se. Excellenz Herrn Gerlach Adolf von Münchhausen,*)

Sr. Königl. Majestät von Großbritannien und Kurfürstl. Durchl. zu Braunschweig-Lüneburg hochbetrauten geheimden Rat, Großvogt zu Celle und Königl. hohen Repräsentanten.

Bei der Einweihung der Georg-Augustus-Universität, unter fremden Namen.

Den 17. September 1737.

Der auf der erhabnen Stelle eines Königl. Ministers nun die Belohnung seiner hohen Verdienste genießende Herr von Behr,**) in dessen Namen dieses Gedicht unserm erlauchten Wohlthäter überreicht worden ist, wird die so lang schon verschobene Bekanntmachung desselben nicht in Un-

*) Über G. A. v. Münchhausen vgl. die Einleitung.

**) Burckh. Christian von Behr, 1737 Student in Göttingen, später Gesandter auf dem Reichstage zu Regensburg, hannoverischer Minister und 1770 Kurator der Universität Göttingen, gest. 1771. Bei der feierlichen Einholung Münchhausens durch die Studenten am Vorabend der Einweihung der Universität war er der Sprecher der Studentenschaft und scheint bei diesem Anlaß das vorstehende Gedicht überreicht zu haben. Rößler, Geschichte der Universität Göttingen, 392. Hirzel.

gnaden vermerken, die auf Seiten des Verfassers eine schuldige Pflicht der wahrhaftigsten Dankbarkeit ist. (Auch dieser edle Freund der Göttingischen hohen Schule lebt nicht mehr.)

Nimm, Herr! mit der gewohnten Huld
Dies Opfer deiner Söhne!
Die Treu', die uns beseelt, begehrt von dir Geduld
Und deckt die Fehler unsrer Töne.
Es ist ein Lied, durch keinen Witz geschwächt
Und ohne Sorge schlecht.
O sieh in uns gerührter Herzen Regung,
Die, überschwemmt mit wallender Bewegung,
In ungesuchte Worte bricht;
Das wagt kein Schmeichler nicht.

Wahrheit hat ein redend Leben,
Dessen Kraft kein Witz ersann;
Was das Herz hat eingegeben,
Hat kein Heuchler nachgethan;
Künstler lernen schmeichelnd malen,
Doch die Schönheit selbst hat Strahlen,
Die die Kunst nicht schaffen kann.

O daß du niemals angehört,
Was Freunde, die sich nichts verhehlen,
Wo niemand ihre Freiheit stört,
Von dir mit wahrem Ruhm erzählen!

Er hat's vollbracht, sie steht, Georg Auguste,
Und, was dem Neid unmöglich heißen mußte,
Sie blüht und ist schon groß.
Ein einsam Volk, in öder Ruh' erzogen,
Wird itzt der Reinlichkeit, ja selbst der Zier gewogen
Und öffnet fremdem Witz die ungewohnte Schoß.
Die Handlung streut, aus arbeitsamen Händen,
Bequemlichkeit und Reichtum aus;
Die Ordnung zieht die Stadt aus ihrem Graus,
Und selbst des Ekels Klagen enden;

30. Vgl. Schiller (A. Frey, S. 209):

„Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau begründet."

Der Lehrstuhl ist besetzt, und eine muntre Jugend
Lernt mit der Weisheit auch die Tugend.

Wunder von bemühter Güte!
Muster von der Tugend Kraft!
Da ein einziges Gemüte
Ganzer Länder Wohlstand schafft;
Was wir an Augusten loben,
Alles ist dein Eigentum;
Aus dem Staub durch dich erhoben
Wächst sie und mit ihr dein Ruhm!

Ja, deiner Klugheit muß sich endlich alles fügen,
Was das Verhängnis dir zur Prüfung vorgelegt;
Und deiner Tugend gönnt der Himmel das Vergnügen,
Daß, was du pflanztest, itzt schon frühe Früchte trägt.
Die wohlgewogne Wahl der Lehrer aller Orden,
Erkiest aus manchem Volk, aus jeder Wissenschaft,
Und denen bloß durch deiner Güte Kraft
Ein unberühmtes Land zum Vaterland geworden;
Die selbst dem Haß zu starke Huld;
Die Großmut ungehoffter Gaben,
Die auch die Bitte nicht gekostet haben;
Dein unermüdlich Aug', an tausend Orten wach,
Für nichts zu stolz, für nichts zu schwach,
Sind es, die durch ein Meer von Hinderungen
Georg Augustens Glück errungen.
Das Elend weicht getrost von deinem Angesichte;
Du bist gerecht, doch gnädig selbst der Schuld;
Du bist gelehrt und gütig minderm Lichte;
Bemüht und voll von freudiger Geduld;
Und Tugenden, die sonst sich hassen,
Bered't die Frömmigkeit, in dir sich zu umfassen.
Bescheidenster, du höreſt uns nicht gern
Und wehrest deinem Ruhm, sich dir zu zeigen;
Doch Werke reden, wann wir schweigen;
Wir sagten mehrers, wärst du fern!

Eitle Ruhmsucht mag sich schämen,
Unverdientes Lob zu nehmen,

Das den innern Unwert schilt;
Tugend darf ihr Lob wohl hören,
Will die Demut gleich es stören,
Ist es doch ihr wahres Bild.

O sieh ein unerkäuflich Lob,
Der Helden höchsten Preis, die wahrer Wert erhob!
Von den gedrungnen Scharen,
Die um dein Antlitz heut' so emsig waren,
Ist nicht ein Herz, das nicht dir gleiche Namen giebt,
Ist niemand, der dich nicht sich selbst zu Liebe liebt.
Kein Mensch, dem nicht dein Ruhm so wert als seiner ist,
Nicht einer, der dich nicht so groß wünscht, als du bist.

* * *

Herr! so viele tausend Seelen
Haben einen Wunsch für dich,
Unsre treue Sorgen zählen
Jeden Tag, der dir entwich;
O mach einst das Glück der Kinder,
Die dich heut' noch angelacht!
Und ihr Zeiten, eilt gelinder,
Die er einzig gülden macht!

---

23. Antwort an Herrn Johann Jakob Bodmer,
Professor und des großen Rats zu Zürich.*)

1738.

O Freund, der, fern von mir, im Schoß der Vaterstadt
Noch itzt ein schätzbar Herz mir vorbehalten hat,
Wie soll dein Lied mein Leid, mein ewig Leid vermindern?
Kann eines Freundes Schmerz des Freundes Schmerzen lindern?
Nein, mein noch wundes Herz, von langer Wehmut weich,
Fühlt alles, was du sagst, und weint mit dir zugleich.
Es wünsche, wer da will, ein Herz, das nie sich bindet,
Das von der Liebe nichts, als den Genuß, empfindet,

*) Nach dem Tode von Hallers erster Gemahlin hatte Bodmer eine tröstende Elegie an Haller gerichtet und ihn aufgefordert, in sein Vaterland zurückzukehren.

Das Vorige vergißt, ans Künftige nicht denkt
Und nur ans Jetzige sich, klug wie Tiere, henkt;
Das giebt die Weisheit nicht. Sie lehrt dich wohl die Wege,
Die nach der Hoheit gehn, verlernt' und öde Stege!
Du hast, getrost durch sie und kühn durch eigne Kraft,
Schon längst den Götzendienst des Wahnes abgeschafft,
Dem Ausdruck, Schall und Reim ihr wahres Amt erlesen,
Dem Schönen der Natur zur Zierde, nicht zum Wesen,
Und Deutschlands künftig Volk den Weg zum Ruhm gelehrt,
Dann der wird niemals groß, der noch, was klein ist, ehrt.
Doch der Natur entgehn, der Thränen Aufruhr zwingen,
Dem Blute widerstehn, das wird dir nicht gelingen.
Dein zärtliches Gefühl, das jede Schönheit schätzt,
Das der Gedanken Preis aus Grund und Urteil setzt,
Die Stimme der Natur erkennt in Miltons Thränen
Und Josephs Wehmut fühlt und Philoktetens Sehnen,
Das schadet dir, o Freund! es dehnt dir den Verlust
In ferne Folgen auch, es schließt die ekle Brust
Vor schnödem Troste zu, es öffnet deiner Klage
Die Aussicht ohne Ziel in unerwünschte Tage;
Und ruft das werte Bild und jeder Stunde Glück
Und jeden holden Zug zu deiner Qual zurück.

Wie aber fragst du dann, ob meine Schmerzen dauren?
Ich leide mehr als du, wie soll ich minder trauren?
Zwar ich gesteh' dir gern, daß jedem, wann er weint,
Sein Klagen billiger als alles Klagen scheint;
Und kündig seiner Not, von jener nicht gedrücket,
Er gern sein eignes Leid weit über alle rücket.
Doch hör auch dieses Herz, das alle Lust der Welt,
Das Wollust, Ruhm und Gold — ein schlechtes Lösegeld! —
Für Marianen bot; und gönne meinem Leiden
Den Trost, den bittern Trost des Vorzugs unter beiden!

23 f. Es sind Leute gewesen, die diese zwei Reime nicht verstehen konnten. Miltons Thränen sind seine betrübten Gedanken über den Verlust seines Gesichtes. Josephs Wehmut ist die mit natürlicher Einfalt rührende Geschichte des Josephs im ersten Buche Mosis, wodurch ein großer Mann, bei dem die Menschenliebe sowohl als die Weisheit herrschte, auch nach oft wiederholtem Durchlesen allemal noch zum weinen gebracht worden ist. Philoktetens Sehnen ist die Beschreibung der Klagen des in einer öden Insel verlassenen Philoktetes im Telemach, die ich nie ohne Wemut zu lesen vermocht habe. H

Ein Kind ist noch ein Baum, von eitlen Blättern grün,
Die Nachwelt erbt die Frucht, wir leben kaum zum Blühn:
Ihr unerfahrnes Herz erwidert unser Lieben
Mit unfruchtbarer Gunst und mit zerteilten Trieben;
Sie lieben, fürchten, thun und wünschen nur für sich,
Und ihrer jüngern Welt wird unsre hinderlich.

Viel anders ist ein Weib, das unter allen Wesen
Zu unserm Eigentum sich selber auserlesen,
In dessen treuer Schoß das Herz entladen ruht
Und auch das Innerste der Sorgen von sich thut;
Die mit uns wünscht und traurt, mit unsrer Ehre pranget,
Nichts anders hat als uns, nichts für sich selbst verlanget.
Ihr Leben ist für uns, der Jugend Frühlingszeit,
Der reifen Jahre Frucht ist alles uns geweiht,
Auch Fehler straft sie nicht und sucht die irren Sinnen
Mit zärtlicher Geduld sich wieder zu gewinnen.
Ein stärkrer Eigennutz, des Glückes Unbestand,
Raubt nie den sichern Freund, trennt nie das enge Band.
Bequemlichkeit und Zier wächst unter ihren Wegen,
Und jedem Blick von ihr wallt unser Herz entgegen.
Wann die Natur sie noch mit äußerm Schmuck begabt
Und unser irdisch Herz mit Reiz und Schönheit labt,
Gewiß, so können sich die unverklärten Seelen,
Zum Himmel noch nicht reif, zum Glücke nichts mehr wählen.

So war, die ich verlor, an jedem Vorzug reich,
Gewählet für mein Herz und meinen Wünschen gleich.
Auf einer öden Au', an der gelinden Leine,
Besucht mich oft ihr Bild und höret, wann ich weine,
Ihr himmlisch Bild, das itzt das Licht der Ewigkeit
Mit stiller Majestät verherrlicht überstreut.
Mein Herz wallt aus der Brust, wann ich sie innen werde,
Ein klopfend ängstig Weh erhebt mich von der Erde,
Mein Sinn, verwirrt vor Angst, vor Schmerzen und Begier,
Wünscht bald sie wieder mein, bald aber mich zu ihr;
Bis Thränen endlich frei, nicht ohne Wollust, quillen
Und mein empörtes Herz mit sanfter Wehmut stillen.

Ist's möglich, sag' ich oft, daß ich sie jemals sah?
Wie so gar nichts ist mehr von meinem Glücke da!
Ach! nur ein Blick von ihr, nur eine von den Stunden,
Die zwischen ihr und mir oft ungefühlt verschwunden,
Ein Laut, wie noch mein Herz zu hören manchmal gläubt,
Wann Lieb' und Phantasie den langen Gram betäubt!
Nein, Zeit und Jahre fliehn und bringen sie nicht wieder,
Die Sonne steigt empor, geht sie vorher schon nieder,
Der Sommer weicht dem Herbst und eilet wieder her:
Nur für mich ist kein Trost, noch Mariane mehr.
O recht in seinem Zorn hat das gerechte Wesen
Mir dieses ferne Land zur Wohnung auserlesen!
Hier lag mir Angst und Qual gezählet und bereit
Und Marianens Gruft gegründ't vor Ewigkeit!
Wer bleibt mir? Dieser Leib, der sich der Jugend schämet,
Entkräftet vor der Zeit, im Marke wund gegrämet,
Der von dem Gram erliegt und krank den Gram vermehrt,
Des Geistes Krankheit fühlt und wieder sie ernährt;
Mein Sinn, zur Freude taub, vom Unglück dumm getroffen,
Der nichts mehr wünschen mag, nichts würdiget zu hoffen,
Das Jetzige verschmäht, zurück mit Thränen denkt
Und in das Künftige mit Schaudern sich versenkt;
Die Bücher, wo mein Geist von Kunst zu Künsten irrte,
Die Wälder, wo ich gern den öden Pfad verwirrte
Und oft ein lockend Kraut vergnügt in Unschuld brach
Und sann dann meinem Glück und Marianen nach;
Mein angebornes Land, wohin ich manche Blicke
Der Sonnenstraße zu, nicht ohne Wünsche, schicke,
Wogegen hier mein Sinn, vielleicht wohl ungerecht,
Die Schöpfung traurig find't und Titans Licht geschwächt;
Die Freunde, wo mein Herz gewissen Trost gefunden,
Die Hoffnung mancher Müh' und Zuflucht öder Stunden,
Dies alles ist dahin; selbst meine Wissenschaft,
Wohin mein Geist erhitzt, mit angestreckter Kraft,
Sich forttrieb über Macht, wie Renner in den Spielen
Vor Ungeduld dem Pferd auf Hals und Mähne fielen,

112. Nonne vides, cum præcipiti certamine campum
Corripuere, ruuntque effusi carcere cursus,
Cum spes arrectae iuvenum, exsultantia haurit

Wird itzt mir Pflicht und Last; mein Tand, die Poesie,
Sucht eine Stunde Ruh', und bei mir ist sie nie;
So wenig als im Sturm, wann Mast und Segel brechen,
Ein Redner Worte wiegt und Zeit nimmt, schön zu sprechen.

* *
*

Einst, da ich eine Nacht, wie Erntetage lang,
Mit Gram und Ungeduld im leeren Bette rang,
Wann öde Schatten uns das Unglück schwärzer machen
Und, Unholdinnen gleich, die Sorgen mit uns wachen,
Schalt die Vernunft mein Herz, das allen Trost verwarf,
Und sprach mit einem Ton, den ich nicht tadeln darf:

Kurzsichtiger! dein Gram hat dein Gesicht vergället,
Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet.
Mach deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.
Sieh Welten über dir, gezählt mit Millionen,
Wo Geister fremder Art in andern Körpern wohnen,
Der Raum und was er faßt, was heut' und gestern hat,
Mensch, Engel, Körper, Geist, ist alles eine Stadt,
Du bist ein Bürger auch, sieh selber, wie geringe!
Und gleichwohl machst du dich zum Mittelpunkt der Dinge!
Da deine Welt doch kaum ein Haus der kleinsten ist
Und du mit Bodmern noch in einem Zimmer bist!
Willst du, daß Gott dann selbst die ewigen Gesetze,
Die er den Welten schrieb, aus Gunst für dich verletze?
Soll, wann ein Dichter weint, der zarte Leib ein Stein,
Ein Fieber ohne Wut, Gift ohne Wirkung sein?
Wie kurz ist doch der Schmerz der allertiefsten Wunde!
Weint ein Unsterblicher beim Leid von einer Stunde?
So machte, dächt' er sonst und mäße seine Zeit,
Ein Haft die Dämmerung zu seiner Ewigkeit.

Corda pavor pulsans: illi instant verbere torto,
Et proni dant lora: volat vi fervidus axis. H
Georgic. III. (103—107.)
und Nec sic immissis aurigæ undantia lora
Concussere iugis, pronique in verbera pendent. H
Aeneid. V. (146. 147.)

123. Vgl. Wieland (A. Frey, S. 186):
„Der Unmut,
Der die Vernunft dir bewölkt, schwärzt alles was dich umgiebet."

— 142. Haft, dieses ist der uralte Name, den man am Nieder-Rhein der Ephemera giebt, die Swammerdam und Réaumur beschrieben haben und davon Millionen in ganzen Wolken

Der heute starb und der, den Gott aus Erde drehte,
Sind Rosen eines Stamms, verwelket früh und späte;
Das Leben einer Welt, verlebt in Ungemach,
Ist nur ein schwüler Tag, wo dich die Sonne stach;
Und eine kühle Nacht bringt eilends einen Morgen,
Wo nichts mehr übrig ist von Weltlust oder Sorgen.
Selbst Mariane denkt an dich und an ihr Band,
So wie ein Reisender zurück vom sichern Strand
Nach einem Freunde sieht, mit dem, in gleichen Fällen,
Er Wind und See geprüft und die Gewalt der Wellen.
Sieh, Gram und Ungeduld ist nicht der Weg zu ihr!
Der sie aus Güte gab, der nimmt mit Recht sie dir;
Sie sollte nicht dein Gott, du nicht ihr Himmel werden,
Und ihrer Schöpfung Zweck war nicht erreicht auf Erden.
Du schwinge selbst vielmehr des Geistes Kräfte los,
Nicht ewig für die Zeit, nicht für die Erde groß
Und höhrer Sorgen wert. Was dich zur Erde bindet,
Der Glieder träge Macht, das ganze Tier, verschwindet.
Sieh jenem Himmel zu, wo dem entbundnen Geist
Die aufgedeckte Welt im wahren Tag sich weist,
Wo unsichtbares Licht durch stärkre Augen strahlet,
Die Wahrheit sich in uns durch beßre Sinnen malet
Und Gott — doch nein; er straft, wer ihm sich nicht ergiebt,
Wer eigne Neigung mehr als Gottes Willen liebt;
Er ist gerecht und stark für die, die sich empören —
Dies sagte die Vernunft! o Freund, soll ich sie hören?

---

auf der Aare, am Rhein und an der Maaß sich in den heißesten Sommerabenden zeigen, die das Ziel ihres Lebens ausmachen, insoweit sie fliegende Tiere sind. H

158. Ich habe gesehn, daß man diese Größe mir als eine Prahlerei aufgerückt hat. Sie ist aber offenbar so wenig als die Ewigkeit dem Dichter persönlich eigen und geht bloß auf den wirklichen Vorzug einer unsterblichen Seele. H

24. Über den Tod seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth Bucher.*)

Febr. 1741.

Zu lang ist's schon, Elise, daß ich schweige
Und bringe dir nur stumme Thränen dar!
O! hör ein Lied, nicht, daß ich's andern zeige,
Nein, still und treu, wie unsre Liebe war!
Was schilt die Welt zuletzt auch, wann ich weine?
Wer starb mir dann? Wes ist Elisens Grab?
O nennet mir ein Elend wie das meine,
Und sprecht mir dann das Recht der Thränen ab!

In ekler Ruh' und unvergnügter Stille
Schleicht sich der Tag in steter Dämmrung hin,
Mir fehlt zum Trost die Hoffnung und der Wille,
Mein Herz haßt mich, sobald ich fühllos bin.
Dem allem feind, womit sich Menschen trösten,
Der Wüste hold, worein es sich verschließt,
Und nie vergnügt, als wenn sein Leid am größten,
In Thränen frei und unbehorcht zerfließt.

Du siehst vielleicht, Elise! dies mein Sehnen,
Mein Gram verriet zuerst dir die Gefahr;
Du sahst mein Leid und zwangest deine Thränen,
Weil dir mein Schmerz mehr als der deine war.
Noch weil du warst, weil ich dich konnte küssen,
Zerschmolz ich schon, aus Furcht der nahen Pein;
Jetzt, da ich dich auf ewig lassen müssen,
Was soll mein Schmerz, wann er verzweifelt, sein?

Du kennst es wohl, mein Herz, so wie es liebet,
Vergnügt mit dir und andrer Freude gram,
Das nie sich teilt und, wann es sich ergiebet,
Nie in den Bund ein fremdes Herz mitnahm.
Du weißt, wie fest ich mich an dich verbunden,
Wie ohne dich mir alles gleich gefehlt,
Und du allein versüßtest selbst die Stunden,
Die dich um mich und mich um dich gequält.

*) Tochter des Herrn J. Rudolph Buchers, Ratsherrn und Venners der Republik Bern. H (Vgl die Einleitung.)

Du warst mein Rat, und niemand als wir beide
Erfuhr, was Gott mir Glückliches bescheert;
Ich freute mich bei deiner treuen Freude,
Sie war mir mehr als Glück und Ehre wert.
Hatt' ein Verdruß dann auch mein Herz geschlagen,
Warst du mit Trost und sanfter Wehmut nah';
Ich fand die Ruh' bei deinen holden Klagen
Und schalt mein Leid, wann ich dich trauren sah.

Mein stilles Glück, die Lust von wenig Stunden,
Ist wie das Glück von einer Sommernacht,
Ist ohne Spur, ist wie ein Traum verschwunden,
Der Bettler oft zu kurzen Herrschern macht.
Verlaßnes Haus und vormals werte Zimmer,
Wodurch ich jetzt, gejagt durch Unruh', flieh,
Zeigt mir ihr Bild und wiederholt mir immer,
Hier ging sie oft, hier saß, hier ruhte sie!

Hier küßtest du, ach! schon zum letztenmale
Dein ähnlich Kind, den bittern Schmerzenssohn,
Dem ich so teu'r das kurze Leben zahle;
Hier sprachst du leis' und mit gebrochnem Ton:
„Ich sterbe, ach! was soll mein Haller werden?"
Hier schwiegest du von jäher Not erstickt,
Und deiner Huld blieb nichts als die Gebärden
Und noch ein Blick, den du mir nachgeschickt.

Unschätzbar Herz, von Treu' und gleicher Güte,
O fragt ihr Bern, fragt dies entfernte Land!
Ihr erster Blick gewann ihr ein Gemüte,
Der viel versprach, doch minder, als man fand.
Kein schlauer Neid, dem fremde Mängel schmeicheln,
Keine Funke Brunst von tadelhafter Lust,
Kein falscher Stolz, um Lob bereit, zu heucheln,
Kein Keim von Geiz wuchs in der reinen Brust.

Die kalte Lust unausgeles'ner Triebe,
Wo nur der Leib und nicht die Seele fühlt,

51. Indem derselbe nur sechs Monat gelebt. H

Entzündet leicht den Brand gemeiner Liebe,
Den nach dem Tod ein kurzes Seufzen kühlt.
Ich liebte dich, allein aus allen Wesen,
Nicht Stand, noch Lust, noch Gold, dich suchte ich:
Ich hätte dich aus einer Welt erlesen,
Aus einer Welt erwählt' ich jetzt noch dich!

Doch du bist hin, wo ich zu wenig werde,
Wo niedriger als Gott man nichts mehr liebt
Und kaum vielleicht dein Geist zur tiefen Erde
Noch einen Blick mitleidig nach mir giebt;
Wo Seligkeit das kurze Glück verschlungen,
Ein kindisch Glück nur Sterblichen erlaubt,
Und übern Kreis der Wünsche hoch geschwungen
Der reife Geist nun nicht mehr hofft, noch glaubt.

O Heiliger! du leihst uns schwachen Kindern
Kein irdisch Gut zu einem Eigentum,
Und, will die Lust dein höher Recht vermindern,
So reißest du aus Huld den Abgott um.
Das Teuerste, so du auf Erden giebest,
Ist solch ein Weib, als die man mir begräbt;
Nun pflanz in mir die Liebe, die du liebest,
Die Grab und Erd' und Himmel überlebt!

---

25. Einige Fabeln.

I.

Der Fuchs und die Trauben.

Bei Gelegenheit einer Rede des nachwärtigen Herrn Professors in Franeker D. J. Jakob Ritters.*)

Ein Fuchs, der auf die Beute ging,
Traf einen Weinstock an, der, voll von falben Trauben,
Um einen hohen Ulmbaum hing;
Sie schienen gut genug; die Kunst war, abzuklauben.

*) Joh. Jakob Ritter, geb. zu Bern 15. Juli 1714, wurde 1740 hessen-homburgischer Leibarzt, 1747 Professor zu Franeker in Friesland, 1750 Arzt der Brüdergemeinde zu Gnadenfrei in Schlesien, wo er 1784 starb. Einen Teil seiner Lebensgeschichte, von ihm selbst aufgezeichnet, findet man in Börners Nachrichten von den Lebensumständen berühmter Ärzte, Wolfenbüttel 1752, II, 82 ff. Anderes im 2., 3. und 4. Bande von Wolfs Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz, Zürich 1858 ff. Hirzel.

Er schlich sich hin und her, den Zugang auszuspähn;
Umsonst, es war zu hoch, kein Sprung war abzusehn.
Der Schalk dacht' in sich selbst: ich muß mich nicht beschämen;
Er sprach und macht' dabei ein hämisches Gesicht:
„Was soll ich mir viel Mühe nehmen,
Sie sind ja sau'r und taugen nicht!"

So geht's der Wissenschaft. Verachtung geht für Müh'.
Wer sie nicht hat, der tadelt sie.

II.

Der beste König.*)

Die Thiere wollten einen König wählen. Es warfen sich viele zur Wahl auf, worunter auch der Löwe und der Hirsch war. An diesem pries man das unschädliche Gemüte und die prächtige Gestalt. Am Löwen war die Tapferkeit und die ungemeine Stärke der Vorzug. Ein schlauer Affe riet auf den Elefanten. Er ist stark, sagt er, wie der Löwe, und dennoch so gütig als der Hirsch.

* * *

Ein Fürst ist allzu schwach, der nicht zu zürnen weiß,
Sein unbeschütztes Volk steht fremder Herrschsucht preis;
Ein Landbezwinger ist ein allgemeiner Würger,
Der Nachbarn Straf' und Furcht, doch weit mehr seiner Bürger.
Der ist vollkommen groß, der, recht an Gottes Statt,
Zum Frieden Huld und Recht und Mut zum Siegen hat.

III.

Der Fuchs und die andern Tiere.

Ein König sagte in Indien eine allgemeine Jagd an. Man machte Anstalt, einen ganzen Wald mit Tüchern und Federn zu umgeben, und viele tausend Menschen fingen an, sich in einen Kreis zu stellen. Noch war der Ring dünne und große Lücken zwischen den Jägern, aber dem Fuchse gefielen die Anstalten nicht.

*) Diese und die folgenden Fabeln sind nach Augsburg zu einigen Kupfern zu stechen geschickt worden und ist also bei der Erfindung darauf gesehen worden, daß man eine Anzahl Tiere auf das Gemälde anbringen könnte. H

Rettet euch, sagte er zu den andern Thieren, weil noch eine Lücke frei ist, bald dürfte es zu späte sein. Der starke Löwe, der schnelle Hirsch, der schlaue Affe lachten über die Furchtsamkeit des Fuchses und verließen sich auf ihre Kräfte, ihre Geschwindigkeit und ihre List. Wie der Kreis nun geschlossen war, die Menschen immer näher anrückten und endlich mit Wurfpfeilen die eingesperrten Thiere häufig erlegten, sagte der Fuchs: Ich bin weder schnell noch tapfer, aber hier bin ich sicher; und kroch in ein Loch, das er indessen gescharret hatte. Die andern Tiere wurden alle getötet oder gefangen.

* * *

Die sichre Kühnheit höhnt abwesende Gefahr,
Scherzt, wo sie fürchten soll, vertrotzt die teure Stunde,
Da Rettung möglich war;
Und wann der reife Sturm ihr überm Haupt nun schwebt
Und die empörte See die starken Wellen hebt,
So geht ihr blinder Stolz auch unbedau'rt zu Grunde.
Die Klugheit sieht den Sturm in fernen Wolken drohen,
Flieht sichern Häfen zu, enteilet dem Orkan
Und sieht denn auch getrost, wie dort der Ozean
Unwiderstehbar tobt, wovon sie früh entflohen.

IV.

Der Hahn, die Tauben und der Geier.

Einige Tauben suchten sich an etwas Korn zu sättigen. Ein Haushahn kam dazu, brauchte Gewalt und vertrieb die Tauben. Im ersten Verdruß über das erlittene Unrecht sahen sie einen Geier, der eben über dem Hofe schwebte, und riefen ihn an, sie zu rächen. Der Geier kam, zerriß den Hahn und bald darauf die Tauben, die sich über den Tod ihres Feindes freueten.

* * *

Ihr Staaten, die so leicht ein schlechter Nutz entzweit,
Die ihr als einzeln schwach, und stark, wann einig, seid,
O lernt bei diesem Bild die kleine Rache meiden
Und lieber den Verlust als Unterdrückung leiden.
Die Fabel malt euch vor, was allemal geschah;
Bleibt einig oder bebt; der Geier ist schon da!

---

26. Kantate, die in der allerhöchsten Gegenwart Sr. königl. Majestät Georg des Andern,

Königs in Groß-Britannien, Frankreich und Irland, Beschützers des Glaubens, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, des H. R. Reichs Erzschatzmeisters und Kurfürsten, in der Göttingischen Universitätskirche mit Musik aufgeführet worden

den 1. Aug. 1748.*)

Besingt, ihr Musen, unsre Triebe,
Bringt unsre Freude vor den Thron!
Mischt mit der Stimme wahrer Liebe
Der tiefsten Rührung dankbar'n Ton!
George kommt, der Held, der Sieger!
Er lenkt den Mut erhitzter Krieger

*) (Vgl. Beschreibung der großen und denkwürdigen Feier, die bei der allerhöchsten Anwesenheit ꝛc. George des Andern ꝛc. auf Deroselben Georg Augustus Hohen Schule in der Stadt Göttingen im Jahr 1748 am ersten Tage des Augustmonats begangen ward. Göttingen, bei Joh. Wilh. Schmidt, 1749. 227 S. Daselbst S. 206 und 207 ein Abdruck dieser und der folgenden Kantate, Hirzel.) Zu dem Triumphbogen, den die hohe Schule dem Könige aufrichten ließ, hat der Verfasser die Aufschriften und Sinnbilder erfunden. Er ist von Herrn Kanzler von Mosheim mit diesen Worten beschrieben: Die eine Seite der Ehrenpforte prangete unter dem Bilde des Gerüchts oder der Fama, mit dieser stark vergüldeten Aufschrift:

GEORGIO. SECVNDO.
PIO. IVSTO. FELICI. MAGNANIMO. DEFENS. FIDEI.
OB. RES. MAXIMAS. TERRA. MARIQVE. GESTAS.
RESTITVTAM. GERMANIÆ. LIBERTATEM.
ADSERTA. IVRA. FŒDERVM.
PACEM REPARATAM.
FVNDATORI. SVO. PATRIQVE.
ACADEMIA. GEORGIA. AVGVSTA. P.

Die Sinnbilder dieser Seite zieleten alle auf die Heldenthaten und Siege des Königs. In der Muschel zur Rechten sah man ein von allerhand Waffen und Kriegswerkzeugen aufgetürmtes Siegesmal mit der Überschrift:

GERMANIA. LIBERATA.

Unter der Linie stund:

AD. DETTINGAM.

In der Füllung ließ sich der Kriegsgott sehen, dessen Schwert mit Lorbeerzweigen umflochten war. In dem kleinen Vierecke zwischen den Fußgestellen der Säulen war die Niederlage der Riesen, die sich wider den Jupiter empörten, abgebildet, mit den Beiworten:

VICTORIA. CALEDONICA.

Unten lase man:

DE. PERDVELLIBVS. AD. CVLLODEN.

Die Muschel zur linken Hand zierete eine Schiffssäule oder Columna rostralis, worüber diese Worte standen:

IMPERIVM. MARIS. ADSERTVM.

Die Unterschrift erläuterte dieselbe:

AD. PROMONTORIVM. ARTABRVM. AD. TRILEVCVM.

Dieses sind die alten Namen der Vorgebirge Ortugall und Finisterre, bei denen die französische Flotte in dem Jahr 1747 geschlagen ward. In der Füllung wiese sich der Gott des Meeres, Neptunus, der mit seinem Dreizacke ein Schiff versenkete. Unter diesem

Und schenkt der müden Welt die Ruh'.
Wir aber fühlen Englands Glücke,
Er kehrt die segenreichen Blicke
Auch uns, auch unser Vater, zu.

* *
*

Nach lang getragnem Stolz rächt er der Britten Ehre,
Sein Zorn dringt wie der Blitz durch beide Welten hin;
Den letzten West, der Morgenröte Wiege,
Erfüllt der Schrecken seiner Siege;
Der Feind erkennt bestürzt den wahren Herrn der Meere,
In allen Seen bleibt kein Raum für ihn.
Hier bricht Georg die schnöden Ketten,
Die Deutschlands edlen Hals ohn' ihn umschlungen hätten,

Gotte, zwischen den Fußgestellen der Säulen, erblickete man Indien in der Gestalt einer Frauensperson, die dem großbritannischen Admiral, hinter welchem die englische Unions-flagge wehete, Palmen überreichete. Oben lase man:

VICTORIA. INDICA.

Unten:

HOSTIVM. MVNIMENTA. EVERSA. CLASSES.
CAPTÆ. ET. DEMERSÆ.

Die andere Seite des Triumphbogens war mit Bildern und Zierraten geschmücket, welche die vornehmsten Thaten des Königes in den Zeiten des Friedens rühmeten. Oben in dem großen Raume, der von den Bauverständigen die Attika genennet wird, kniete das Kur-fürstentum Hannover, das sich auf sein Wappenschild stützete, vor dem auf dem Throne sitzenden Könige; die Überschrift hieß:

ADVENTV. OPTIMI. PRINCIPIS. FELIX. PATRIA.

Unten stand:

HIC. AMAS. DICI. PATER. ATQVE. PRINCEPS.

Zur Rechten sah man in der Muschel den geschlossenen Tempel des Janus mit den Worten:

VBIQVE. PAX.

In der Füllung zeigete sich das Bild der Gerechtigkeit, die ihr Schwert mit Ölzweigen bekränzet hatte. Unter derselben in dem Vierecke zwischen den Fußgestellen der Säulen hielte der Gott des Krieges, Mars, eine Wagschale, in deren Schalen die Wappen der beiden Häuser Österreich und Bourbon lagen. Die Schale mit dem österreichischen Wappen schien sich zu heben; Großbritannien drückte sie aber mit dem Dreizacke, den es in der Hand hielte, herunter. Die Überschrift hieß:

ÆQVILIBRIVM. EVROPÆ. RESTITVTVM.

Die Muschel der linken Hand fülleten die Schutzgeister verschiedener Wissenschaften, die in der Arbeit begriffen waren. Den Zweck ihrer Arbeiten erklärten die obenstehenden Worte:

IN PVBLICA. COMMODA.

Die Unterschrift bestimmete ihn deutlicher:

ACADEMIA. GEORGIA. AVGVSTA. CONDITA.

In der Füllung stand das Bild der Mildthätigkeit oder der Munificenz, so, wie sie auf den römischen Münzen abgebildet wird. Den Platz zwischen den Füßen der Säulen zierete eine Sonne, welche die ganze Erdkugel bestrahlete. Oben stand:

VTRVMQVE. BENIGNVS. IN. ORBEM.

Und unten:

COLONIA. IN. GEORGIAM. DEDVCTA. H

Er zahlt der Freiheit Preis mit seinem Blut;
Dort stürzt sein Arm des blinden Eifers Brut,
Die, plötzlich groß durch Raub und Morden,
Aus nichts zum Riesen worden;
Sie liegt, mit einem Schlag erdrückt,
Und Gnade schont, was sich in Demut bückt.

* * *

Wann aus zerschmetternden Gewittern
Der Strahl ein schuldig Land bestraft,
Wann die entsetzten Berge zittern,
Erkennt die Welt der Gottheit Kraft;
Wann aber die versöhnte Sonne
Aus flieh'nden Wolken gütig blickt,
Erschallt mit einer dankbar'n Wonne
Das Lob der Huld, die uns erquickt.

Der falschen Größe gram, die auf der Bürger Grab
Des Herrschers teure Säulen türmet,
Und keinem Ruhme hold, den siegend Unrecht gab,
Zog er den Degen spät, der Recht und Freiheit schirmet;
Es ist vollbracht, er legt ihn siegreich ab.
Von Gott weit über eignen Wunsch erhoben,
Bleibt ihm der eine Wunsch, das allgemeine Glück;
Und allem Eiteln feind, läßt er das Herz ihn loben
Und hält den lauten Preis des treuen Volks zurück.
Ja, rührender als selbst der Musen Saiten
Tönt der verborgne Dank, der aus dem Herzen quillt,
Ihn preist am würdigsten der Glückstand seiner Zeiten,
An Huld und Macht der Gottheit Bild.
Gerechtigkeit und Fried' umgrenzet sein Gebiete,
Glückselig Volk, dem Gott zum Herrscher ihn verlieh!
Es fühlt den weisen Schutz und die bemühte Güte
Und fühlt die Last des Zepters nie.

Herr! unser Leben hängt am deinen,
Für uns ist's, wenn wir für dich flehn!
O laß noch lang' dein Beispiel scheinen,
Nach dem gerechte Herrscher sehn.

Du dämpfst allein der Zwietracht Feuer,
Du hebst, wen stärker Unrecht fällt;
O halt noch lang' Europens Steuer,
Dein Wohlstand ist das Wohl der Welt!

---

27. Serenade, die gleichfalls bei dem höchsterwünschten Dasein Georg des Andern

von einer Anzahl Göttingischer Studenten als ein untertänigstes Zeichen der tiefsten Ehrfurcht aufgeführet wurde.

Den 1. August 1748.

Laßt freudige Trompeten schallen,
Jauchzt, Völker, jauchzt, Georg ist hier!
Er läßt sich unser Fest gefallen
Und liebt der Musen stille Zier.
Nimm, Herr! von uns, Augustens Söhnen,
Das Opfer der gerührten Brust,
Und Luft und Erde soll ertönen
Von deinem Ruhm und unsrer Lust.
Von deiner Themse Flut, auf deren breiten Rücken,
Als einem Meer,
Mit unbemühter Eil' und stiller Majestät
Ein Meer von Masten prächtig geht;
Vom kalten Ladoga, wo vor Elisabeth
Sich hundert unbekannte Völker bücken;
Vom Bernsteinufer her,
Wo froh, manch fernes Land zu speisen,
Die Weichsel nach dem Haff mit tausend Lasten eilt;
Vom alten Rhein, der sich bei Hollands Pracht verweilt,
Durch dich befreit vom Schrecken naher Eisen;
Von steiler Alpen Fuß, wo aus der milden Schoß
Die Freiheit Schmuck und Glück auf arme Felsen goß;
Von Seelands heldenreichem Strande,
Den deiner Tochter Zier mit neuem Glanz belebt;
Vom letzten Nord, der aus dem harten Lande
Für Korn und Wein nur drohend Eisen gräbt:
Vom reichen Dacien, das reines Gold

23. Die damals neu vermählte Königin Luise. H

Und Blut, das teuer ist, Theresen zollt:
Und von der Donau Flut, die, stolz mit ihrem Wien,
Sich schwellt, der Flüsse Königin:
Vom fernen Ost, vom milden Süden,
Aus manchem Volk, an Sprach und Glauben unterschieden,
Hat uns der Trieb nach echter Wissenschaft
Und wahres Ruhms sieghafte Kraft
Nach deiner Leine hingezogen:
Und keines Vaterland ist so entfernet,
Das nicht Georgens Lob gelernet,
Wo nicht, wer Freiheit schätzt, wer Recht und Tugend übt,
Dich, Herr! als Held verehrt, als Vater liebt.
Ein Fürst, dem Glück und Waffen schmeicheln
Groß durch gepreßter Völker Last,
Find't Sklaven, die ihm zitternd heucheln,
Weil die geplagte Welt ihn haßt:
Dich, Herr! der groß durch Recht und Güte,
Groß durch dein angeerbt Gebiete,
Durch seinen Wohlstand größer bist,
Dich grüßt dein Volk mit Freudenthränen,
Und ferne Völker sehn mit Sehnen
Den Herrscher, der ein Vater ist.

Sieh auf, glückselige Georg-Auguste!
Mit echter Lust entzückt, mit wahrem Vorzug prächtig,
Dich schützt Georg, zum Schutze mächtig
Und zum Beglücken mild.
Er breitet über dich der Vorsicht festen Schild:
Er, der Verdienst in Unterthanen ehret,
Der jeder Tugend Lohn aus reifer Kenntnis giebt,
Der Weisheit kennt und liebt,
Die Wahrheit sucht und höret.
Dein Ruhm steht unbesorgt auf ewig sicherm Grunde:
Georgens Gnad' und Macht hebt ihn empor!
Er lockt durch reiche Huld, durch seines Zepters Liebe
Die Zierde manches Lands, die niemand gern verlor,
Die gegen schwächern Reiz wohl unbeweglich bliebe,
Und zwingt die Wahl der Weisen in dein Chor.

31. Von allen diesen Ländern waren in Göttingen gelehrte Mitbürger anwesend. H

Ja, sie ist nah', die längst bestimmte Stunde!
Du wirst des Neides Aufruhr zwingen:
Du wirst nunmehr Germaniens Athen,
Der Weisheit Priesterin, die Richtschnur echter Schöne!
Die Wahrheit wird verklärt in deinem Tempel stehn
Und hundert Völker ihre Söhne
Zum Opfer ihrer Ehrfurcht bringen!

Beseele die Freude der Jugend!
Augusta! beleb unsern Ruf!
Erheb die gesegnete Tugend,
Die deine Glückseligkeit schuf!
Befiehl deinen Held den Geschichten!
Befiehl in lebhaftern Gedichten,
Daß sein Nachruhm die Enkel noch rührt!
Sing zu der Homer'schen Trompete,
Sing zu der Pindarischen Flöte:
Wohl dem Land, wo George regiert!

---

28. Überschriften.

I.

Als Se. königl. Hoheit Prinz von Wallis durch seine Prinzen und Prinzessinnen des Addisons Cato vorstellen ließ.

1748.

Als unbesiegt an Mut der letzte Römer starb,
War Rom von Ruhm noch stolz, den ihm sein Blut erwarb;
O seliger als Rom, du freies Albion!
Wie damals Cato sprach, so denkt itzt Cäsars Sohn.

II.

Auf den Kupferstich seines Freundes.*)

1748.

Auf diesem Blatt steht Claproths Bild geweihet,
Des Menschenfreunds, den wir so sehr geliebt!
Kein anders Leben hat mehr Freund' erfreuet,
Kein andrer Tod hat mehr betrübt.

---

*) Joh. Christ. Claproth, geb. 1715 zu Osterode, Professor der Rechtswissenschaft in Göttingen, starb daselbst 16. Oktober 1748. Er schrieb u. a. eine „Erklärung einiger

III.

Auf einen Kupferstich, in welchem Herr Herrliberger die verschiedenen Religionen vorstellt.*)

[1759.]

Auf selbst erwählter Bahn sucht, kundig seiner Schuld,
Der unbekehrte Mensch des großen Schöpfers Huld.
Umsonst wird er zu dir befleckte Hände heben,
Herr! dein ist ja die Welt, was bleibt ihm, dir zu geben?
Zu schlecht ist, was vergeht, du willst das Herz allein,
Und ewig, wie du selbst, muß auch dein Opfer sein!

IV.

Auf den Schweizerischen Ehrentempel von Staatsmännern Kriegsleuten und Gelehrten.**)

[1759.]

Der Ruhm, der Weise krönt, der um die Helden strahlt
Und den bemühten Dienst erhabner Bürger zahlt,
Ist für sie selbst ein Rauch, den sie nicht ungern missen;
Der ersten Tugend Lohn hat Gott und ihr Gewissen.
Dann ist der Ruhm kein Dunst, wann er den jungen Geist,
Der regen Flamme gleich, mit sich zur Höhe reißt,
Nach edler Ahnen Bild die Nachwelt reizt zu streben,
Und Alexandern zwingt, im Cäsar aufzuleben.

Stellen aus des Herrn v. Hallers Gedichte vom Ursprunge des Übels", die gegen Chr. Mylius Beurteilung dieses Gedichtes in den Hallischen Bemühungen gerichtet war und welche in der fünften Sammlung von Claproths vermischten Aufsätzen, sowie in den „Neuesten Sammlungen vermischter Schriften" von Bodmer, III. Band, 3. Stück, Zürich 1756, S. 422 ff. gedruckt ist. Hirzel.

*) David Herrliberger, geb. in Zürich 1697, gest. 1777 als „Grichts-Herr zu Maur", lernte bei J. M. Füßli in Zürich, bei J. D. Herz in Augsburg und bei B. Picart in Amsterdam zeichnen und kupferstechen. Von seiner Hand und in seinem Verlage erschienen eine Menge großer Kupferstich-Werke, von denen die „Neue Topographie der Eydgenossenschaft", 3 Bde., 1754—1773, der „Schweitzerische Ehrentempel" ꝛc., 1748—1759, und namentlich die „Gottesdienstlichen Ceremonien" der verschiedenen Völker, nach B. Picart, welche H. seit 1738 in vielen Lieferungen eine lange Reihe von Jahren hindurch erscheinen ließ, am bekanntesten geworden sind. Hirzel.

**) Vgl. die vorige Anmerkung.

V.

Aufschrift auf das vortreffliche Grabmal, das Herr Nahl einer sehr wohlgebildeten und in den Wochen gestorbenen Frau zu Hindelbank aufgerichtet hat.*)

Horch! die Trompete schallt, ihr Klang dringt durch das Grab;
Wach auf, mein Schmerzenssohn, wirf deine Hülsen ab,
Dein Heiland ruft dir zu; vor ihm flieht Tod und Zeit,
Und in ein ewig Heil verschwindet alles Leid.

VI.

Aufschrift auf das bekannte Grabmal der Burgundischen vor Murten erlegten Völker.**)

Steh still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte;
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstlichers Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Kennt, Brüder, eure Macht, sie liegt in unsrer Treu'!
O würde sie noch heut' in jedem Leser neu!

VII.

Zu den Gmelinischen Reisen.***)

1752.

Wo Rußlands breites Reich sich mit der Erde schließet
Und in dem letzten West des Morgens March zerfließet,
Wohin kein Vorwitz drang, wo Tiere fremder Art
Noch ungenannten Völkern dienten,

*) Die überaus sinnreiche Erfindung besteht in einem geborstenen Grabstein, in welchem das Bild der Verstorbenen strebet aufzustehen und ihr Kind in den Armen empor hebt. Die vier Verse sind auf den Stein eingegraben. H (Über Joh. Aug. Nahl [1710—1781] und das von ihm 1751 ausgeführte Grabdenkmal der Frau Langhans zu Hindelbank vgl. Dr. E. Blösch, Berner Taschenbuch auf das Jahr 1879, S. 142 ff., woselbst sich eine Abbildung des Denkmals findet, das auch Wieland in schwungvollen Versen gepriesen hat und dessen fast alle Reisenden in der Schweiz im vorigen Jahrhundert Erwähnung thun. Vgl. z. B. Goethe, Briefe an Fr. v. Stein I, 262; Charlotte v. Schiller und ihre Freunde I, 45 2c. Hirzel.)

**) Ist A. 1755 an dem Gebäude in einen Stein gegraben worden, das die Knochen der Burgunder bedeckt. H (Das Denkmal mit Hallers Inschrift ist im März 1798 von der französischen Invasionsarmee zerstört worden. Joh. v. Müller, Geschichte der Schweiz V. I, 80.)

***) Joh. Georg Gmelin, geb. 1709 zu Tübingen, studierte daselbst, wandte sich 1727 nach Petersburg, wurde dort 1731 Professor der Chemie und Naturgeschichte, trat 1733 seine große Reise nach Sibirien an, von der er erst 1743 zurückkehrte. Nachdem er seine Entlassung in Rußland genommen, wurde er 1749 Professor der Botanik und der Chemie in Tübingen, wo er 1755 starb. Die Beschreibung seiner Reise durch Sibirien erschien in

Wo unbekanntes Erz sich für die Nachwelt spart
Und nie gepflückte Kräuter grünten,
Lag eine neue Welt, von der Natur versteckt,
Bis Gmelin sie entdeckt.

VIII.

Auf den Grabstein weiland des wohlgebornen Herrn Emanuel Grubers,*)

gewes'nen Obristleutnant in königl. franz. Diensten; nachwärts Hofmeister zu Königsfelden und des Großen Rats der Republik Bern.

1774.

O selig, wer sein Glück, gelassen, Gott vertraut,
Wer eitler Wünsche los, auf Gottes Fügung baut;
Nach dessen mildem Blick sich die Erquickten sehnen,
Und den das Elend grüßt mit dankbarn Freudenthränen;
Der Mann, wie Gruber war, ist auch der wahre Held,
Sein Mut steht unbewegt im blutbespritzten Feld,
Der Tod hat keine Macht, den Christen zu entfärben,
Sein Richter ist versöhnt, und er gewinnt im Sterben.

---

29. Über den Tod der Frau Trillerin.**)

[1752.]

Der Schmerz, o Triller! ist der größte,
Der treue Herzen trennt;
Erwarte nicht, daß der dich tröste,
Der diese Wunden kennt!

Göttingen 1751—1752 in vier Bänden. Briefe Hallers an Gmelin enthält: J. G. Gmelini Reliquias quæ supersunt commercii epistolici cum Carolo Linnæo, Alberto Hallero, Guilielmo Stellero et al. . . . publicandos curavit. G. H. Th. Plieninger, Stuttgart, 1861, S. 107 ff. Hirzel.

*) Emanuel Gruber, geb. 1719 zu Bern, Sohn des 1736 verstorbenen Dr. med. und Arztes am Inselspital in Bern, wurde 1755 Mitglied des Großen Rates, 1765 Oberst in französischen Diensten, 1770 Hofmeister zu Königsfelden und starb am 30. Oktober 1774. Hirzel.

**) Die Gemahlin Dan. Wilh. Trillers, Professors der Medizin in Wittenberg, Henriette, deren am 12. August 1751 erfolgter Tod ihren betrübten Gatten zu einer ganzen Reihe von Trauergedichten veranlaßte, die 1752 im Druck erschienen und später in den sechsten Teil von Trillers „Poetischen Betrachtungen", Hamburg 1755, aufgenommen worden sind. Daß Hallers Gedicht an Triller nicht 1754, wie Haller datiert hat, sondern schon 1752 geschrieben worden, geht aus folgendem Briefe Trillers an Haller, datiert Wittenberg, 16. April 1752, hervor: Vix speraveram magnum quoque Hallerum sepositis gravioribus suis laboribus, æternum victuris, precibus meis locum daturum lyramque

Der Tugend wohlverdiente Liebe
Weint billig um ihr Grab;
Die Thränen folgen aus dem Triebe,
Den Gott auch Weisen gab.
Doch Christen kann nichts völlig scheiden,
Kein Grab deckt Geister zu.
Die Zeit verträgt kein ewigs Leiden,
Die Ewigkeit nur Ruh'.

---

30. Beim Tode der wohlgebornen Frauen Johanna Maria Ayrerin,*) geborner Dornfeldin.

1754.

Wann der geprüfte Geist, durch manches Leid gepreßt,
Den schmerzensmüden Leib jetzt hoffnungsvoll verläßt,
Entladen, schwingt er nun das schimmernde Gefieder
Zum Vaterland des Lichts und senkt in Gott sich wieder.
In Ketten von Demant liegt, bittrer als der Tod,
Die Sünde unter ihm und die besiegte Not.
Ihn überstrahlt der Glanz der unerschaffnen Sonne
Mit wechselfreier Lust und schattenloser Wonne.
Entzückt, wirft er noch einst den neuverklärten Blick
Erbarmend auf die Welt und seinen Freund zurück
Und schilt die Thränen nicht; sie sind der Zoll des Lebens
Für die Verstorbnen nur und nicht für uns vergebens.
Uns drückt des Leibes Joch, uns quält die Sündlichkeit,
Undankbar hassen wir den Tod, der uns befreit.

---

suam suavisonam in supremos beatæ meæ Uxores honores tentaturum. Ingenti ergo gaudio, medio in acerbissimo luctu, me perfusum sensi ubi ad manus meas pervenit incomparabile illud Tuum sive, quod idem est, Hallerianum Carmen. Gratias igitur, quantas quidem possum, tibi ago maximas. etc. Der Brief befindet sich in der Sammlung der Briefe an Haller auf der Stadtbibliothek in Bern. Hirzel.

*) Gemahlin des Kollegen Hallers, Georg Heinrich Ayrers (aus Meiningen, 1702—1774), der 1737 ordentlicher Professor der Rechte in Göttingen geworden war. Hirzel.

31. Beim Absterben der weiland wohlgebornen Frauen Katharinen Wilhelminen Eleonoren Darjesin,*) geborner Teichmeierin, im Namen seiner Gemahlin.

1756.

So wie aus heller Luft der Blitz zerschmetternd fährt
Und eine sichre Burg in Schutt und Asche kehrt,
So kam aus falscher Ruh', wo keine Sorge drohte,
Gewiß und hoffnungslos des Todes bittrer Bote.
Ach, so verlier' ich dich, Vertraute meiner Brust!
Du Schwester meiner Wahl, du meine letzte Lust!
Die Häupter unsers Stamms sind längst im Staub gebogen,
Das Vaterland hat mir des Himmels Ruf entzogen;
Noch war's mir süß in dir, und unsrer Jugend Glück
Rief jeder holde Zug von deiner Hand zurück.
Nun ist die Welt mir fremd, nun liegt im strengen Grabe
Der beſſ're Teil von mir, mehr als ich übrig habe.
Ach! hätten auf den Tod und auf die lange Nacht
Die wahre Treu' ein Recht und Trauren eine Macht:
Nie wäre williger das Opfer echter Thränen
Dem Grabe nachgefolgt, noch ein gerechters Sehnen.
Doch du sehnst nicht nach uns, dein froher Aufenthalt
Hält den entzückten Geist mit reizender Gewalt:
Viel eher wünschten sich Befreite zu der Kette
Und das entbundne Weib zurück zum Schmerzenbette.
Ja, dahin ging dein Wunsch; auch in der schönen Zeit,
Dem sonst vergönnten Tag erlaubter Eitelkeit,
Lief schon dein reifer Geist, wie ahndend, nach dem Ziele
Und stieß, mit edlem Hohn, der Jugend Kinderspiele
Und der erfahrnen Welt geehrte Schmeichlerin,
Die Qual, die Glück sonst heißt, erhaben von sich hin.
Du liebtest deinen Gott in Freunden und in Armen;
Du flohest von der Rach' und eiltest zum Erbarmen;
Dein Trost war andrer Ruh'; dein eigen Leid verschwand,
Wann fremdes Unglück nur bei dir sein Ende fand.

*) Hallers Schwägerin, Schwester seiner dritten Gemahlin, Gattin des Joach. Georg Darjes, der, 1714 zu Güstrow geboren, 1744 ordentlicher Professor der Moral und Politik in Jena wurde und unter größtem Beifall dozierte. 1763 nach Frankfurt a. O. berufen, starb Darjes daselbst 1791. Hirzel.

Auch mich, ach! liebtest du, wer wird so treu mich lieben?
Nun strahlt um dich das Heil, mir ist das Leid geblieben,
Ein Leid, das mich vergnügt, von reiner Wehmut voll,
Und das dein Anblick erst in mir vertilgen soll!

---

32. An den in Moskau reisenden Herrn Lizentiat Gmelin.

[12. Oktober 1725.]

Erwählter Freund! du Hälfte meines Lebens,
  Wir werden uns auf Erden nicht mehr sehn.
Der Himmel will, wir widerstehn vergebens,
  Du mußt nach Nord und ich nach Westen gehn.
Das Glück, das unser Band sonst nicht zerreißen können,
Wird zwar nicht unser Herz, doch unsre Leiber trennen.

Umsonsten ist's, daß Gleichheit der Gemüter
  Ein einig Herz aus unsern Herzen macht.
Das Glücke raubt der reinen Freundschaft Güter,
  Ich sage dir das letzte Gute Nacht!
Der Himmel raubt dich mir, als wie er dich gegeben.
Wir scheiden uns, o Gott! und ich soll ohn' dich leben!

Dich treiben schon des Glückes Westenwinde
  Zum Ladoga mit schnellen Segeln hin.
Der muntre Sinn, der Weisheit feste Gründe,
  Der Segen soll mit dir zu Schiffe ziehn.
Du wirst dein Glücke bald nach deiner Hoffnung messen.
Wer deinen Geist geziert, wird nicht den Leib vergessen!

Mich aber trieb ein feindliches Geschicke
  Noch als ein Kind aus meinem Vaterland.
Der gleiche Sturm verfolget noch mein Glücke
  Bald auf der See und bald auf seichtem Strand.
Allein ich schicke mich lavierend in das Wetter,
Ich treibe durch die See, das Ufer sehn die Götter!

Doch lasse nur den Himmel drüber sorgen,
  Wir werden doch wie sonst ein Herze sein.

Geh nur zur See nach Norden und nach Morgen,
Mein Herze steigt mit dir zu Schiffe ein.
Es wird im heißen Süd und unterm kalten Bären
So wenig sich von dir als Stahl vom Polstern kehren!

33. Résolution d'aimer.

Mon cœur! que sentez-vous pour la jeune Thémire?
A vous-même l'avoûrez-vous?
Ah! c'est un sentiment trop confus et trop doux,
Trop sentiment pour le décrire:
Plus doux que l'amitié, moins hardi que l'amour,
Trop fort pour le cacher, trop fort pour l'oser dire.
Je l'aplaudis et rougis tour à tour.

Incommode raison! cesse enfin de te plaindre;
Ou suprime le feu qu'alument tant d'atraits,
Ou consens-y, si tu ne peux l'éteindre,
Règne ou me ne parle jamais.

Mais, pour calmer mon cœur, tu n'a plus de pouvoir,
Contre Thémire, hélas! qui pouroit me défendre?
J'ai dû l'aimer, puisque j'ai dû la voir.

Fade amitié! non, tu n'as rien de tendre!
Qu'est-ce que toi pour tant d'apas,
Ah! ce n'est point l'aimer que ne l'adorer pas.

34. Déclaration.

Assez longtems, jeune et belle Thémire!
Vous avez ignoré le pouvoir de vos yeux:
Sans bruit et sans triomphe ils fondent leur empire.
Contens d'être victorieux.
Je parle le premier, ce sort m'est glorieux,
J'ai trouvé dans l'excèz de mon tendre martire
De quoi me rendre audacieux.

Oui, j'ose vous aimer, j'ose plus et j'espère,
Mon cœur me promet de vous plaire;
Je connois sa constance et sa fidélité,
Seul juste prix de la beauté,
Et que ne peut l'amour, pourvu qu'il persévère.

Non, ce n'est plus à vous d'oposer à ma flame
L'enfantine pudeur,
Ah! ne l'écoutez pas, cet amour qu'elle blame
Est le seul usage d'un cœur.

Vous aimerez un jour, sur une âme si belle
L'amour ne perdra point ses droits.
Vous goûterez alors dans une amour fidelle
Cette félicité qui ne fuit que ses loix,
Ces avoeux ravissans, ces tendresses heureuses,
Ces larmes de plaisir, ces rêves atrayans,
Ces langueurs plus délicieuses
Que les plaisirs les plus bruyans.
Heureux un jour l'amant dont l'ardeur fortunée
Embellit votre destinée!

---

35. Succèz.

Amour! charmant amour! règne seul dans mon âme,
Mon cœur demande tous tes feux.
Il me faut plus d'ardeur pour être plus heureux,
Redouble, s'il se peut, ma flame,
Ou ce n'est pas assez d'un cœur,
Pour sentir tout mon bonheur.

Je l'ai vu, ce moment, ce moment glorieux,
Qui le premier vit soupirer Thémire,
J'ai lu mon bonheur dans ses yeux,
Sa bouche auroit moins su me dire.

Amour! je suis heureux et ne suis pas content,
Ma Thémire ne sent encore

Que de ces feux naissans, semblables à l'aurore
Qui précède un soleil ardent,
Et j'attendrai pour ne souhaiter rien,
Qu'ils soient aussi forts que le mien.

---

36. Retour.

Aimons-nous, ma Thémire! et songeons à nous plaire,
N'ayons plus de pensers, où l'amour n'entre pas,
Ne pense plus qu'à mon amour sincère,
Je ne pense qu'à tes apas.

Quel bonheur que le nôtre!
Si tu sais aimer comme moi,
Je ne demande au ciel que toi,
Le sort peut enrichir un autre,
Il me suffira de ta foi.

J'ai goûté le plaisir de dicter à ma lire
Des airs qu'on a chantéz dans des climats lointains;
J'ai senti les transports, connus de peu d'humains,
Que la vérité nous inspire,
Quand on en a percé les voiles incertains;
L'amitié la plus tendre a fait voir à mon âme
Les tranquilles douceurs d'un sincère retour,
Mais depuis que mon cœur a goûté de ta flame,
Il ne sent plus que pour l'amour.
Non, mon amour ne craint plus rien,
Rien ne saura briser une chaîne si belle,
Mon cœur se sent une ardeur éternelle,
Et je connois le tien.

Oui! mon premier regard s'arrêta sur tes traits,
Je t'aimai, je l'avoue, à cause de tes charmes,
Et dans les corps les plus parfaits
L'amour contre le tems trouve de foibles armes,
Mais que je t'aimai mieux, quand j'us connu ton cœur!
Tes égards prévenans, tes fines préférences,
Tes avoeux délicats, tes tendres complaisances
Méritent chaque jour une nouvelle ardeur.

Age heureux! traits charmans, que chacun vous admire!
Ce qu'on ignore m'est plus cher,
Quitez, s'il se peut, ma Thémire,
J'aurai toujours pourquoi l'aimer.

---

37. Sur un départ pour la campagne.

Le 9 de Mai 1723.

C'en est donc fait, tu vas quiter la ville,
Tu vas ravir nos jeux et nos amours.
Amarille, aimable Amarille,
Ménage mieux le printems de tes jours!
A quoi te va servir, trop belle foretière,
Le brillant de tes yeux?
L'amour, l'aimable amour doit t'occuper entière,
Car tu le repands en tous lieux.
Ton unique entretien, un solitaire éco,
Sera-t-il d'un discours plus beau
Que de tes aimables amies
Les ris et les plaisanteries?
Le chant confus d'un triste oiseau
Est-il plus doux à tes oreilles
Que la voix d'un amant qui chante tes merveilles?
Quoi, donc tu fuis l'amour en t'enlevant du monde?
Tu nous dérobes tes apas!
Mais tu perds tous les pas,
Et les soins que tu prens sont des coups faits dans l'onde.
Tôt ou tard de l'amour les invincibles armes
Iront trouver le chemin de ton cœur.
Avec tes charmes
Est-il permis de vivre sans ardeur?
Le joug que le destin t'ordonne
T'atend au fond de tes forêts,
Et déjà dans Paphos plus d'un éco résonne
De tes amours comme de tes atraits.
Un jeune cœur
Est prêt à la tendresse,
Quand pour éviter sa foiblesse

Il est contraint d'en fuir l'auteur.
Sombres buissons, où Thirsis chaque jour
Vient ouvrir aux écos son âme,
Vous qui savez les secrets de sa flame
Dites-moi les progrez qu'il fait dans son amour!
Et vous, légers amours, confidens de Cipris,
Vous qui savez l'état de la bergère,
Qui vous plaignez de sa vertu sévère,
Aprenez-moi bientôt le bonheur de Thirsis.

Anhang.

Vergleichung zwischen Hagedorns und Hallers Gedichten.

(Brief an Eberhard Fr. Freiherrn v. Gemmingen, März 1772. Sammlung Kl. H. Schriften, Bern 1772, III, 337 ff.

Ew. Hochgeb. verlangen meine Gedanken über eine Vergleichung, die Hr. Uz und andere zwischen zwei Dichtern gemacht haben, die fast zu einer Zeit entstanden sind und in vielem allerdings etwas Ähnliches gehabt haben. Ich will versuchen, ob ich, ohne der Eitelkeit alles zu erlauben, von mir selber werde sprechen können.

Der Hr. von Hagedorn ist in eben dem Jahre, aber sechs Monate früher als ich, geboren. Beide kamen wir in eine Zeit, da die Dichtkunst aus Deutschland sich verloren hatte. Denn Brokes und Pietsch hatten einzelne, und jener zuweilen große Schönheiten, er überließ sich aber allzusehr der unendlichen Fertigkeit, mit welcher ihm die Reime aus der Feder gingen. Beide wurden wir sorgfältig erzogen: ich wurde aufs strengste zur Arbeitsamkeit und zur Ordnung angehalten, und Homer war mein Roman im zwölften Jahre. Beide hatten wir das Unglück, Waisen zu werden, und mich traf es härter, weil man mich völlig mir selber überließ. Beide dichteten früh, und ich schrieb eine Unendlichkeit von Versen von allen Arten, ehe ich fünfzehnjährig wurde;. meine Begier war unersättlich: ich ahmte bald Brokes, bald Lohenstein und bald andere niedersächsische Dichter nach, indem ich eines von ihren Gedichten zum Muster vor mich nahm und ein anders ausarbeitete, das nichts von dem Muster nachschreiben und doch ihm ähnlich sein sollte. Der Hr. von Hagedorn kam doch noch in ein Gymnasium, ich aber wagte es An. 1723 auf die hohe Schule zu gehn.

Beide hatten wir mehr Geschmack als Kräfte. Mein Freund (denn wir haben Briefe gewechselt und viele Jahre im besten Vernehmen gestanden) schmelzte seine ersten jugendlichen Gedichte um und verbesserte sie, wie er zu mehrern Kräften in der Dichtkunst kam. Ich ging einen Schritt weiter, und an einem glücklichen Tage im Jahre 1729 verbrannte

ich alle meine unzählbaren Verse, Hirtenlieder, Tragödien, epische Gedichte und was es alles war. Ich ließ mir selbst keine Spuren davon über; nur war ich in meinem Geschmacke noch nicht so gebessert, daß ich alle diejenigen vertilgt hätte, die es verdienten. Ein schmeichelnder Zuhörer schrieb sich noch einige ab, die ich beibehalten hatte, die ich aber selber unterdruckt habe, und er gab sie zwanzig Jahre hernach einem Verleger, ohne mein Vorwissen und zu meinem größten Verdruß. Lange hernach, und jetzt mehr als jemals, war mein Geschmack besser als meine poetischen Kräfte; ich sah jenseits allem, was ich zu leisten vermochte, eine mögliche Vollkommenheit, die ich zu erreichen unvermögend war. Ich sah, zumal im Virgil, eine Erhabenheit, die sich niemals herunterließ, wie ein Adler in der oberen Luft schwebte, eine Ausarbeitung, die an der Harmonie, an der Malerei, am Ausdrucke nichts unausgefeilt ließ, und die in meinen Gedanken noch niemand nachgeahmt hat.

Der Hr. von Hagedorn besuchte England, ich auch, und noch etwas früher. Diese Reise hatte auf beide einen wichtigen Einfluß: Wir fühlten, daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen konnte, als man in Deutschland bis hieher gesagt hatte; wir sahen, daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen ließen, und strebten beide nach einer Stärke, dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten.

Sehr jung machte sich Hr. von Hagedorn mit seinen Poesieen bekannt, ich um etwas später. Ein Freund, der sich zuviel aus den meinigen machte, unternahm Anno 1731 eine kleine Sammlung davon drucken zu lassen. Ich erhielt, daß er mir die Besorgung überließ, wodurch ich so viel gewann, daß ich vieles weglassen und verschiedenes verbessern konnte.

Beide haben wir an den bürgerlichen Kriegen zwischen den deutschen Dichtern keinen Anteil genommen. Beide waren wir wohl der wässerichten Dichtkunst eben nicht günstig und lebten mit Bodmern in Freundschaft. Aber selbst zu Felde ziehen, dieses wollten wir nicht. Ihn verschonten die sogenannten Gottschedianer noch. Mich aber, weil ich ein Schweizer war, mißhandelten Gottsched, Schönaich, Mylius und andere in die Wette. Das Tintenfäßlein, die Ästhetik in einer Nuß, die Bemühungen griffen

33 f. Volleingeschanktes Tintenfäßl eines allezeit parat seyenden Brieff Secretary rc. Das ist gründige und bündige Anweisung, wie man allerhand Sortimente von netten Briefflen zsamen buachstebirn kan ... mit critischem Danck und Schimpffir-Brieffen ... vergezierrathet von R. D. Vito Blauräckelio. Kuffstein auf Kosten des ehrwürdigen Herrn Authoris 1745. 104 S. 8° (Von J. J. Schwabe.) S. 88: „Die richtige Ordnung der Wörter, die rechte Zeitordnung und die Vermeidung neuer unverständlicher oder verstümmelter Wörter müssen einem ächten Schweizerianer lauter Grillen und abgeschmackte oder doch unnütze Sachen seyn." Folgt das Citat von Vers 73—78 des Gedichtes über die Ehre und dann heißt es: „So viele Schnitzer wider die Sprache Sie hier finden, so viele Muster haben Sie vor sich, nach denen Sie sich künftig zu richten haben rc". — Die ganze Ästhetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch 1754. Die Nuß oder Gnissel (Lessing), ein Heldengedicht, dem großen Rellah (Haller) zugeeignet. 1755. Beides von Schönaich. — Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks. Halle 1743—1747. Von Chr. Mylius und J. A. Cramer u. a. Stück I, 101 ff., III, 108 ff. Hirzel.

mich mit der heftigsten Rachbegierde an. Man war grausam genug, meine Mariane schimpflich zu parodieren. Man that der Ewigkeit eben die Ehre an. Ein Freund schrieb mir, er habe Herrn Gottscheds Hand vor sich liegen, mit welcher er die Ästhetik korrigiert hat. Aber was sollte ich bei einem Kriege gewinnen? In einer Wissenschaft, die sich auf Erfahrungen gründet, kann eine Streitigkeit ihren Nutzen haben; sie giebt uns einen Anlaß, die Versuche zu wiederholen und zu vermehren; und die Wahrheit kann durch das Zeugnis unparteiischer Sinne erwiesen werden. Aber in Wissenschaften, die auf dem Geschmacke beruhen, ist es unendlich langweilig, die Quellen des Schönen allemal bis zu den ersten Gründen zurückzubringen, und bei einem Leser zu erzwingen, er solle sich eine Stelle gefallen lassen, die ihm nicht gefällt. Es war mir also viel leichter, harte Urteile anzuhören, als vor dem Tribunal der Welt einen langwierigen Prozeß zu führen.

Der Hr. v. Hagedorn dachte auch bei der neuen Poesie wie ich, und wir blieben beide dem Reime getreu. Ich sah auch, daß unsere Gründe ungefähr gleich waren. Mir kam es immer vor, wenn man Hexameter machen wollte, wie sie gemeiniglich sind, so wäre die Arbeit zu leicht, und leichte Arbeit ist auch in der Poesie schlecht. Sollte man aber die Harmonie beibehalten und richtige Füße von langen und wirklich kurzen Silben abwechseln lassen, wie Hr. Uz und von Kleist und in Schweden Lithau gethan haben, so wäre die mechanische Arbeit sehr schwer. Und einmal fehlt dem deutschen Hexameter der Spondäus, und die einsilbichten Wörter sind zu häufig. Selbst der neue Schwung der Sprache, der in den hexametrischen Versuchen herrscht, dauchte den Hrn. v. Hagedorn eine Neuerung, und mir kam er oft verworren und gezwungen vor. Nicht, daß wir beide Klopstocks Verdienste nicht gefühlt hätten. Ich suchte ihn von Langensalze und aus dem Weißischen Hause in das meinige zu ziehen; das Glück sorgte aber besser für ihn, und seine Gaben wurden belohnt. Wir blieben indessen beide bei den Reimen. Im Lehrdichte, dünkt mich, haben die gleich langen Verse, in deren jedem ein Begriff ausgeführt ist, einen überaus deutlichen Vorzug. Das ineinander Flechten der hexametrischen Verse, das man gewiß bis auf die höchste Ungebühr getrieben hat, steht in einer lebhaften Beschreibung und im Affekte ganz gut; aber der nüchterne Philosoph spricht feierlicher in einem in sich selbst vollkommnen Verse, der die Sache auch dem Gedächtnisse am besten eindrückt.

Hr. v. Hagedorn kam endlich mit mir auch in den Lehrgedichten überein, die einen großen Teil seiner Gedichte ausmachten. Wir suchten

1. Dieses that (nach Ebeling, Geschichte der kom. Litteratur III, 456) der berüchtigte J. M. Dreyer. Hirzel.

2. J. F. Lamprecht in (Schwabes) Neuer kritischer Sack-, Schreib- und Taschenalmanach auf das Schaltjahr 1744 ꝛc.: „Unvollkommene Ode über den Wein und die Liebe.“ Der Anfang davon bei Jördens VI, 24. Hirzel.

22. Gustav Lithow, 1692—1753, Poemata heroico-miscellanea, 1734. Hirzel.

beide diesem Gedichte den Nachdruck zu geben, dessen es fähig ist, und für Worte Gedanken anzubringen.

Bei allen diesen Ähnlichkeiten blieb zwischen uns eine große Ungleichheit. Eine der Ursachen bestund in der Lebensart. Unser Hr. v. Hagedorn war von einem fröhlichen Gemüte, er trank ein Glas Wein und genoß der freundschaftlichen Freuden des Lebens. Ich hingegen sagte im neunzehnten Jahre meines Alters dem Wein ab, ob mir wohl Horazens Fluch nicht unbekannt war; aber es schien mir erträglicher, keine zur Nachwelt durchdringende Verse zu machen, als einem unaufhörlichen Kopfwehe unterworfen zu sein. Hieraus folgte, daß ich mich den lustigen Gesellschaften entzog und mein Vergnügen bei einem stillen Theetische oder bei den Büchern suchte.

Hieraus entstund ein großer Unterschied im ganzen Tone unsrer Poesie. Der Hr. v. Hagedorn dichtete Lieder, darin er die Liebe in dem Wein besang und die die ersten waren, die man in Deutschland den Liedern der Franzosen an die Seite setzen durfte. Mir gefiel nichts über den verliebten Baurenkerl, und wieviel muntrer würde noch das Gemälde sein, wenn der geschickte Dichter in einem Lande gelebt hätte, wo Freiheit und Überfluß den Landmann belebt.

Aber die Fröhlichkeit und die Kenntnis der Welt breitet über alle Gedichte, auch über die Lehrgedichte meines Freundes, eine Heiterkeit aus, wodurch er sich dem Horaz nähert und den Boileau übertrifft. Mit dem Pope hat er eine große Ähnlichkeit in der feinen Auspolierung der Verse, worin wenige, auch seit unsern Zeiten, es Hagedorn nachgethan haben. Dem Horaz kam er in der lächelnden Ironie, in der unschuldigen Schalkhaftigkeit der Satire und in der Kenntnis der gesellschaftlichen Menschen nahe. Noch jetzt finde ich nichts, das der Glückseligkeit und dem Freunde vorzuziehen seie. Hagedorn schrieb rein wie Boileau und scharfsinnig wie Horaz. Der erstere blieb zurück, sobald er nicht über die Poesie schrieb, und fiel ins Tiefste, wenn er den Menschen überhaupt zum Vorwurf seiner Satire machte. Horazen mangelte es an der Harmonie, er merkte es selber und gestund, er schreibe fast wie in Prosa; so angemessen die Ausdrücke sind, so fehlt ihm überall der Wohlklang eines Virgils.

Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit; dieses starke Gefühl, das eine Folge vom Temperament ist, nahm die Eindrücke der Liebe, der Bewunderung und am meisten noch der Erkenntlichkeit mit einer Lebhaftigkeit an, dabei mir die Ausdrücke der Empfindungen

6. Haller an G. Th. v. Asch in Leyden den 1. November 1751 (Rößler 341): „La Mettrie hat eine närrische Verleumdung wider mich herausgegeben, in welcher er vorgiebt, 1735 unter mir hier studirt zu haben und sein compagnon de débauche gewesen zu seyn. Nun bin ich auff 1736 hierhergekommen und habe 22 Jahre keinen Tropfen Wein getrunken." Vgl. Alpen 224—228. Hirzel.

27 f. Hagedorns Poetische Werke I, 19 ff., 56 ff.

sehr teuer zu stehen kommen. Noch jetzt brechen mir Thränen beim Lesen einer großmütigen That aus; und was habe ich nicht gelitten, da das Schicksal in den allerhilflosesten Umständen eine junge und geliebte Gemahlin mir von der Seite riß. Diese Empfindsamkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab freilich meinen Gedichten einen eignen schwermütigen Ton und einen Ernst, der sich von Hagedorns Munterkeit unendlich unterscheidete.

Ich kenne ein einziges Gedicht meines Freundes, das ein in etwas trauriges Gefühl zeigt, und doch läuft es endlich in eine Art von Lächerlichkeit hinaus, es ist die dankbare Liebe eines Sohnes gegen seine Mutter.

Ein anderer Vorzug des Hrn. v. Hagedorn war die Kenntnis der Sprache. Er lebte in Deutschland und war von seiner Jugend an im reinen Deutschen erzogen. Hier konnte ich ihn nicht erreichen; in meinem Vaterlande, jenseits den Grenzen des deutschen Reichs, sprechen selbst die Gelehrtesten in einer sehr unreinen Mundart; wir haben auch in unsern symbolischen Büchern und in den Staatsschriften andre Deklinationen, andre Wortfügungen. Diese Unarten mußte ich nach und nach ablegen, und da meine anderweitigen Arbeiten mir nicht zuließen, meine Stunden auf die Muttersprache zu wenden, so blieb mir allemal eine gewisse Armut im Ausdrucke, die ich schon damals am besten fühlte, wenn ich mich gegen die Leichtigkeit des Günthers verglich. Manchen Gedanken lähmte mir der Zwang der Sprache; manchen andern drückte ich mit einem unvermeidlichen Verluste an der Reinigkeit und an dem leichten Schwunge des Verses aus.

Mein Freund blieb dabei ein Dichter und hatte daneben keine beschwerliche Arbeit. Er las, was seinen Geist zieren konnte, und besaß mehr als ein andrer die Kunst, einzelne und nicht überall bekannte Begebenheiten aufs angenehmste anzubringen; wodurch eben seine Lehrgedichte sich vor andern ausnehmen, deren Stoff bloß aus den allgemeinen Begriffen der Dinge genommen ist.

Ich hingegen wurde frühe von andern Berufsarbeiten gedrückt und erlag fast völlig unter der gelehrten Bürde, da des würdigsten Ministers Zutrauen mehr auf meine Achseln legte, als sie tragen konnten. Anatomie, Botanik, ernsthafte Geschäfte gaben keinen Stoff her, der sich in die Poesie einweben ließ, sie brachten vielmehr die Gedanken in eine Strenge und in eine Trockenheit, die der Einbildung Flügel dämpfte. Vielleicht kommt eben von der Gewohnheit, in weniger Zeit viele Arbeit zu thun, das allzusehr gedrungene Wesen, das man hin und wieder an meinen Versen getadelt hat. Die Verse wurden mir schwer, ich unternahm nicht leicht, in einem Tage über zehn Zeilen aufzusetzen; auch diese veränderte ich, ohne ein Ende an meinen eigenen Kritiken zu finden. Auch hörte ich sehr frühe auf, einiges Vergnügen an der Poesie zu fühlen. Bis ins Jahr 1736 nahm ich nur dann und wann vor, einen Begriff auszuarbeiten, nach dieser Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als

wenn entweder ein dringender Affekt ein Vergnügen fand, sich abzumalen, oder eine Pflicht ein Gedicht von mir forderte.

Hingegen dichtete der Hr. v. Hagedorn bis an seinen zwar frühen Tod, der schon Anno 1753 einfiel; und dennoch ist mein poetisches Leben noch kürzer gewesen, denn nach 1748 finde ich kaum vier neue Seiten in meinen Gedichten. Beide haben wir glücklich zu der Zeit geschwiegen, da die Natur nicht mehr redet und die gedämpfte Einbildung der Vernunft keine Zierde mehr verleihet.

Der Hr. v. Hagedorn hat sehr witzige Dinge geschrieben, und es ist mir nicht begreiflich, wie man ihm diesen Ruhm absprechen kann. Er konnte mit einem Worte den Kontrast zweier Begriffe auszeichnen:

So hündisch liebet nicht,
Der Wanduhr gleich giebt das Gewicht ihm Kräfte u. s. f.

Gemälde der Natur hat er sparsam und allemal auf der moralischen Seite gegeben. Man ist über ihren Wert noch nicht einig. Aber wie unnachahmlich hat Virgil gemalt. Jedem unbeseelten Dinge gab er ein Leben, einen Adel, den ihm niemand gegeben hätte. Ich habe mehr gemalt, zumal Werke der Natur; „das kann man nicht", lese ich irgendwo. Es ist wahr, Aberlin giebt mit dem Pinsel einen Begriff von einem Staub-Bache, der auch für ein Kind sinnlich ist. Aber die Poesie malt, was kein Pinsel malen kann: Eigenschaften andrer Sinne neben dem Gesichte, Verbindungen mit sittlichen Verhältnissen, die nur der Dichter fühlt.

Vielleicht hat man bis zum Überflusse gemalt, und die Franzosen setzen die poetische Malerei unter die Fehler ihrer Feinde, der Britten, und ihrer verachteten Nachahmer, der Deutschen. Aber eben diese Franzosen fangen an, der Natur die schuldige Abbitte zu thun: St. Lambert und selbst de l'Isle malen ihr nach.

Sie sehen, mein erhabner Freund, daß der Hr. v. Hagedorn und ich Ähnlichkeiten haben und wiederum einander unähnlich sind. Wären die Menschen gerecht, sie würden nicht um Vorzüge zanken. Kann nicht eine Rose sehr schön sein und dennoch die Nelke reizend bleiben? Hassenswürdig sind in meinen Augen die Sultane, die nicht glauben auf ihrem poetischen Throne sicher zu sein, so lang sie Brüder haben. Und was gewinnen sie? Sie erwürgen und werden erwürgt. Die größte Unähn-

18. Vgl. Lessings Laokoon XVII, gegen den sich Haller in den folgenden Sätzen verteidigt.

19. Joh. Ludw. Aberli aus Winterthur, 1723—1786, Begründer einer eigenen Manier in den Umrissen radierter, dann getuschter oder kolorierter Ansichten von Schweizerlandschaften. Aberli lebte in Bern, wo er zwei Jahre nach Hallers Tode den Besuch Goethes empfing (Briefe an Frau v. Stein I, 256). Litteratur über ihn vgl. Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte I, 41. Hirzel.

26. Ch. François de St. Lambert aus Nancy, 1717—1803, schilderte nach Thomsons Muster die Jahreszeiten: „Les Saisons", 1769. Hirzel.

27. Jacques Delille aus Aigne-Perse in Auvergne, 1738—1813, begründete 1769 seinen Ruf als beschreibender und lehrhafter Dichter mit seiner Übersetzung von Vergils „Georgika" (die Friedrich d. Gr. die bedeutendste Leistung des Jahrhunderts nannte). Erst lange nach Hallers Tode erschien das Gedicht „Les Jardins" u. a. Hirzel.

lichkeit zwischen uns bleibt wohl in den Schilderungen vergnügter Leidenschaften. Et ego in Arcadia, ich habe auch geliebt, mit aller Lebhaftigkeit die Süßigkeit der Liebe gefühlt und mir, in sehr jungen Jahren zwar, einige Ausdrücke dieser Empfindungen erlaubt. Das war aber keine Belustigung für mich, es war das ernsthafteste Geschäft meines Herzens. Die lächelnde Freude aber habe ich nie gefühlt, die Hagedorn so lebhaft empfand und so angenehm abzumalen wußte.

Jetzt, da das Alter mich ernsthafter gemacht hat, jetzt sehe ich nicht mehr als ein Nachteil an, daß ich das Vergnügen freundschaftlicher Ergötzungen nicht genossen, nicht empfunden, nicht gemalt habe. Nicht daß Hagedorn sich jemals von dem Wohlstande entfernt habe, den die Ehrerbietung gegen die Tugend erfodert. Er hat auch von Gott würdig und empfindsam gesprochen. Nein, weil seit seinem Tode die unzählbare Menge deutscher Dichter sich mehr als jemals mit dem Thyrsus und den Grazien beschäftigt.

Ich bin nicht ohne Gefühl für die leichten Schwünge des lächelnden Anakreons, ich habe Gleims glückliche Nachahmungen mit Lust gelesen und mit Vergnügen angepriesen. Nun aber, da diese fröhliche Sekte alle ernsthafte Dichterei verdringen will, da sie, mit der Duldung nicht zufrieden, zur Verfolgerin wird, nun sehe ich lieber, daß ich nicht zu derselben gehöre.

Ich vermeide allzu traurige Betrachtungen, und dennoch sind auch bittere Arzneien nötig, wenn die Krankheit sie erfodert. Aber so angenehm, so reizend diese Dichterei sein mag, so kann ich mir den Schaden nicht verhehlen, den sie thut.

Unseres Jahrhundert ist gesellschaftlicher als alle vorhergehenden. Die beiden Geschlechter sehen einander mit der größten Freiheit; überall breitet sich der Geschmack zum Tanze, zu Schauspielen, zu Lustbarkeiten aus. In dieser den Vergnügungen so gänzlich ergebenen Welt ist die reizende Dichtkunst nicht an ihrem Orte, sie, die den herrschenden Trieben noch mehr Zunder reicht. Des Menschen Herz wird ohnedem der ernstlichen Arbeiten leicht überdrüssig und hängt an dem sinnlichen Vergnügen mit natürlichen Fesseln an. Je öfter, je reichlicher er sich mit dem angenehmen Tranke der Wollust berauscht, je weniger Geschmack findet er an den ernsthaften Foderungen der Pflichten. August, der kluge Fürst, der die Menschen vollkommen kannte, August, der keinem Gotte seine eignen Lüste aufopferte, fand dennoch die erweichenden Ovidischen Gedichte seinen lüsternen Römern schädlich.

Was soll die Welt werden, wenn der Fürst zuerst in Schauspielen, in Bällen, in ewigen Verlarvungen und rauschenden Lustbarkeiten seine so enge Zeit verschwenden will; wenn der Minister an Pracht, an Buhlschaften, an feierlichen Mahlzeiten, an allen Notwendigkeiten, die Pracht und Eleganz täglich vermehrt, eben die Zeit anwenden muß, die er für das Land verwahren wollte; wenn der allgemeine Rausch endlich die

Kaufleute, die Bürger, die Gelehrten überwältigt und in einem neuen Sybaris die Wollust das einzige Geschäft bleibt?

Kann eine Regierung, ein Land, eine Stadt, eine hohe Schule ohne Arbeit bestehn? Kann diese Arbeit von Menschen erwartet werden, deren Seelen, mit den flatternden Bildern süßer Empfindungen ganz eingenommen, ewig nach dem Genusse lechzen?

Ist es also jetzt die Zeit, die fröhliche Welt mit reizenden Poesieen zu noch größeren Begriffen aufzufodern, die sie sich von der echten Glückseligkeit machen soll, welche man ihr im Wein, in der Liebe, in Buhlschaften, in Lustbarkeiten verspricht? Giebt man dem erhitzten Kranken im Fieber erhitzende Weine? Ist also der Gebrauch zu rühmen, den so viele muntere und fähige Köpfe von ihren Gaben machen, die nichts als ein ätherisches Öl sind, womit man das Feuer der herrschenden Leidenschaft zur heftigsten Lohe bringt?

Ist es also das Murren eines Sauertopfes, wenn ich gewünscht habe, wenn ich wünsche, daß so vieler Witz, daß eine so rosichte Einbildung, daß die glühenden Farben der hellsten Malerei nicht zum allgemeinen Schaden angewendet würden; und sind die lustigen, die schalkhaften, die flüchtigen Dichter, sind ihre Bewunderer gerecht, wenn sie nicht nur frei sein wollen, zum Schaden der Sitten, zur Unterdrückung nötigerer Pflichten reizend und verführerisch zu dichten; wenn sie sogar diejenigen verfolgen, die noch einigen Ernst bei der Poesie beibehalten und dieselbe zu ihrer großen Bestimmung, zur Aufmunterung zurückführen wollen, am Glücke der Welt durch die Tugend zu arbeiten?

Usong.

Erstes Buch.

Zweimal hatten sich die Geschlechter der Menschen erneuert, seitdem der kaiserliche Stamm der Iwen von dem Throne in China war verdrungen worden. Die Enkel des vergötterten Oguz und des mächtigen Tschengis waren in ihre ehemalige Mittelmäßigkeit zurückgesunken. Sie waren zahlreich, und ein jeder Fürst lebte mit seiner Horde von der Viehzucht und von der Jagd. Die Reichtümer von China, die kostbaren Feierkleider, der Palankine Pracht, das Gefolg unzählbarer Mandarine, der Glanz des Thrones war verschwunden, und ein von einem reißenden Tiere erfochtener Pelz war der Putz der Nachkommen des Besitzers der Welt

Einer von ihnen, ein Haupt des ältesten Zweiges des großen Kublai, der kühne Timurtasch, spannte im Winter seine Zelten an dem westlichen Ufer des Kokonors auf. Seine zahlreichen Herden bedeckten ein breites Gefilde, und seine getreuen Unterthanen lebten unter ihm in Vertraulichkeit und innerlichem Frieden. Im Sommer zog er sich nach und nach in die Ulanischen Gebirge, wo Schatten und Weide für seine Pferde und sein Vieh waren. Timurtasch erinnerte sich, daß er ein Abkömmling der Iwen war, die durch ihre Abhängigkeit an die Bonzen geschwächt und durch einen Bonzenknecht, den glücklichen Hungwu, vom Throne gestürzt worden waren: in seinem Herzen wallete ein unversöhnlicher Haß gegen die Priester, deren Aberglauben die männlichen Tugenden der Tschengiden erweicht, und deren Eigennutz den Fürsten zu den Wollüsten verleitet hatte. Timurtasch konnte auch dem Ge-

Anm. Wir geben von diesem Roman Hallers ein Bruchstück als Probe seiner Prosa.
15. Kokonors, ein großer See in der Mongaley, westwärts von Schensi. H — 20. Iwen, s. die allgemeine Weltgeschichte, u. s. w. H

schlechte des Ming nicht verzeihen, daß die Enkel eines verächtlichen Pfaffendieners auf dem schönsten Throne der Welt sitzen und alle die Vorzüge eines Sohnes des Himmels genießen sollten, die er für sein Erbe ansah.

So schwach die Zahl seiner Mongalen war, so übte dennoch Timurtasch begierig die Rache aus, die er für seine Pflicht hielt. Er bekriegte gegen Westen unaufhörlich den vergötterten Priester, der sich zu Lassa anbeten läßt: und nach Osten streifte er in die benachbarten Provinzen von China. Die unversöhnlichen Kriege, die er wider die Feinde seiner Voreltern führte, gewöhnten seine Horden zu den Waffen; sie wurden die tapfersten unter allen den Stämmen, die den Enkeln des Tschengis gehorchten. Der Sieg belohnte ihren Mut, sie waren allen ihren Nachbarn fürchterlich, und die Zuversicht, die sie zu sich selber gefaßt hatten, machte sie fast unüberwindlich.

Einmal hatte Timurtasch einen Einfall gegen Westen gethan; er war mit einer auserlesenen Reiterei bis an den See Zila gekommen: als er von einem sanften Hügel ein großes Begleit von Tibetern herunterkommen sah, das mit einer in diesen Wüsten ungewöhnlichen Pracht gegen Lassa seinen Weg nahm. Auf einen Elefanten war ein glänzender Thron gesetzt, und mit seidenen Vorhängen war die Person bedeckt, die diesen königlichen Sitz einnahm. Eine Anzahl bemalter Wagen schien mit Frauenzimmern besetzt zu sein; andere Fuhrwerke führten Kostbarkeiten und fürstliches Geräte; viele Fahnen zierten diesen Aufzug, und selbst die Gewaffneten, die ihn bedeckten, waren weit kostbarer bekleidet, als sonst die Unterthanen des Dalai Lama sind.

Wie ein Falk, der auf den erschrockenen Reiger stößt, stürzte Timurtasch unter die Völker des Priesters. Sie flohen und hinterließen die unschätzbare Beute dem Überwinder.

Der Fürst näherte sich dem Elefanten, begierig seine Beute näher zu kennen. Die Vorhänge wurden geöffnet; eine Schöne im königlichen Schmucke zeigte sich und rief in einer unbekannten Sprache den Sieger um Verschonung an. Timurtasch hatte nie geliebt, er hatte auch unter seinen mongalischen Frauen keine Gestalt gesehen, die ihn hätte reizen können. Die gefangene Fürstin war von einer Schönheit, dagegen alles ungestalt schien, was Timurtasch gesehen hatte. Sie hatte die schlanke Gestalt, die erhabenen Augenbraunen, die großen und funkelnden Augen und

die edlen Züge einer Einwohnerin von Kaschmir: sie war aber eben so sehr über die Schönen ihres Landes durch ihre eigenen Reize erhoben, als sie es durch die Geburt war; denn sie war eine Tochter des Königes dieses glücklichen Landes, die man Dalai Lama, einem neulich vergötterten Jünglinge, als Braut zuführte.

Timurtasch fühlte Bewegungen im Herzen, die ihm neu waren. Sein Herz hatte nichts empfunden, als das Wallen eines Siegers und das rohe Vergnügen, das eine gesättigte Rache giebt. Auf einmal fühlte er, daß größere Vergnügungen sein konnten; er hoffete nunmehr von der Liebe unendlich mehr Glückseligkeit, als er vom Ruhme und von der Rache genossen hatte. Er begegnete der Fürstin mit der Höflichkeit, die aus dem Herzen quillt, und die an keine Sitten und an keine Gewohnheiten gebunden ist. Seine Augen und seine Gebärden sagten ihr, sie habe nichts von ihm zu besorgen und würde bei den Mongalen eben die Verehrung antreffen, die sie in Lassa hätte hoffen können. Er entließ den größten Teil ihres Gefolges und nahm nur diejenigen von ihren Frauen mit sich, die die Fürstin selber wählte. Er brachte sie auf ein flüchtiges Pferd und eilte mit ihr dem Gebirge zu.

Die ganze Horde betete den siegreichen Timurtasch an, und jedermann bestrebte sich, der schönen Gefangenen seine Ehrerbietung zu beweisen, da des Fürsten Liebe für dieselbe kein Geheimnis war. Sie lernte die Sprache der Mongalen von ihrem Liebhaber; er war noch jung, und obwohl seine Züge die Kennzeichen eines Mongalen trugen, so gab doch seine muntere Seele seiner ganzen Person ein Leben und eine Würde. Die Fürstinnen im Morgenland sind gewohnt, sich demjenigen zu ergeben, dem sie das Schicksal zuführt; sie sind niemals in den Umständen, daß sie Vergleichungen anstellen und eine Wahl sich erlauben können. Scheheristani, so hieß die Königstochter von Kaschmir, ließ sich die ungekünstelten Liebesbezeugungen ihres Siegers gefallen und wurde seine Gemahlin.

Timurtasch hatte nunmehr die Tibeter aufs heftigste beleidiget; er verdoppelte seine Einfälle wider ein Volk, von dem er die

4 f. Der Dalai Lama ist noch zu unseren Zeiten ein vergötterter Mensch. Die Lama, oder die Priester der Tanguter und Tibeter, lehren das Volk, der Fo beseele den Dalai Lama; wann der vermeinte Gott stirbt, so wird ein Jüngling, der dem Verstorbenen ähnlich ist, zur Ehre erwählt, vom Fo besessen zu werden. Einem solchen Jünglinge führte man die Fürstin von Kaschmir zu: denn in Ansehung der Lüste der Sinne ist er ein Mensch. H

bitterste Rache zu befürchten hatte, und sein ganzes Leben war eine Reihe kleiner Siege. Seine schöne Gemahlin kam mit einem Fürsten nieder, der ihr Ebenbild war. Er hatte nichts vom Mongalen, als die dauerhafte Stärke eines unermüdlichen Leibes: sonst war sein Wuchs ungewöhnlich und zog ihm den Namen des Langen zu; seine Augen, seine Züge, seine Farbe glichen seiner liebenswürdigen Mutter, und der Adel seiner Seele leuchtete aus seiner ganzen Bildung und aus allen seinen Gebärden hervor.

Sein Vater zog ihn selbst zu den Übungen eines scythischen Fürsten. Niemand unter den Mongalen schoß gewisser, niemand zähmte ein feuriges Pferd mit mehrerm Mute, niemand rang mit größerer Geschicklichkeit, und niemand widerstund den kühlen Wellen des Kokonors im Schwimmen beständiger. Er folgte mit Entzücken seinem Vater, wenn er den fürchterlichen Tiger im Dickicht reizte, und sein ganzes Herz wallete, wann die Lanze des Timurtaschs dem Ungeheuer durchs Herz drang. Usong, so hieß der junge Sohn der Scheheristani, gewöhnte den Schongar zum Raube, er dauerte in seiner ersten Jugend auf der Jagd unermüdet aus und lachte der Gefahr und der Mühe entgegen.

Timurtasch hatte unter seinen Angehörigen noch einige Enkel der getreuen Chinesen, die der unrechtmäßigen Gewalt des Ming sich nicht hatten unterwerfen wollen, und die lieber im Unglücke die Gefährten der flüchtigen Jwen geblieben waren. Ein weiser Mann aus diesem Geschlechte, der des Kongfuzee Lehren ebensowohl ausübte, als wohl er sie im Gedächtnisse besaß, wurde gewählt, das Gemüt des jungen Fürsten zu bilden. Begierig sog Usong die Lehren ein, die mit seinen edlen Neigungen übereinkamen: er fand in seiner Natur selbst, daß gerecht, daß gütig, daß großmütig sein denjenigen glücklich machte, der es wäre. Sein Herz brannte nach dem edelsten Ruhme, der beste, der weiseste, der rechtschaffenste unter denjenigen zu sein, die man mit ihm auferzog. Er fiel mit eben der Lust auf die Auszierung seiner Seele, die ihn zu den Übungen des Leibes antrieb. Er las einen Teil des Schukings und schrieb die zierlichsten Züge. Sein Herz war groß genug, die Tugenden und die Vorzüge verschiedener Zeiten und verschiedener Völker zu fassen.

5 f. des Langen, Hassan al Tawil. H — 17. Schongar, ein nordischer hochgeschätzter Geierfalk. H — 24. Kongfuzee, Confucius. H — 34. Schuking ist eines der kanonischen Bücher der Chinesen, worin die weisen Räte der alten Kaiser und ihrer Minister von Confucius verzeichnet worden sind. H

Unter den Aufmunterungen seiner bewundernden Eltern war Usong nunmehr vierzehnjährig worden: aber seine Kräfte waren zu einer mehrern Reifigkeit gekommen, als sein Alter zu gestatten schien. Er glühte vor Begierde, in einem wahren Kriege Ruhm und Erfahrenheit zu erwerben, und dennoch hatte er keine Hoffnung, die Erlaubnis dazu von seinem liebenden Vater zu erlangen. Seine Mongalen bereiteten sich eben damals zu einem Einfalle in Schensi: die auserlesenste Mannschaft rüstete sich zu diesem Feldzuge wider die alten Feinde der Tschengiden. Usong entschloß sich heimlich diesem Streife beizuwohnen. Er versah sich mit Pferd und Waffen und einer verstellenden Kleidung, und nahm niemand mit, als seinen vertrauten Scherin, der an Tugenden und Leibesstärke ihm ähnlicher, als sonst kein Mongale, aber etwas älter war. Er gab eine Jagd nach einem Gefilde vor, das von dem Wege nach Schensi am entlegensten war. Er nahm die Zeit in acht, da die nach China bestimmten Mongalen eine Tagreise von den Zelten seines Vaters lagen, und ereilte sie auf dem Wege. Sie nahmen ihn als einen von einer freundschaftlichen Horde ihnen zugezogenen Mongalen an, und der Zug ging vor sich, dieweil der bekümmerte Timurtasch in allen westlichen Gegenden den vermißten Sohn ängstlich suchen ließ.

Die Scythen schwammen durch den gelben Fluß und vermieden die große Mauer. Sie streiften durch die Wohnsitze eines reichen und in Sicherheit seinem Gewerbe nachgehenden Volkes und sammelten eine unermeßliche Beute. Aber ein rächender Feind wartete auf sie.

Liewang war Zongtu in Setschuen und Schensi, ein weiser und gerechter Herr, der mit den Vorzügen des Herzens alle Gaben des Verstandes vereinigte: ein würdiger Urenkel des Kongfuzee. Er unterstund sich nicht, der ersten Wut der Mongalen sich entgegenzusetzen. Aber er erwartete ihren Rückzug, wann sie mit einem beschwerenden Gepäcke, in der größten Sicherheit, und mit der Nachlässigkeit, die die Folge derselben ist, wieder nach ihren Wüsten zurückkehren würden. Er wählte ein enges Thal, zwischen waldichten Hügeln, durch welches der Weg die Scythen führte. Er bot die geübtesten von seinen Kriegsleuten auf, die in dieser bergichten Provinz herzhafter als im südlichen China sind: er nahm eine Menge von denjenigen Kriegern mit sich, die aus eisernen Röhren bleierne Kugeln durch die Gewalt eines entzündeten Staubes

trieben, ein Gewehr, das weit tödlicher verwundete, als die Pfeile der Scythen, das die Mongalen nicht kannten, und dem sie nichts gleich Mörderisches entgegenzusetzen hatten. Er führte auch große metallene Röhren mit sich, die von Pferden fortgebracht wurden und schwere steinerne Kugeln mit einer Gewalt von sich schleuderten, welcher keine Mauer widerstehen konnte, und die unter einer gedrungenen Schaar eine zernichtende Zerstörung anrichteten.

Die ihren Feind verachtenden Mongalen kamen ohne Sorge in das unglückliche Thal, wo ihr Untergang ihnen zubereitet war. Sie durchzogen es langsam, wegen der Menge der Gefangenen und des reichen Gepäckes, womit ihr Zug beschweret war. Plötzlich ertönete das Gebirge vom Knallen der tödlichen Feuerröhre; der Tod regnete auf die tapfern Scythen von den Hügeln und aus dem Gebüsche herab; sie genossen nicht einmal den Trost ihren Feind zu sehen und fechtend zu sterben. Usong, den sein ungeübter Mut, aus einem angebornen Triebe, an die gefährlichste Stelle und an die Hinterhut geführet hatte, ermunterte die nächsten seiner Freunde. Eilt, rief er, aus dem Thale des Mordes zurück und fallt dem Feinde in den Rücken. Eine geringe Anzahl der kühnsten folgten ihm, und er stieß auf die Leibwache des Zongtu. Der junge Held öffnete sich den Weg mit dem Säbel und drang auf den vergüldeten Drachen, das Zeichen der obersten Macht des Unterköniges; er schmeichelte ihm selber mit der Hoffnung, den Feldherrn selbst zu stürzen und sich den Weg zum Rückzuge über die erlegten Feinde zu bahnen. Aber die Zahl der kühnen Folger des Fürsten war zu gering, sie wurden umringt, ein Teil fand an den Spießen der Chinesen den Tod, und die übrigen wurden entwaffnet.

Usong war dem Zongtu so nahe gekommen, daß dieser Unterkönig seine Gesichtszüge erkennen konnte. Liewang sah ihn für einen aus dem entfernten Westen entsprungenen Fremden an und konnte sich nicht enthalten, seine Bildung zu bewundern. Er befahl, den schönen Jüngling gefangen zu nehmen, und der Befehl wurde leicht erfüllt, da Usong unter sein erlegtes Pferd zu fallen gekommen war. Man brachte ihn und seinen Freund mit andern Gefangenen nach der Hauptstadt in Schensi, dem unermeßlichen Singan, das dem kaiserlichen Sitze zu Pecking an der Größe nicht weicht. Liewang wurde als der Erretter des Landes empfangen, und das Volk, das so viele Tugenden an ihm bewundert hatte,

fand nunmehr an seiner sieghaften Klugheit im Kriege neue Gründe, ihn zu verehren.

Der Lärm der Geschäfte hatte den Unterkönig gehindert, den gefangenen Fremdling zu sprechen; nur hatte er ihn befragen lassen, wie sein Vaterland hieße, und warum er in das friedliche Reich eingefallen wäre? Usong kannte die mißtrauischen Gesetze von China; sich für einen Iwen erkennen zu lassen, war ein wider ihn ausgesprochenes Todesurteil. Er ließ also den Unterkönig in seinem Irrtum, und man hielt ihn für einen Mongalen, von einer weit entlegenen und besser gebildeten Horde. Man wies ihm seinen Aufenthalt bei dem Gärtner des Palastes an, wo er zugleich die fremden und seltenen Tiere zu besorgen hatte, die der Unterkönig vornehmlich zum Zeitvertreibe seiner Tochter hielt.

Liosua war zehn Jahr alt, die einzige Tochter und die einzige Lust des weisen Vaters. Sie hatte ihre Mutter, eine Fürstin aus dem kaiserlichen Stamme der Ming, sehr früh verloren. Liewang vereinigte nunmehr alle die Zärtlichkeit seines Herzens in der Liebe dieses angenehmen Kindes. Ihre Bildung war außerordentlich schön, aber das Gemüt erfüllte alle Wünsche des kennenden Vaters. Mildigkeit, Großmut und kindliche Liebe waren mit dem schärfesten Witze und mit den lebhaftesten Gaben des Verstandes begleitet. Sie übte sich in den Wissenschaften des Reiches und füllete ihr Gedächtnis mit den Lehren der alten Weisen an, der Halbgötter, die zuerst unter den Menschen Ordnung und Gesetze erfunden hatten.

Die Flüchtlinge der geschlagenen Mongalen kamen indessen traurig zu dem Ulanischen Gebirge zurück, und aus der Beschreibung des verlornen Jünglings mußte Timurtasch die unglückliche Gewißheit abnehmen, daß auch sein edler Sohn das Leben eingebüßet habe. Usong wußte kein Mittel, seinen Eltern seine Erhaltung einzuberichten: die Bekanntschaft mit einem Erben der Iwen wäre für ihn und selbst für den Boten tödlich gewesen. Der junge Fürst zwang sich unter sein Schicksal. Die angeborne Munterkeit seines Gemüts machte ihm den niedrigen Zustand erträglich, und seine Neugierigkeit fand eine angenehme Nahrung an den Blumen und an den Tieren, die er zu warten hatte. Er blieb aber nicht lang in dieser demütigenden Beschäftigung.

23. Yao, Schung-Yu, Wuwang, Wenwang. H

Des Unterkönigs Palast hatte hinter sich weit ausgedehnte Gärten liegen. Aus einem nahen Hügel quollen häufige Wasser, die bald in Teiche gesammelt, seltenen Fischen oder schön gefiederten Wasservögeln zum Aufenthalte dieneten, und bald als schlänglichte Ströme durch die Waldung schlichen, die aus einer Verschiedenheit von Bäumen bald einzeln, bald in kleinen Klumpen, bald auch in Reihen gepflanzet waren. Ein Thal, umringt mit bewachsenen Hügeln, wurde von einem reinen Bache durchflossen und endigte sich durch einen Felsen, den aber auch die Kunst aufgeführt hatte, und wodurch ein heimlicher Gang, gekrümmt, zu einem zweiten Garten führte. Diesen beschloß ein Gebüsch, das unzugänglich schien und dennoch einem Fußsteige offen war, der nach einem Tempel auf dem Hügel leitete.

Liosua hatte in dem nächsten Garten bei ihren Zimmern Goldfische, die sie aus ihrer Hand die Speise holen gelehrt hatte; ihre unschuldige Jugend fand ein Vergnügen, auch stumme Geschöpfe glücklich zu machen, die nicht danken konnten. Sie beschäftigte sich eben mit diesem Spiele ihrer Mildheit, als sie sich etwas zu niedrig bog; das Fräulein stürzte in den Teich und wurde plötzlich vom Wasser verschlungen. Ihre Frauen schrien und eilten, wie die verstümmelten Füße es dem chinesischen Frauenzimmer zuließen, dem unglücklichen Teiche zu; sie wären aber zu spät gekommen, wenn Usong nicht eiliger gewesen wäre.

Ihm und allem, was nicht weiblich war, war der Garten freilich verboten, der zu des Fräuleins Vergnügen war auserlesen worden. Aber in einem nahen Gebüsche war er eben beschäftigt, ein entkommenes Goldhuhn zu fangen, dessen glühende Farben es unter dem Laube verrieten, als er das Geschrei der ohnmächtigen Weiber vernahm. Sein Feuer ließ ihm keine Überlegung zu: er schwang sich über das Gitterwerk, warf sich in den Teich, und in einem Augenblicke war er mit der geretteten Fürstin am Lande.

Sie war ohne Empfindung, und er mußte sie umfassen, um sie in die Höhe zu heben. Er sah ihre schmachtenden halbgeschlossenen Augen und eine unnachahmliche Anmut auf dem selbst im Schrecken milden Angesichte. Sie holte endlich einen Seufzer, indem er sie zu ermuntern suchte, und blickte ihren Retter mit einer Freundlichkeit an, in welche sich eine zärtliche Schattierung

2 ff. So sind die Gärten und Paläste in China beschaffen. H

von Schamhaftigkeit mischte und die blassen Wangen mit einer schwachen Rosenfarbe übergoß. Usong übergab sie den frohlockenden Wärterinnen und entfernte sich aufs eiligste, denn er kannte die Sitten des Reichs und die strenge Eifersucht, mit welcher die Gesetze über die Zucht des Frauenzimmers wachen.

Man brachte das Fräulein in ihr Zimmer und in die Arme des liebenden Vaters. Liewang war ein Verehrer der Sitten, aber seine Seele war zu groß, als daß er die Übertretung derselben an einem Fremden hätte rächen sollen, der sich in die offenbarste Gefahr gestürzet hatte, dasjenige zu retten, was dem Unterkönige das Leben erträglich machte. Er ließ den Usong rufen. Junger Fremdling, sagte er, ich bin dir unendlich viel schuldig, wie kann ich dich belohnen?

Usong sah den Unterkönig mit dem edlen Anstand an, den eine erhabenere Geburt ihm gab, und bedachte sich einen Augenblick. Seinem lebhaften Gemüte stellte sich zugleich die Freiheit und das Vergnügen seiner Eltern, aber auch der Vorteil dar, in der Weisheit der Chinesen sich ausbilden zu lassen. Heimlich mischte sich auch das anmutvolle Bild der jungen Fürstin in seinen Entschluß und gab den Ausschlag. Ehrwürdiger Herr, sagte er, ich bin ein Fremdling, ich kenne etwas von der Weisheit des Landes: aber ich bin jung, gönne mir, daß ich mich in den Gesetzen, in den Gebräuchen und den Wissenschaften eines Reiches unterweisen lasse, das seit den ersten Zeiten der Mittelpunkt der Ordnung und der öffentlichen Glückseligkeit ist.

Es war dem edlen Jünglinge nicht entgangen, wie viele Vorzüge das reiche, das bevölkerte, das angebaute, das gelehrte, das weise China vor seinem verwilderten Vaterlande hatte. Er begriff, daß die Gemüter seiner Mongalen noch unverdorben und ebenso unschuldig waren, als die Hand der Natur sie erschaffen hatte: er sah ein, daß bloß der Mangel an Einrichtungen und an Wissenschaften sie zu Barbaren machte, und daß sie alle Anlagen zu einem glücklichen Volke hätten, wenn ein Gesetzgeber das viele Gute anzuwenden wüßte, das in diesen rohen Edelsteinen verborgen lag. Und dieser Gutthäter meines Volks kann ich sein, sagte sein Herz, nicht mit Worten, aber mit der lebhaftesten Empfindung, die ohne Zeitfolge und ohne Worte die Sprache des Herzens ist.

Junger Fremdling, sagte der Unterkönig, du verlangest nach

Weisheit, du sollst sie erlangen; du bist frei, und ich werde sorgen, daß du unterrichtet werdest.

Die Freigebigkeit des Unterkönigs erstreckte sich auch auf den getreuen Scherin; er erhielt seine Freiheit: auf daß dem beliebten Usong kein Wunsch übrig bleiben möchte. Dieser junge Fürst befliß sich unter den vortrefflichen Meistern, die ihm der Zongtu gab, die Weisheit der alten Herrscher von China sich nützlich zu machen; er fand in der Billigkeit dieser Fürsten, in ihrer Bemühung ihres Volkes Glück zu bewirken, in ihrer Entfernung von allem Eigennutze, in ihrem Geiste der Ordnung einen Reiz, der sein Herz erhöhete. So hätte ich gedacht, das hätte ich gethan, sagte Usong zu sich selber, ihn dünkte, nichts wäre schwer, was gut wäre. Er kannte die Schwierigkeit noch nicht, die ein Menschenfreund findet, wenn er Gutes thun will.

Ob ihn wohl die Sitten der Chinesen abhielten, die liebenswürdige Liosua zu sehen: so war sie doch die angenehmste Beschäftigung seines Herzens. Er fand tausend Mittel eine Art eines Zuganges zu ihr sich zu öffnen; und da alle ihre Dienerinnen in ihm den Retter einer angebeteten Fürstin liebten: so erleichterten sie willig seine Absichten. Bald fand er seltene Blumen in den Gebirgen und blühende Nipponische Bäume in den Gärten der Großen und ließ sie der Fräulein zubringen; bald waren es die farbenreichsten Vögel, deren Fang einen Teil seiner scythischen Auferziehung ausgemacht hatte; bald neue Gedichte, die er bei seinen Meistern abschrieb. Er vernahm ihren Geburtstag, der im Palast ein Fest war, und heftete heimlich an eine Spitzsäule in dem Garten des Fräuleins einige Verse an, worin er das Glück der Ming beneidete, unter denen der Phönix geboren wäre. Das Fräulein lächelte und nahm, was von Usong kam, mit einer jugendlichen Unschuld freundschaftlich an.

Dennoch vergaß er nicht, daß er ein Fürst und geboren war, für sein Volk zu sorgen. Er versäumte die Verhörstunden des Unterkönigs niemals: er bewunderte, wie die erfahrne Weisheit in den Rechtssachen den Knoten im Augenblick auflösete, der die Wahrheit umschlang, und den Schlüssel ausfindig machte, der aus dem Labyrinthe führte. Er sah mit Vergnügen die Anstalten, mit

28. Ming, der Kaiserstamm der Enkel des Tschengis hieß Jwen, das Haus des Hongwu, das bis zum itzigen Kaisertume herrschte, hieß Ming. Die Chinesen haben auch ihren fabelhaften Fonghoang, einen Phönix, von dem sie glauben, er zeige sich nur unter den glückhaftigen Beherrschern des Reiches. H

welchen Liewang dem Mangel wehrte: er erkannte die Klugheit, mit welcher er die Rechte des Ackermanns in einem Gleichgewichte gegen den Vorteil des Bürgers hielt und sowohl den Schweiß des Bauern zu belohnen, als dem armen Handwerksmanne die Notdurft des Lebens in einem billigen Preise zu verschaffen wußte. Usong fühlte, daß er diese edelste der Schulen nicht immer genießen würde, und eilte, sich mit dem Lichte aufzuklären, das die Einsicht des Unterkönigs von sich gab.

Aber der Fürst war zu jung und zu feurig, als daß seine Liebe lang hätte verschwiegen bleiben können. Er hatte zwei Jahre zu Singan zugebracht, als endlich sein beständiges Bestreben, dem Fräulein gefällig zu werden, den ernsthaftern unter ihren Frauen zu mißfallen anfing. Schon hatte er sich unterwunden, den eigenen Garten zu betreten, in welchem die Fürstin sich erlustigte, und der für ihn ein verbotenes Heiligtum war. Er erfand immer neue Anlässe, die seine Freiheit entschuldigen konnten. Unter den Blumen, die er ihr zutragen ließ, waren öfters Verse verborgen, deren allgemeine Ausdrücke doch allemal Zeichen behielten, die nur der jungen Schönheit sich zueignen ließen, die er verehrete. Er ließ Zeugnisse seiner Liebe im hellesten Feuer brennen; er weihete selbst die Stellen, die Liosua berührte, mit zärtlichen Sinnbildern ein.

Endlich hielten sich die Frauen verpflichtet, die Unbedachtsamkeit des Fremdlings dem Unterkönige anzuzeigen. Der weise Herr erwog, was die Sitten des Reichs und seine Ehre erforderten, und dann, was Usongs liebenswürdige Eigenschaften und glückliche Dienste dagegen vermögen sollten. Er ließ den Sohn des Timurtasch vor sich fordern und sagte zu ihm: Jüngling, der Sohn der Schlange bewarb sich um die Tochter des Drachen; aber der Drache fragte ihn, wo sind deine Flügel? In dem Herzen des Fürsten hob sich auf einmal das Angedenken des Oguz und des Tschengis, die Herrlichkeit des Kublai und die ganze Größe seines Geschlechts empor; er antwortete mit gesetztem Anstande: der Sohn der Schlange hatte Flügel, aber man sah sie nicht. Diese Antwort mißfiel dem ernsthaften Herrn. Wenn der Fremdling deutlicher unterrichtet werden muß, so wird er sich erinnern, daß die Tochter der durchlauchtigen Ming nicht geboren ist, unter einem scythischen Zelte zu wohnen. Usong wird sein Vergehen einsehen

31. Kublai, des ersten chinesischen Kaisers vom Stamme Iwen. H

und nicht, da er die Gesetze und die Sitten des Reiches zu lernen hier wohnet, durch unerlaubte Triebe sich des Mittels berauben, weiser zu werden. Hastig fuhr der Jüngling bei diesem Verweise auf; er riß seine Oberkleider entzwei und zeigte dem Unterkönig den gelben Gürtel, das Wahrzeichen des kaiserlichen Geblütes, das er niemals abgelegt hatte. Er stund in der Majestät eines beleidigten Kaisersohnes da. Der Sohn der Jwen, der Enkel des Tschengis darf keine Vergleichung mit den Ming befürchten. Nun schicke mich zum Tode hin, denn deine Verachtung ist bitterer für mich.

Liewang liebte den Jüngling; er erschrak über die gefährliche Erklärung und wollte keinen übereilten Entschluß fassen. Er ließ den von Zorn errötenden Usong in ein Zimmer führen und ohne Beleidigung sorgfältig verwahren. Am folgenden Tage rief er den Fürsten wieder vor sich und sagte zu ihm mit dem gesetzten Wesen, das der größte Vorzug der chinesischen Staatsbedienten ist und sonst wohl oft die Weisheit selber bei ihnen ersetzen muß: der fremde Jüngling kann im Reiche nicht mehr leben, ihn beschützen wäre eine Untreu, die ich am Sohne des Himmels begehen würde. Auch in sein Vaterland zurückzukehren kann ihm nicht erlaubt werden. Die Jwen sind vom Verhängnisse zum Untergange bestimmt. Wenn aber der Fremdling in einem entfernten Lande, am äußersten Ende der Welt, sein Leben zuzubringen sich verpflichten wird, so kann vielleicht der Samen der Weisheit bei ihm zur Reife gelangen und bei einem andern Volke Früchte tragen.

Usong antwortete mit der Größe eines wahren Tschengiden: Dasjenige Land wird mir am liebsten sein, das am entferntesten vom Throne der Ming ist.

Liewang ließ den Jüngling von sich; er schrieb unverzüglich an den Unterkönig von Quangtscheu: „ein Fremder würde aus wichtigen Ursachen aus dem Reiche verbannet; weil aber derselbe Zeichen der Tugend von sich gegeben hätte, so wäre der Zongtu vom Liewang gebeten, diesen Fremdling auf einem nach den entferntesten Abendländern abgehenden Schiffe wegbringen zu lassen: doch möchte er ihm dasjenige mitgeben, was Liewang ihm zu den Notdürftigkeiten des Lebens abfolgen ließe."

19. Sohn des Himmels, der Kaiser. H — 31. Quangtscheu, das Kanton der Europäer. H— 33. Zongtu, Unterkönig zweier Provinzen. H

Usong sah sich nunmehr gezwungen, die geliebte Liosua ewig zu meiden; jung, wie er war, konnte er sich nicht enthalten zu versuchen, den letzten Abschied von ihr zu nehmen. Er und sein Freund Scherin späheten alle Augenblicke aus, in welchen die junge Schöne in den Gärten sich befinden würde, und es gelang dem Usong, eben bei dem Teiche, aus welchem er sie gerettet hatte, unvermutet vor ihre Füße sich zu werfen. Tochter des Himmels, sagte er, Usongs Tugend und nicht seine Abkunft war deiner nicht würdig. Warum habe ich nicht die Vorzüge eines Schung! Warum kann ich nicht hoffen, der Sohn eines neuen Yu zu werden! Er schwieg, und Thränen stiegen das erstemal in seine glühenden Augen.

Die gerührte Liosua erinnerte sich, was die Strenge der Sitten erforderte, sie entfernte sich und sagte im Gehen: Usong ist ein Fremdling und kennt unsre Gebräuche nicht, man muß ihm verzeihen. Da sie aber langsam sich ihren Frauen näherte, konnte sie sich der Wehmut nicht erwehren, da sie sich von einem liebenswürdigen Fürsten trennen sollte, der an eben dem Orte, mit der Gefahr seines eigenen Lebens, das ihrige gerettet hatte. Sie sah sich noch einmal nach ihm um, ihre Augen sagten ihm, mit einem sittsamen Schmachten, aufs deutlichste, sie verlöre ihn nicht gern.

Usong verstand die Sprache; das Herz lernt sie von der Natur; er sprang auf und eilte halb entzückt und halb verzweifelnd ins Gebüsch.

Der Tag kam, da er mit dem getreuen Scherin verreisen mußte. Er fand in Quangtscheu Reichtümer an Golde, an seidenen Zeugen und an allen den Werken der in China so arbeitsamen Künste. Auch der Schuking und die geheiligten fünf Bücher der alten Weisen waren unter den Geschenken des Liewangs, und in einem derselben fand er einen Brief von dem Unterkönige.

Nun ich des edlen Usongs Angesicht nicht mehr sehen werde: so ermahne ich ihn, wie ein Vater einen auf ewig sich entfernenden Sohn ermahnet, die Weisheit und die Tugend unverrückt zu lieben. Usong hat Gaben, die ihn zum nützlichen Fürsten machen können: wird er diese Kräfte anwenden, so kann er vom Himmel hoffen, ein Werkzeug der Güte desselben zu werden.

7 f. Tochter des Himmels, als eine Enkelin der Söhne des Himmels, der Kaiser. H — 11. In der zweiten Dynastie nahm Yu den Schung wegen seiner Tugend zum Schwiegersohn und zum Thronfolger an. H

Usong küßte dankbar und wehmütig dieses Vermächtnis eines Gutthäters, der seiner Liosua Vater war. Die Schiffahrt ging ohne Hindernisse fort, und der Kaufmann setzte ihn mit seinen Schätzen zu Atschin aus: denn weiter gingen aus dem Reiche keine Schiffe. Der junge Fürst hatte sich in der Einsamkeit des Schiffes einen Grundriß zu seinem künftigen Leben entworfen: er nahm sich vor, Länder zu besuchen, wo er sich ausbilden könnte, Reiche, wo die Weisheit blühete, und wo eine Regierung wäre, die die Unterthanen glücklich machte. Er hatte zu Singan, und noch itzt durch die Bücher der Alten und durch Liewangs glänzendes Vorbild, sich ganz mit der Begierde angefüllt, sich tüchtig zu machen, am Glücke der Menschen zu arbeiten. Ihm blieb kein andrer Trieb neben der unschuldigen Sehnsucht nach der bescheidenen tugendhaften Liosua.

Atschin stand unter einem kriegerischen und grausamen Könige. Usong hatte in China die Schonung liebgewonnen, mit welcher man, selbst wider die rächenden Gesetze, das Leben eines jeden Menschen verteidigt, so lang als er die Gesellschaft seiner Mitbürger nicht unerträglich störet. Hier sah er alle Tage auf einen bloßen Befehl des Königes, ohne Verhör, ohne Verantwortung, ohne Überführung, und oft ohne Schuld, diejenigen den Elefanten vorwerfen oder unter dem Säbel sterben, auf die der Unwillen des Herrschers gefallen war. So würde ein Tiger herrschen, sagte er, wenn der Himmel zugeben könnte, daß Tiger herrscheten. Auch fand er in einem nicht unähnlichen Lande nichts von den Zieraten von China, keine durch die Hand des Fleißes zubereitete Gräben zur innern Schiffahrt, keine stufenweise eingeteilte und bebaute Berge, keine den Reichtum der Einwohner verratende Gebäude, keine Schulen der Gelehrten, und nichts als Wälder oder Hütten, worin Sklaven sich schmiegten.

Bei dem chinesischen Kaufmanne, in dessen Haus ihn der Befehlshaber des Schiffes aus Quangtscheu gelassen hatte, fand er einen Mollah, einen für heilig gehaltenen Hadschi, der von der Reise nach Mekka zurückgekommen war und etwas von der chinesischen Sprache verstund. Die Gestalt des jungen Fürsten sprach selbst für ihn, und sein freundschaftliches und edles Wesen gewann ihm alle Herzen. Der Mollah vernahm vom Usong, er

33. Hadschi, so heißen diejenigen, die nach Mekka die Wallfahrt verrichtet haben. H

suche ein Land, wo die Einwohner glücklich wären und wo die Tugend im Ansehen stünde. Jüngling, sagte der Mollah, alle diese Morgenländer stehen unter harten Herren und unter keinen andern Gesetzen, als unter dem Willen der Herrscher. Aber fern in Westen liegt ein Reich, Misr ist sein Namen, das mit deinem China eine Ähnlichkeit hat, aber weit kriegerischer ist. Es ist, wie Taising, mit Gräben durchschnitten; ein Fluß kömmt vom innersten Süden und füllt an einem gesetzten Tage diese Gräben und durch sie das ganze Land mit einem segnenden Wasser an, wodurch es fruchtbar wird. So weit das Auge reicht, wird Ägypten zum Garten, wo die gütige Natur mit der geringsten Hilfe dreißigfach den Samen wiederbringt. Edle Palmenbäume bekleiden seine Büsche, und eine ausgedehnte Schiffahrt füllt seine Häfen mit den Arbeiten des Morgenlandes und mit den Werken des Fleißes der künstlichen Völker, die noch weiter nach Abend liegen.

Aber Misr hat noch einen größern Vorzug: nur das Verdienst macht daselbst Fürsten, und aus den Fürsten Könige. Unter vierundzwanzig Fürsten ist das Reich eingeteilt; keiner folget seinem Vater, sie sind alle die Söhne ihrer Thaten. Einer von ihnen, dessen Vorzüge ihn zur Wahl auszeichnen, steigt auf den Thron; er ist allemal ein Fremdling und mehrenteils ein Sklave, der durch den Gehorsam, durch die Not, zur Anstrengung seiner Kräfte gezogen und durch die Geschäfte selber gebildet worden ist. Misr ist das Vaterland des Verdienstes und der Tempel der belohnten Tugend.

Usong ließ sich die Räte des Mollah gefallen. Sobald die Jahreszeit günstig war, schiffete er sich nach Dschidda ein, wodurch einige Mahometaner eine Wallfahrt nach Mekka unternahmen, und der Mollah, sein Freund, ging selbst zum zweitenmale zum Grabe seines Propheten. Die Muße einer langen Schiffahrt brachte Usong zu, die arabische Sprache sich bekannt zu machen, worin ihn der Mollah unterwies. Er las den Koran mit innigem Vergnügen. Das natürliche Licht führte ihn zu einem einigen Gott, und er fand, daß die chinesischen Weisen zu selten, zu kalt und

5. Misr, der morgenländische Namen von Ägypten. H — 22. Man hat dieses geleugnet; aber in den Zeiten Usongs, und bis zum Umsturze der Mammeluckischen Regierung, wurden allerdings lauter Sklaven auf den Thron gesetzt: auch unter den Osmannen blieb dieser Gesetz für die Beye, die Ägypten unter dem Pascha beherrschten, mehrenteils in Übung. Ali-Bey, der neuliche Soldan, ist ein Sklave gewesen. H

zu fremd von Gott sprechen. Der Tien, sagte Usong, ist der Schutzgott des Reiches und des Kaisers: aber hier finde ich einen Gott, der mein Gott und eines jeden Menschen Gott ist. Nur die Wunder, davon Usong in China auch nicht den Namen gehört hatte, und die, in dem Glauben der Bonzen eingewoben, die Abscheu der Weisen waren, verstatteten ihm nicht, dem Koran einen völligen Glauben zu geben.

Zu Dschidda trennte sich Usong von seinem mahometanischen Freunde, dem Mollah, und fand ein Fahrzeug, das ihn zu Suez aussetzte. In Alkähirah kam er eben zu der Zeit an, da der Soldan mit aller der Pracht eines reichen Königes den Befehl erteilte, den Kanal zu öffnen, der das Wasser vom Nil einläßt. Die Fürsten des Reiches und die Befehlshaber der zirkassischen Krieger erschienen in den kostbarsten Kleidungen und auf den edelsten arabischen Pferden. Ganz Ägypten beging sein größtes Freudenfest, und die allgemeine Wonne drückte sich in tausend Spielen aus. Usong selbst fand etwas Prächtiges in dem Befehle, den ein Mensch gab, daß ein Reich fruchtbar werden sollte. Er glaubte einen Augenblick an alle die Vorzüge, die der Mollah Ägypten zugeschrieben hatte.

Aber, als er das verworrene, das unreinliche Alkähirah sah: wie er die in Ägypten herrschende Unordnung mit der genauen Polizei der Chinesen verglich: wie er den Übermut der zirkassischen Kriegsleute gewahr wurde, die das übrige Volk wie Sklaven hielten: wie so viele Aufläufe unter den herrschenden Mammelucken selber entstanden, und wie bald dieser und bald jener Bey von seinen Gegnern überfallen und getötet wurde: wie Usong erfahren mußte, daß der Diebstahl die allgemeine Gewohnheit der Einwohner war, und daß anstatt der Gesetze nur der Wille der Mächtigen herrschte; so wurde seine Seele mit Unmut gerührt. Sollte denn Weisheit und Tugend allein in China, dem Reiche der Ming, gefunden werden, sagte er und seufzete!

Er fand auch bald bei seinem Aufenthalte in Misr, daß nicht der Verdienst, sondern die Gewaltthätigkeit hier zum Glücke führte, und derjenige unter den Fürsten den Thron bestieg, dessen Säbel sich am grausamsten in dem Blute seiner Brüder gefärbet hatte. Usongs in der Liebe zum Rechte und Guten erzogene Seele verabscheute ein Land, wo er keines von beiden fand.

1 f. Der Kaiser allein opfert dem Tien. H — 10. Alkähirah, Kairo. H

Er machte sich indessen die Fremdlinge von allen Völkern bekannt, die die Handlung nach Ägypten rief; sein Zweck war auszuforschen, ob unter den abendländischen Reichen denn keines wäre, wo er Weisheit und Tugend anzutreffen hoffen könnte? Er fand sich in den Sälen ein, wo die Kaufleute von den entferntesten Ländern sich bei dem neuerfundenen Getränke versammelten, das als ein unschuldiges Labsal der müden Seele gesucht wurde: und daselbst geriet er in einigen Umgang mit einem Edlen aus Venedig, der mit dem Gesandten dieses Freistaates, seinem Oheim, nach Alkähirah gereiset war; sein Name war Katharin Zeno.

Usongs Wesen war einnehmend, und er reizte die Neugier selbst durch die Entfernung, aus welcher er herkam; ein Einwohner von China, für den man ihn hielt, war für einen Europäer eine nie gesehene Seltenheit.

Usong kam mit dem Zeno auf die abendländischen Staatsverfassungen zu sprechen. Kommt denn der edle Zeno nicht aus einem Lande, wo man die Wissenschaften ehret und die Würde der Sitten kennt? Aus seinem Betragen sollte man schließen, es gäbe Völker, denen der Namen der Barbaren mit Unrecht beigelegt wird, sagte der Fürst auf arabisch. Zeno lächelte: wann uns die Morgenländer für ungesittet ansehen, so erwidern wir ihnen diese Unbilligkeit mit der unsrigen. Einer von uns (Marc Pol) hat etwas von der Größe und der Weisheit von Kathai uns erzählt, aber insgemein halten sich die Europäer für einzig gesittet. Und gewiß, wann Usong die Gesetze, die Ordnung, den Gottesdienst, die Künste, die Kriegszucht zu Venedig wird gesehen haben: so wird er uns eingestehen, wir haben vor dem Volke, bei welchem wir beide jetzt leben, dennoch echte Vorzüge.

Die Vaterstadt des Zeno erweckte Usongs nachfragende Neugier, und er bezahlte seinen neuen Freund mit Nachrichten aus China. Er sah selbst aus den Waren, die aus den Schiffen dieser freien Stadt nach Alexandrien kamen, den blühenden Zustand der Künste. Die Schiffe waren besser gebaut und wurden geschickter gelenkt, als in China, und an allem Geräte erkannte man Geschmack und Erfindung. Usong entschloß sich leicht, da des Zeno Oheim eben seine Jahre geendigt hatte, mit beiden Edeln

6 f. Dem in den damaligen Zeiten eingeführten Kaffee. H

nach Venedig zu segeln. Er legte sich mit seinem gewöhnlichen Feuer auf die welsche Sprache und auf die Kenntnis der Buchstaben: eine durch viele Windstillen verlängerte Schiffahrt half ihm, sich in beiden zu üben, und zu Venedig war er bald imstande, seine Gedanken zu erklären.

Diese stolze Stadt stund damals auf dem höchsten Gipfel des Wohlstandes. Niemals hatte Tyrus eine solche Übermacht in der Handlung erworben. Unter dem Herzoge Thomas Mocenigo besaß, kurz vor des Usongs Ankunft, Venedig über dreitausend Schiffe, die mit sechsunddreißigtausend Seeleuten besetzt waren. Sein Reichtum war fast unermeßlich. Es verschickte alle Jahre Waren für den Wert von zehn Millionen Goldmünze in fremde Häfen und gewann an der bloßen Fracht zwo Millionen. Der ganze Handel von Indien ging über Alexandria nach Venedig, und die Venetianer waren die allgemeinen Kaufleute aller abendländischen Völker.

Usong erstaunte in der That, als er die hohen Türme von Venedig sich allmählich aus den Wellen erheben sah. Er hatte in China größere Städte gesehen, aber der bloße Gedanke, mitten ins Meer eine Hauptstadt, die Beherrscherin ganzer Königreiche, zu bauen, war für ihn mehr als menschlich. Er fand mehr Festigkeit in den steinernen Gebäuden, in den Tempeln mehr Pracht, reichere Zeughäuser, und einen Gottesdienst, der mehr Anstand hatte, als der kindische Götzendienst der Bonzen, und mehr Andacht zeigte, als die kalte Verehrung der Voreltern.

Nichts bestürzte aber den jungen Usong mehr, als die Staatsverfassung. Der Begriff eines Freistaates war im despotischen China noch nicht entstanden. Man glaubte viele Götter, aber stellte sich nur einen König als möglich vor. Daß aber Edle mit gleicher Gewalt nebeneinander herrschen und der Größte auch vom Geringsten abhangen könnte, kam dem Usong wie eine Erscheinung aus dem Reiche der Geister und als eine Nachricht aus einer andern Erdkugel vor. Seine Erstaunung vermehrte sich, da er vernahm, in den Abendländern wären ehmals alle Völker frei gewesen und durch ihre eigenen, von ihnen selbst gewählten Obrigkeiten beherrschet worden. Er konnte den Grund nicht einsehen, warum eben in diesen Ländern eine der übrigen Welt unbekannte Art zu herrschen üblich wäre: und begriff nicht, wie unter vielen Gleichmächtigen einmütige Befehle und Maßregeln verfaßt werden konnten.

Er sah zwei Völker; ein herrschendes, das das kleinere war, und ein größeres, das gehorchte und niemals zum Herrschen gelangte.

So stark sein Vorurteil wider die Regierung der Edlen war: so fand er doch in Venedig, daß sie mit dem allgemeinen Wohlsein bestehen konnte: denn das Volk schien reich zu sein, es wohnte in bequemen Häusern, und seine Arbeit war nicht übermäßig. Die Künste blühten wie in China, alles, was zu der Menschen Nutzen und Vergnügen dienen konnte, wurde hier verfertigt. Die Edlen schienen bei ihrer Obermacht bescheiden zu sein, die Gesetze galten auch wider sie, und ihr Vorzug verhinderte ihre Bestrafung nicht, wann sie schuldig waren. Er sah die knechtische Unterwerfung nicht mehr, die in China Menschen gegen Menschen bezeigen; die Geißel war nicht, wie dort, der Zepter der Gesetze.

Der Fürst der Mongalen fand sehr bald, daß der Kriegsstand besser eingerichtet war, als in dem gepriesenen Reiche der Ming: es herrschete unter den Kriegsleuten mehr Ordnung, mehr Geschicklichkeit, mehr Kriegszucht, und er lernte einen Trieb kennen, der den morgenländischen Kriegsleuten noch fremd war: die Ehre. Er vernahm, daß die Europäer den gewissesten Tod der Schande vorzögen, und daß Fliehen bei vielen Völkern für die größte der Missethaten angesehen würde.

Er ließ sich belehren, daß die in China so gemeine Hungersnot ein überaus seltenes Übel wäre, das in Venedig die wenigsten Menschen erlebten: daß die Staatsverfassung seit etlichen Jahrhunderten nicht die geringste Erschütterung erlitten hätte: und daß überhaupt die herrschenden königlichen Häuser in Europa auf ihren Thronen ausstürben und fast niemals einen Umsturz zu fürchten hätten; da in China so vielmal ein geringer Aufrührer, ein Tschu, das kaiserliche Haus verdrungen und den geraubten Thron des Tschengis und des Kublai seinen im Pöbelstande gebornen Söhnen überlassen hatte.

Je mehr Usong sich überzeugte, daß in den abendländischen Sitten, Gesetzen und Grundsätzen ein Keim des allgemeinen Besten, ein Grund zur Ruhe und Sicherheit und dennoch ein Trieb war, der die Menschen zu edlen Handlungen antrieb, je mehr bestrebte er sich, diese Vorzüge genauer zu kennen, die er den Europäern zugestehen mußte.

Zeno erinnerte den neugierigen Usong, die despotische Herrschaft in den Morgenländern erniedrige die Gemüter des Volkes.

Wenn man den Ruhm aller edlen Thaten dem Fürsten zuschreibt; wenn auch der erhabenste Unterthan durch den Blick des Herrschers in den Staub gestürzet wird; wenn schimpfliche Bestrafungen willkürlich über das Volk verschwendet werden: da sinkt der Trieb, durch eigne Thaten sich zu erheben. Ausgeschlossen von dem Wege zum Ruhme, lernt ein Volk sich unter das Joch beugen, und da es nichts hoffet und alles befürchten muß, so gewöhnt es sich, mit Schmeicheln die Mächtigen zu versöhnen, und setzt an die Stelle der Ehre, woran es verzweifelt, den Gewinnst, den man ihm gönnet, und die Wollust, die es erkaufet.

In den meisten Ländern des Morgens dämpft die Härte der Regierung alle die Triebe, die das Herz des Volkes erhöhen sollten. In China haben die ersten Kaiser unter dem Volke die Tugend aufgesucht, um sie dem Throne zu nähern; sie haben mit Ausschließung ihrer Söhne das Zepter dem Würdigsten abgetreten; lange haben die Kaiser den Rat der Unterthanen willig angenommen, ihre Fehler erkannt und dem treuen Diener den Ruhm gelassen, daß die bessern Thaten des Fürsten von seinen Warnungen herkämen. Aber auch in China ist die alte Einfalt der Herrscher durch die Schmeichler verdrungen; Usong gestund es. Die Belohnungen werden durch den Rat unwürdiger Verschnittenen ausgeteilt, der obersten Mandarinen Unterdrückungen übersehen und das Joch auf das Volk erschweret. Noch gewinnen zuweilen die glänzenden Beispiele tugendhafter Kaiser und die siegreiche Beredsamkeit alter Weisen das Herz eines Fürsten und bereden ihn, sein Vergnügen im Glücke des Landes zu suchen. Aber das Übel ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Kot getreten und keiner edlen Begierden mehr fähig.

Bei den Abendländern ist die Gleichheit der Bürger viel länger beibehalten worden, über welche die Könige nur als bloße Feldherren, als die besten Jäger, zu Anführern gesetzt worden, aber über ihr Volk keine Gewalt gehabt haben. Was ein jedes Mitglied der Gesellschaft ihr zum Besten verrichtete, war sein Eigentum, und der Ruhm seiner That blieb ihm gesichert. Tausenderlei Ermunterungen und die vornehmste von allen, die laute Hochachtung der Mitbürger, belohnte einen jeden Tugendhaften, da der neidische Despot alles Lob als einen Weihrauch ansieht, der nur den Göttern und ihm zugehört. Nicht gewohnt Beschimpfungen zu erdulden, bleiben freie Völker gegen eine jede Schande höchst

empfindlich und ziehn ihr den Tod vor: weil ohne Ehre zu leben ein fortwährendes Elend ist.

Aber warum sind eben Freistaate in den Abendländern und im Morgen unumschränkte Herrschaften entstanden?

Zeno versetzte: so viel ich von der Geschichte der Welt kenne, so sind in den äußerst unfruchtbaren Ländern, wo die Menschen wegen der sparsamen Nahrung überaus zerstreuet wohnen, weder Fürsten noch Obrigkeiten. Man hat unter dem nördlichen Angelstern Völker entdeckt, die unter einem eisernen Himmel leben, deren Erde nur Stein und Eis ist, und die bloß das stürmische Meer ernährt. Diese Völker sind alle vollkommen ohne Obrigkeiten und leben ohne Gesetze und ohne Strafe. Da die Erde für sie zu groß ist und sie selten mit einander zu streiten haben, da sie nichts Gemeinschaftliches besitzen, so leben sie, fast wie die ihnen ähnlichen Tiere, ungesellig und ohne Regierung.

In kalten, aber doch zur Jagd gelegenen Ländern leben die Menschen näher beisammen, und die Furcht vor den reißenden Tieren hat sie gezwungen, durch ein gesellschaftliches Leben sich zu verstärken. Diese Völker sind auch frei und alle Glieder der Gesellschaft einander gleich. Ihre zu allen Beschwerden abgehärteten Gemüter lassen sich weder schrecken noch zwingen, und sie übergeben das angeborne Vorrecht der Freiheit keinem Tyrannen. Nur hat ein Anführer eine eingeschränkte Macht, die vormals mit der Notwendigkeit zu Ende ging. Auf diese Grundsätze waren ursprünglich alle europäische Herrschaften gegründet.

In den mildesten Gegenden, wo wenige Morgen Acker viele Hausgesinde ernähren können, wohnten die Menschen dichter beisammen und bauten die ersten Städte. Der Wert des Besitzes war hier größer und der Streit zwischen den Bürgern, und einer jeden Stadt mit den benachbarten Städten, war gemeiner. Die Natur macht die Einwohner der mildern Gegenden für die Wollust empfindlicher und begieriger, in ihrem Zorn und in ihrem Hasse grausamer und in allen ihren Trieben unmäßiger. Die Heftigkeit der Leidenschaften in diesen Gegenden würde sie zu Missethaten führen; die Eifersucht und die Rachbegierde würden die Bande der Gesellschaft zerreißen, wenn sie nicht mit Zwangmitteln gezäumet würden. Hier entstunden Könige, denen man eine schnelle Aus-

8 f. Angelstern, Grönland. H

führung der Macht anvertraute, weil sie schnellen Übeln und den Ausbrüchen wütender Leidenschaften Einhalt thun mußten. Aber einmal mit Macht gewaffnet, erhielten sie über die weichlichen Gemüter der Morgenländer eine uneingeschränkte Herrschaft, weil der Schrecken alles auf dieselben vermochte und ihre Glieder weder durch die rauhe Luft, noch durch die zu ihrer Nahrung unvermeidliche Arbeit, wie bei den nördlichen Völkern, abgehärtet worden waren. Hier entstunden zuerst erbliche und willkürlich gebietende Einzelherren; das feige Volk ist des Joches gewohnt und lernt den Namen der Freiheit von seinen knechtischen Eltern nicht.

Usong belehrte sich täglich um desto leichter, je besser er sich nunmehr in der Landessprache ausdrücken konnte. Er unternahm kleine Schiffahrten im adriatischen Seebusen und sah mit Vergnügen die Ordnung und die Leichtigkeit, mit denen ein Schiffshauptmann sein Volk lenkt: hier sieht man, sagte er, den Ursprung und den Nutzen einer unwidersprochenen Macht: sie wird notwendig, wo der geringste Verschub des Gehorsams die Gesellschaft umstürzt.

Er besah die Heere, die aus Venedig gegen den benachbarten Herzog zu Mailand auszogen, und begleitete sie als ein Freiwilliger. Mit Verwunderung sah er, wie die Europäer, die seit einer sehr kurzen Zeit das Geschütz kannten, es soviel besser als die Chinesen zu gebrauchen wußten. Auch dieser Vorzug, sagte Zeno zu seinem Freunde, ist die Folge der Freiheit und des Triebes zur Ehre. Durch ihn werden alle Künste lebend, sie steigen in die Höhe, weil jeder Künstler seine Mitbrüder zu übertreffen strebet. In China bleibt der Sohn bei den Handgriffen seines Vaters, er stellt sich nicht vor, daß jenseits der Weisheit seiner Voreltern etwas zu entdecken sein könne, er entdeckt auch nichts und übergiebt seinem Sohne seine Kunst, wie er sie vom Vater empfangen hat.

Die geraden Glieder, in welche in Europa die Kriegsleute traten, ihre Ordnung im Gehen, im Stehen, die genaue Aufsicht und die Staffeln der Gewalt, die ungeschwächt vom obersten Feldherrn zum untersten Kriegsknechte geht, der Mut in den Stürmen und im freiwilligen Unternehmen der gefährlichsten Angriffe, alles entzückte den tapfern Usong. Gegen die Europäer kamen ihm seine Mongalen wie streitbare, aber bloß von der Natur gewaffnete Tiere, die Chinesen aber wie Sklaven vor, denen man Waffen leihen, aber keinen Mut mitteilen kann.

Usong fand die Polizei und die Übungen der Gerechtigkeit nicht schlechter als in China. Die Ehre hält, sagte er selbst, die Richter hier ab, der Ungerechtigkeit sich zu überlassen, die die Nachrede bestrafen würde. In jenem Reiche ist's nur eine außerordentliche Tugend, die einen Richter gerecht macht. Liewang war gerecht, aber selten schenkt der Himmel dem Lande einen Liewang, und täglich straft er es mit feilen Mandarinen.

Er begriff endlich, wie in einem Rate gleichmächtiger Edeln die Einigkeit Platz haben kann, indem sich alle dem Schlusse der mehrern unterziehn. Er sah ein, daß die Obermacht unter freien Mitherrschern einzig durch die Obermacht in den Gaben erhalten werden kann, und daß Tausende ihre Neigung nicht einem einzigen unterwerfen, wenn er nicht durch die Stärke seiner Gründe sie bezwingen oder durch seine Beredsamkeit sie gewinnen kann. Auch hierin liegt ein Mittel, den Trieb zur Vollkommenheit zu erhöhen, da sie der Weg nicht nur zur Ehre, sondern auch zur Gewalt wird.

Aber Zeno selbst gestund nicht ohne Kummer seinem einsichtsvollen Freunde, alle diese Vorteile würden verschwinden, wenn jemals die Anzahl der Edlen zu klein würde. Ein Freistaat ist nur so lange glücklich, als seine Herrscher voneinander unabhängend sind und durch keine andere Bande zusammen verknüpft werden, als durch das allgemeine Beste. In einem zahlreichen Regierungsrate gleicher Edlen können die kleinen Verbindungen des Blutes und der Freundschaft keinen großen und schädlichen Einfluß haben, er dehnet sich auf wenige aus, denen die vielen Unabhängenden leicht widerstehen. Wann aber die Anzahl der Mitherrscher gering würde, so könnten eben diese kleinern Verbindungen die Entschlüsse der Regierung nach dem Willen der Wenigen lenken, die sich zu eben dem Zwecke vereinigten. Es könnte alsdann das Blut, die Freundschaft, der gemeinschaftliche Vorteil, eine solche Macht zusammenknüpfen, deren die übrigen unabhängenden Edlen nicht zu widerstehn vermöchten, und alsdann würden die besondern Absichten mächtiger Bürger stärker sein, als der gemeine Nutzen des Staates. Ferne sei von meinem Leben, sagte der Redliche, die Stunde, in welcher ein Edler einen andern Vorteil, als den Vorteil des Vaterlandes, einzugestehn sich entblöden wird!

Der Fürst von Kokonor las, besah und verglich, er wuchs täglich an Einsicht und Kenntnis. Aber ein Krieg, in den die Republik mit dem mächtigen Morad geriet, rief ihn von Venedig weg.

Georg Castriot, der Erbe Thomas, des Fürsten in Epirus, war durch seine fast fabelhafte Tapferkeit der Liebling des Sultans geworden. Georg war ein Held, sein Mut war so groß als seine Leibeskräfte, und gegen beide war niemand zu vergleichen. Er fühlte seine Rechte, er trennte sich in einer Schlacht vom Morad und entriß ihm den Sieg. Er erpreßte von demjenigen, der des Sultans Siegel bewahrte, einen Befehl, daß man dem Erben von Epirus Croja, seine Hauptstadt, übergeben sollte, und eilte diesen Befehl zur Wirklichkeit zu bringen. Es gelang ihm; aber Morad drang auf ihn mit der Übermacht geübter Kriegsleute: die Jenitscheri waren schon damals der Schrecken der Völker. Die Republik sah an den Osmanen Sturmwolken, die noch von weitem drohten, aber täglich sich näherten und bald über sie mit zerstörenden Strahlen losbrechen würden: die Klugheit riet, dieses Ungewitter von ihren Grenzen entfernt zu halten. Venedig schickte dem tapfern Castrioten die verlangte Hilfe, und Usong konnte der Begierde nicht widerstehen, einem Helden zu dienen, der eben so große Thaten wirklich vollbracht hatte, als die Poeten erdichtet haben.

Der Feldzug war lebhaft, und Georgs tapfere Faust vernichtete alle Vorteile, die die Menge und die Erfahrung den Osmanen gab. Zwei junge Venetianer, die nicht sowohl Usongs Freigebigkeit, als der Reiz seiner Sitten gewonnen hatte, begleiteten ihn und waren mit dem getreuen Scherin nachwärts die Gefährten seiner Reisen und seiner Thaten Usong folgte mit allem Feuer der Jugend dem Fürsten von Epirus ins dickste des Gefechtes und fühlte, nicht ohne Vergnügen, sein Herz am höchsten schlagen, wann der Tod auf allen Seiten auf ihn drang. Einmal stürmte er auf den Sultan selbst mit einer Heftigkeit zu, die auch von den tapfern Albaniern nicht nachgeahmet werden konnte; er wurde umringt und würde unter den Augen des Sultans sein Leben eingebüßt haben, wenn dieser Herr nicht ebenso gütig gewesen wäre, als sieghaft er war.

Zum zweitenmale hielt die Tapferkeit und die ausnehmende Bildung des Tschengiden das tödliche Schwert zurück, das über seinem Kopfe schwebte. Morad befahl, man sollte den Jüngling schonen. Nach dem Treffen ließ er ihn vor sich bringen und fragte ihn, warum er eines Sultans Feind wäre, der einen Aufrührer

34. Tschengiden, Enkel des Tschengis, des großen Siegers, den die Abendländer Zengis Kan heißen. H

zu bestrafen sich gewaffnet hätte: denn Usongs Züge verrieten gleich, daß er nicht in Europa geboren war.

Der Fürst bückte sich ehrerbietig; ich bin an den äußersten Grenzen des Morgens geboren, ich reisete nach dem letzten Abende, Tugend und Tapferkeit zu lernen, und beides hab' ich bei meinem Überwinder gefunden.

Morad, dessen Herz so mild, als unerschrocken sein Mut war, lächelte gegen den Jüngling und fragte ihn, ob er denn einem Fürsten nicht dienen wollte, an dem er gute Eigenschaften erkennte. Usong gestund freimütig, er habe zu Venedig die großmütigste Begegnung erfahren und würde sich entehren, wenn er seinen Degen wider seine Freunde zöge.

Nun so sollst du doch auch den Osmanen nicht gefährlich sein. Ich werde dich wieder nach Morgenland schicken, mich dünkt, fuhr Morad lächelnd fort, du hast den Krieg gelernt.

Der Sultan ließ für ihn seine Güter beim Feldherrn der Venediger abfordern und befahl, ihn nach Escander einzuschiffen, den Hafen, von welchem er durch Halep nach Persien sich begeben sollte.

Usong hätte gern mehrere Staaten in Europa gesehn und die Verfassung der Reiche sich bekannt gemacht, die von Königen beherrschet wurden. Aber er unterzog sich seinem Schicksale. Scherin brachte ihm seine Schätze, und beide kamen über Escander in dem volkreichen Halep an, das sich stufenweise auf seinen Hügeln erhebt.

Usong hatte in der kurzen Zeit, die er in Morads Lager und bei den Osmanen zubrachte, auf die zunehmende Größe dieses fürchterlichen Reiches seine Aufmerksamkeit gerichtet. Unter sechs Fürsten waren die Türken aus einem unbekannten Volke zu Herrschern von Kleinasien und von dem östlichen Teile von Europa geworden. Vieles hatte dazu die innere Größe ihrer Sultanen beigetragen, die fast alle tapfere und unermüdete Feldherren gewesen waren. Morad übertraf alle seine Vorgänger an den Vorzügen der Seele. Er war in der Brust der mildeste, der großmütigste der Menschen, und er saß auf dem Throne wider die geheimen Wünsche seines nach Ruhe strebenden Herzens. Morad war ein aufrichtiger Anbeter Gottes: zweimal trat er vom Throne,

16. Sultan, Amurat II. H — 17. Escander, Alexandrette. H

um sich ganz den Pflichten der Religion zu weihen, zweimal zwang ihn der vereinigte Ruf der Osmanen, sich wieder an die Spitze der Völker zu stellen, weil sie keinen Sieg hofften, wenn Morad sie nicht anführte. Morad besaß den kühlen Mut, der mitten in den Gefahren sich besitzt und nicht nur fähig ist, eine Schar ins Feuer der Schlacht zu führen, sondern ein ganzes Heer beständig in seinen Augen zu behalten vermag, der jedes Treffen allgegenwärtig zu lenken, sich aller Vorteile zu bedienen und allen Gefahren die besten Anstalten entgegenzusetzen weiß.

Die Sultanen lebten beständig bei dem Heere, sie kannten keine von den Süßigkeiten des Harems, worin andere morgenländische Fürsten ihre Glückseligkeit suchten. Die Osmanen verehrten in ihren Fürsten nicht nur ihre Erbherren, sondern vornehmlich auch die tapfersten und die geübtesten Befehlshaber unter ihrem kriegerischen Volke. Jeder Sultan hatte seine Söhne bei sich im Lager auferzogen und von der ersten Jugend an sie wie junge Löwen zum Streite und zum Siege angeführt.

Aber noch fürchterlicher schien dem nachdenkenden Usong die Einrichtung der Jenjitscheri. Man las die stärksten, die muntersten Jünglinge aus; man übte sie unaufhörlich in den Waffen; sie wurden vom Ehestand, von allen Arbeiten des bürgerlichen Lebens ausgeschlossen, und auch im Frieden waren ihre Kammern nur größere Zelten. Sie hatten schon durch wiederholte Siege den Stolz angenommen, der wiederum zu Siegen führt. Sie hielten sich für unüberwindlich, und eben deswegen konnte ihnen niemand widerstehen. Unter den damaligen Völkern waren sie im Gebrauche des noch neuen Geschützes die geübtesten, und man konnte kein Fußvolk finden, das wider sie zu stehen vermochte. Bei allem dem angeborenen Mute der abendländischen Völker konnten sie den grimmigen Anfall der Jenjitscheri nicht ausstehen, weil diese einzig unter allen Kriegern beständig in der Übung der Waffen blieben und nicht, wie die europäischen Völker, geworben und abgedankt wurden, sondern unter den Fahnen ihr Leben ununterbrochen zubrachten. Der außerordentliche Mut eines Castrioten und die unzählbare Menge der timurischen Reiter konnten den Osmanen einen Sieg abringen: aber in der Dauer mußte der Jenjitscheri niemals verminderte Kriegszucht allen andern Völkern überlegen sein, die die

11. Harems, Serail. H — 19. Jenjitscheri, Janitscharen. H

Waffen nur in einer Not ergriffen und nach der Gefahr wieder ablegten.

Usong nahm sich vor, zu Basra sich einzuschiffen und durch Indostan in die Gegenden zu reisen, wo noch Tschengiden herrschten. Dem tapfersten oder weisesten derselben wollte er seine Dienste weihen, und das übrige überließ er dem Verhängnisse, dessen Lenkung ein Sterblicher nicht vorsehn und dessen Gewalt er nicht widerstehen kann.

Er reisete gewaffnet durch die große Wüste, die zwischen Halep und Basra liegt: er hatte die Palmenstadt besehen, in deren Schutt sich die Spuren der alten Pracht reicher Bürger mit den traurigen Beweisen der Grausamkeit der Überwinder vereinigen, und wo die streifenden Araber ihre Zelten zwischen dem marmornen Gemäuer verfallener Triumphbogen aufrichten. Er reisete durch die schwülen Sandstriche des öden Arabiens die Nacht durch und wollte bei dem Aufgange der Sonne unter einem nahen Palmenwalde die Ruhe suchen, als er einen ehrwürdigen Greis, mit einem wohlgebildeten Jünglinge begleitet, an dem Rande des Busches hervortreten sah.

Eben hob die Sonne ihre blendende Scheibe über die östlichen Gebirge von Arabien empor, da die beiden Araber sich auf die Erde niederwarfen, und der Greis sagte mit gefalteten Händen und mit einer Stimme, die die innerste Rührung seiner Seele ausdrückte:

Herr aller Völker, aller Welten, aller Zeiten! wiederum schickst du den Herold deiner Güte, dich den Sterblichen mit Wohlthaten zu verkündigen. Für menschliche Augen zu strahlend, aber lauter Güte, die Quelle alles Lebens, alles Segens und Schönheit, ist die Sonne das echte Sinnbild ihres unermeßlichen Schöpfers. O daß doch das Licht der ewigen Sonne unsre Herzen durchstrahlte, daß alle Sterbliche fühlen möchten, wie deine Gnade ihr einziges Glück, wie die Ewigkeit der Zweck ihres Lebens ist!

Der Emir, denn er war ein Fürst eines arabischen Stammes und ein Nachkömmling des Ali, wurde hier durch das Geschrei einiger sonnischen Beduinen unterbrochen. Stirb, riefen die blinden Eiferer, du Ungläubiger, der die Nachfolger des Propheten verflucht. Schon rannten sie mit ihren gesenkten Speeren auf die

10. Palmenstadt, Palmyra. H — 22. Von dem Eifer der Mahometaner in ihrem Gebete, siehe Guys Voy. liter. de la Grèce I. s. 416. H — 34 f. Die Aliden verfluchten den Abubeker, Omar und Ottmann, als unrechtmäßige Thronfolger des Mahomeds, die den Ali von seinem Erbrechte verdrungen haben. H

unbewaffneten Anbeter zu. Aber Usong fühlte mit der edlen Ungeduld eines großmütigen Herzens die Unwürdigkeit eines unverdienten Mordes, er sprengte mit seinem tapfern Gefolge unter die Räuber: die kühnsten fielen, und die übrigen zerstreuten sich.

Der Greis, der angebetet hatte, streckte seine Arme gegen seinen Erretter. Gesegnet sei Gott, sagte er, der in ein so liebenswürdiges Geschöpf eine so erhabene Seele gesetzet hat. Der Sohn, denn es war der Erbe des Emirs, warf sich vor dem Helden nieder, und seine Dankbarkeit strömte in Lobeserhebungen aus.

Komm in unsre Gezelte, sagte der Alte, daß ich dich segne, edles Werkzeug der göttlichen Güte. Er ging, und Usong folgte ihm in ein Thal nach, wo um eine Quelle die schwarzen Zelte des Stammes gespannt waren, der unter dem Emir stand. Alle Morgen sonderte sich der Rechtschaffene von seinen Folgern ab und betete in der Einsamkeit zu Gott: sein Name war Hassan, und er hatte alle die Untergebenen überlebt, die seinem Vater gehorcht hatten. Was die dankbare Freigebigkeit des Fürsten vermochte, das schüttete er freudig zu den Füßen seines Befreiers aus, der nichts annahm, als einen kurzen Aufenthalt bei seinem Erretteten.

Hassans Herz überfloß vom Preise Gottes. Ich hoffe ihn bald zu sehen, sagt' er: schon itzt hebt mich dieser wallende Gedanke von der Erde, sie sinkt unter mir. Tapfrer Jüngling, fuhr er fort, du hast vielleicht im lachenden Frühling deiner Jahre noch nicht genug dich mit Gott bekannt gemacht, laß die letzten Reden eines sterbenden Freundes die Belohnung deiner Wohlthat sein.

Der Ruhm, der Reichtum, die Wollust sind Spielwerke unerfahrner Kinder, die der große Vater ihnen nicht mißgönnt, weil sie Kinder sind. Aber sie sollen nicht ewig Kinder bleiben; jenseits des Grabes erwartet sie ein Leben, ein unveränderliches, ein ohne Ziel dauerndes Leben, dessen Würde keine Spiele mehr verträgt, dessen Ernst alle die Puppen verächtlich macht, womit irdische Fürsten ihre Jahre vertändeln. In diesem Leben deine Gnade gewinnen ist die einzige Weisheit; dich, überschwengliches, gütiges Wesen zu kennen, dich zu lieben, deine Worte zu hören, zu erfüllen, dazu haben wir den unsterblichen Geist empfangen, dessen die Erde nicht wert ist.

Thränen drangen dem Ehrwürdigen aus den Augen, sie quollen auch aus des muntern Jünglings empfindlicher Seele. Hassan unterhielt täglich den aufmerksamen Usong von der Größe der Tugend,

von dem Werte des Guten, von dem Glücke der Frommen. Usong fand sich gerührt: ohne Muhammeds gewaltthätige Erhebung zu billigen, betete er zu dem einigen Gott und hielt sich zu den Anrufern des obersten Wesens: er ließ sich den Namen Hassan beilegen und sah sich als einen Sohn des Rechtschaffenen an, der ihn Gott kennen gelehrt hatte.

Usong setzte endlich seine Reise fort. Schon sah er von weitem Anah, eine lange Stadt an beiden Ufern des Euphrats, das Ziel der Wüste, wo die Erde wiederum ihren Schmuck annimmt, den die Arbeit der Menschen verbessert. Dattelnbüsche, Felder mit dem vortrefflichsten Getreide trächtig, blühende Gärten, Quellen des Überflusses, glänzten um den edlen Strom.

Aber die Menschen genossen nichts von dem Guten, das die Natur ihnen anbot. In diesen unglücklichen Zeiten sah man täglich Gewaltthaten ausüben. Usong traf auf der Straße einen Emir mit grauem Haupte an, der seine Kleider zerriß und alle Zeichen der Verzweiflung von sich gab. Ach! sie haben meine Tochter geraubet, die Enkelin der Helden, die reine Perle meines Stammes; da schleppen sie sie hin zum Bette der Unehre, zur ewigen Schmach. Und ich Armer sehe sie vernichten und vermag sie nicht retten. So sagte der Greis zu dem fragenden Usong.

Der Enkel des Tschengis hob die Augen auf und sah auf dem Wege nach der Stadt einen Staub aufgehn, zwischen welchem er zuweilen ein rennendes Kamel erblickte, das seine Führer zur Eile antrieben. Er verfolgte ungesäumt diese Spur und fand die junge Fürstin, die sich die schwarzen Haare ausriß und erbärmlich um Hilfe schrie, so oft sie den Mund frei machen konnte. Eine Schar berittener Räuber umringte sie.

Die Zahl war ungleich und der Angriff gefährlich. Aber Usong maß seine Unternehmungen nicht nach seinen Kräften; sein Herz folgte den edeln Empfindungen, die es überströmten. Er fiel wie eine Löwin, welcher man die Jungen wegführt, die Diener des Fürsten von Anah an: denn diese hatten die Tochter des Emirs ihrem Vater geraubt und eilten, sie den Wollüsten ihres Herrn zu übergeben, der ein Sohn eines der Krieger des mächtigen Timurs war. Mit bessern Waffen, mit vortrefflichern Pferden, mit mehrerer Übung im Streite, und insonderheit mit der Flamme seines vom Anblicke des Unrechts sich entzündenden Mutes überwand Usong und rettete das Fräulein.

Sie war das reizendste Frauenzimmer, das Usongs Augen gesehen hatten. Schönste der Fürstentöchter, rief er, eile deinen verzweifelnden Vater zu trösten. Er lenkte das Kamel, und die Tochter des Emirs, die fürs erstemal ohne Schleier einen fremden Jüngling ansah, errötete wie eine aufblühende Rose: schamhaft ließ sie sich führen, schlug die Augen nieder und unterstund sich nicht, ihrem Retter zu danken.

Sie ereilten den alten Vater bald, den sein Unmut aufhielt, und der sich seinen Klagen überließ. Er sah die Geliebte seiner Seele und traute seinem Glücke kaum. Bist du es, meine Emete'? sagte er, seh' ich dich unbefleckt wieder, soll dein Stamm ohne Schande bleiben, und kann dein Vater zu Grabe gehn, ohne seine Ehre verloren zu haben?

Die Stelle ist gefährlich, sagte er gleich nach diesem ersten Ausdrucke seiner Freude. Eile, edler Fremdling, laß mich meinen wiedergefundenen Schatz in die Sicherheit bringen. Er führte den Usong zu einem Walde, der zuerst dünn war, sich aber nach und nach verdickte und endlich keinen Durchgang mehr zeigte. Aber der Emir kannte den gewundenen Steig, der zwischen den Palmbäumen durchführte und ihn zu einem Thale brachte, das der Wald verbarg, und in welchem seine Gezelte gespannt waren.

Emete' verbarg ihr beschämtes Angesicht in dem Schoße ihrer Mutter. Vergieb, sagte sie, vergieb deinem Kinde, daß es sich entschleiert hat: es war unter den Händen der Barbaren, die keine Sitten kennen. Die Mutter benetzte ihr Kind mit Freudenthränen. Zierde deines Stammes, rief sie, komm in die verschlossene Hütte wieder, noch bist du meine Tochter.

Der edle Abuschir, so hieß der Emir, hatte die Rache und die Übermacht des Fürsten von Anah zu befürchten: er selbst wallete vor Rachbegierde: ein Araber, den man an der Ehre und zugleich an seiner Liebe angreift, ist ein gereizter Tiger. Er schickte zu allen den Stämmen der Wüste von Basra bis gen Halep Boten aus. Edle Emire, ließ er ihnen sagen, wollt ihr euch eure Töchter, eure Ehre rauben lassen; wollt ihr zugeben, daß euer Stamm in die Schande sinke?

Das Feuer, das im Herzen des alten Abuschirs wallte, steckte die arabischen Fürsten mit gleicher Rachbegierde an. Sie haßten ohnedem die Fürsten der Städte, von denen sie allerlei Zunötigungen erlitten hatten, und die ihre Macht durch gedungene Kriegsvölker

erhielten, unter denen keine Kriegszucht und keine Einschränkung der Lüste bekannt war.

Die Emire versammelten sich bei dem rachgierigen Abuschir, und in wenig Wochen wurden sie zu einem Heer. Auch Dschuneid, der Sohn des ehrwürdigen Hassans, kam mit einer auserwählten Mannschaft und freute sich, seinen Brüdern die Rettung anrühmen zu können, die er dem großmütigen Usong zu danken hatte. Er umarmte seinen Freund, denn Usongs Liebe hatte er durch seine unschuldige Tugend gewonnen, und brachte ihm den Segen des dankbaren Hassans.

Usong war bei seinen neuen Freunden nicht müßig: seine Thaten und der Adel, der alles begleitete, was er vornahm, gab ihm bei ihnen ein verdientes Ansehn. Er ermahnte die zwanglosen Araber, sich wider einen Feind vorzubereiten, der in allem, nur nicht im Kriegswesen verächtlich war. Da alle die Einwohner der Wüste zu Pferde kriegen, so lehrte er sie in Gliedern sich bilden und in geschlossenen Reihen mit gesenkten Speeren in den Feind setzen: er sah vor, daß dem Einbruche ihrer mutigen Pferde und ihrer fürchterlichen Lanzen nichts widerstehen würde.

Der Fürst von Anah war ein Räuber und ein Wollüstling, er hatte den Emir aufs heftigste beleidigt, und dennoch glaubte er sich berechtiget, Rache zu suchen. Man hatte ihm den Vorwurf seiner unordentlichen Begierden entrissen, und er war gewohnt, alles für sein Eigentum anzusehen, was sein Säbel bezwingen konnte. Er sammelte seine Kriegsleute und erhielt Hilfe von andern Fürsten, die in andern Teilen des zerrissenen Persiens herrschten und von eben der Abkunft waren, da sie durchgehends von Timurs Befehlshabern abstammten.

Beide Heere begegneten einander bald, da sie beide einander suchten. Usong erhielt von den Emiren, daß sie eine auserlesene Schar unter seinem Freunde, dem Dschuneid, hinter eine Anhöhe verbargen, die auf der Seite des Schlachtfeldes lag: es ward ihm nicht leicht zu erhalten, daß die Araber sich bis zu einer Kriegslist erniedrigten.

Die Emire führten ihre Reiterei gliederweise, mit verhängtem Zügel und mit gesenkten Speeren, an die Feinde und warfen sie im Augenblicke übern Haufen. Aber hinter den Reitern stund ein Treffen zu Fuß, das den Arabern aus seinen Röhren ein fürchterliches Feuer entgegenschickte und sie in Unordnung zu weichen zwang.

Allein in eben dem Augenblicke fiel Dschuneid diesem Fußvolke in die Seite und warf es ohne Widerstand zu Boden. Die Schlacht dauerte nicht lang, die zerstreuten Araber kamen zurück, und wenige unter den Feinden konnten sich retten, da kein andres Pferd einem arabischen entgehen kann.

Die Fürsten eilten gegen Anah, nicht in der Absicht die Stadt für sich zu erobern, kein Araber wagt sich zwischen Mauern, sondern mit dem Vorsatze, ihren Feind auszurotten. Aber der räuberische Herr von Anah war im Treffen zertreten worden, und die Einwohner zogen den Emiren mit Palmenzweigen und mit allen Zeichen der lebhaftesten Freude entgegen: sie erkannten die Sieger für ihre Erretter: denn sie hatten unter dem härtesten Joche geschmachtet, und weder das Gut, noch die Ehre, noch das Leben eines einzigen von ihnen war unter der eisernen Hand ihres Fürsten in Sicherheit gewesen.

Beim Anblicke dieser Eroberung rief Abuschir: wir Araber verlangen keine Städte, laßt uns aber dankbar sein: wir sind den Sieg den Räten des Fremdlings schuldig, er hat das Leben und die Ehre eurer Brüder gerettet. Edle Freunde, erwerbet einen freundschaftlichen Nachbar, schenkt ihm das willige Anah; was kann rühmlicher für die Araber sein, als die Tugend belohnen; was können sie den Einwohnern selber für eine größere Wohlthat erzeigen, als wenn sie ihnen einen edelmütigen Herrn geben?

Der Rat des alten Abuschirs wurde von allen Emiren wiederholt, ein allgemeiner Beifall bestätigte das Geschenk, und Usong wurde Fürst zu Anah.

Der Emir erfreute sich über die Erhebung seines Freundes: er setzte seiner Dankbarkeit keine Schranken und dachte dem Usong die schöne Emete' zu, die dieser Fürst gerettet hatte. Arabien hatte nichts Vollkommeners hervorgebracht, und Usong war in dem Alter, wo der Eindruck schöner Augen auf das Herz die größte Macht ausübet. Aber Dschuneid hatte bei einer seltenen Gelegenheit sie gesehn, die sich von ungefähr den Tag ereignet hatte, da Abuschir zur Schlacht sich waffnete und ihm seine schöne Tochter einen Talisman umhing, der einen geliebten Vater vor aller Gefahr bewahren sollte. Dschuneid verliebte sich aufs heftigste und vertraute sich dem edeln Enkel des Tschengis. Usong blieb allemal seiner

34 f. Talisman, die Araber waren zu allen Zeiten diesem Aberglauben ergeben. H

selbst würdig: er wandte bei dem Emir die Verbindlichkeit an, in welcher der Vater der schönen Emete' gegen ihn stand, er erhielt sie für seinen Freund und rettete ihm, so sagte Dschuneid, zum zweitenmal das Leben.

Er nahm nunmehr sein Fürstentum in Besitz: er erinnerte sich an die letzten Worte des weisen Liewangs und sah Anah als eine Prüfung des Himmels an, der ihm einen Anlaß gab zu zeigen, ob er zu herrschen würdig wäre. Mit solchen Gesinnungen zur Herrschaft zu gelangen, ist der unfehlbare Vorbot' einer rühmlichen Regierung.

Usong befliß sich, die weisesten und erfahrensten von seinen Unterthanen zu kennen: er holte die Meinung eines jeden Hauptes eines Geschlechtes ein, er rief alle diejenigen zu sich, deren gute Eigenschaften man ihm anrühmte, er sprach mit ihnen, er ergründete ihre Denkungsart mit angemessenen Fragen, er trug alles, was er von den Tugendhaften vernommen und was er selber bemerkt hatte, in ein Buch der Würdigen ein. Er gab denjenigen, die einen Vorzug zeigten, zuerst Aufträge, die durch ihre eigene Beschaffenheit auf eine Zeit eingeschränkt waren: er wachte aufmerksam über ihr Begehen, und wenn sie seiner Hoffnung entsprachen, so zog er sie zu beständigen Ämtern.

Er nahm Richter unter den Weisesten von Anah an; aber er kam alle Tage selbst in den Gerichtssaal, ließ sie über die Rechtsfrage sich erklären, widerlegen und antworten: hörte ihr Urteil an und bestätigte es mit einem freundschaftlichen Gutheißen, oder verbesserte es, nachdem er die Gründe eröffnet hatte, warum er von den Richtern abging.

Er hielt sich eine kleine Leibwache, die er aus den edelsten Jünglingen wählte, und die er durch den Scherin und durch die welschen Gefährten seiner Reisen, den Riva und den Antonino, in den Waffen üben ließ. Oft führte er sie selber an, er machte ihnen die besten Bewegungen vor: er lehrte sie Glieder und Ordnung halten und das europäische Feuergewehr gebrauchen: er setzte Preise aus und beförderte diejenigen, die sich durch ihre Geschicklichkeit und durch ihren Fleiß ausnahmen.

Da er keine Pracht liebte, wenige Kriegsvölker besoldete und keinen Harem hatte, so war sein Aufwand gering: hierdurch befreiete er sich von der Notwendigkeit große Steuern zu fordern, er erließ dem Volke die Hälfte der Auflagen, die Anah bezahlt

hatte, und sicherte die Einwohner wider alle die Erpressungen, die unter ihren vorigen Herren ein jeder ihnen abtrotzte, der einige Gewalt hatte.

Er suchte die Elenden und Armen in ihren Hütten auf: jenen gab er gegen eine geringe Arbeit, die ihnen am wenigsten schwer wurde, den nötigen Unterhalt: und diesen wies er Land und Vieh an, womit ihn die dankbaren Emire überflüssig versehen hatten. Da sein Gebiet nicht groß war, so kannte er bald einen jeden seiner Unterthanen und munterte die Tugendhaften durch seinen Beifall und durch allerlei Vorteile auf: so wie er die Lasterhaften und Trägen zuerst warnte, ihnen dann sein Mißfallen, und endlich seine Strafe fühlen ließ.

Die Tugend eines Fürsten ist das Glück seines Landes, und die Unterthanen mußten den Fürsten lieben, der für sie so kräftig sorgte, der einer jeden Klage den Zugang verstattete, jeder Not abhalf und keine gute Eigenschaft unbelohnet ließ. Der Ruhm des vortrefflichen Usongs stieg aus dem Herzen des Volkes in die Höhe und breitete sich unter allen Gegenden aus, die einen Umgang mit Anah hatten. Verschiedene kleine Länder machten sich von ihren Tyrannen los und suchten unter dem einzigen Fürsten Schutz, der seit der Jugend der ältesten Greise Mesopotamien geliebt hatte.

Persien war damals im verwirrtesten Zustande. Die nördlichen Provinzen stunden unter dem Abusaid, dem Enkel Timurs, einem gewaltthätigen Herrscher. Schehan Schach, ein Turkuman, beherrschete mit einem eisernen Zepter Aderbeitschan, Irak, Fars und Kerman; Schiras stund unter dem Mirza Jusuf; Bagdad, Basra und viele andere Städte und Landschaften hatten kleine Fürsten, die in beständigen Kriegen gegeneinander lebten und den Unterthanen ihr ganzes Vermögen abpresseten, große Heere und zahlreiche Harem zu halten. So weit als Persien war, hörte der Himmel nichts als Klagen der Unterdrückten.

Diarbekir warf sich begierig in die Arme des Usongs. Bagdad und Basra flehten um das Glück, ihn zum Fürsten zu haben: er mußte seine Sorgen teilen und seine Kriegsmacht vergrößern. Aber die Munterkeit seines Geistes machte ihm alle Arbeit leicht, und die Absicht, die er nie aus den Augen ließ, ein Werkzeug der

33. Diarbekir, Bizarro de reb. pers. H

segnenden Vorsicht zu werden, umschuf für ihn die wachsende Beschwerde der Herrschaft zur reinesten Wollust.

Es fanden sich allgemach aus ganz Persien weise und redliche Männer ein, die den Usong aufforderten, sich der bedrängten Menschlichkeit anzunehmen und nicht, fast unter seinen Augen, so viele Tausende von Unschuldigen unter der Unterdrückung schmachten zu lassen. Usongs Edelmut fand einen Reiz in der großen Unternehmung, Persiens Heiland zu sein: aber so jung er war, so fühlte er doch die Schwierigkeit der Bezwingung mächtiger Tyrannen und erschrak über den Wert des Blutes, das sie kosten würde.

Er fragte endlich den ehrwürdigen Hassan um Rat: er eröffnete ihm die Anträge, die ihm gemacht waren, und verlangte des Anbeters Gottes Meinung, ob er die Befreiung Persiens unternehmen sollte. Hassan sah in dieser Heldenpflicht nichts als das Glück ganzer Millionen: die Morgenländer sind gewohnt, das kleine Beste einzelner Menschen zu verachten, wo ein allgemeines Gut zu erhalten ist, das Blut einiger Redlichen schien dem frommen Hassan nicht zu teuer, Persiens Lösegeld zu werden. Er munterte selbst den Usong zur Annahme des Anerbietens der Perser auf.

Nun war der Enkel des Tschengis entschlossen, da der Tugendhafteste unter den Menschen seine Unternehmung guthieß. Er warb bei seinen Freunden, den arabischen Fürsten, um auserlesene und freiwillige Reiter und erhielt sie leicht; sie eilten ihrem verehrten Anführer zu dienen. Dschuneid riß sich aus den Armen der wunderschönen Emete' und führte eine erwählte Schar rüstiger Araber an. Aus dem benachbarten Kurdistan erhielt Usong ein vortreffliches Hilfsvolk, das lange nach ihm unveränderlich der persischen Fürsten sicherste Macht ausgemacht hat. Ganz Diarbekir und Algezira wollte für den geliebten Helden zu den Waffen greifen; Usong wählte aber nur den streitbarsten und muntersten. Er brachte also ein kleines und auserlesenes Heer zusammen, das er selbst in den Waffen übte und über welches er diejenigen Kriegsleute zu Befehlshabern setzte, die er zu Anah gebildet hatte.

Der erste Tyrann, der seine Waffen fühlte, war Schehan Schach, aus dem Geschlechte des schwarzen Schafes. Er war schon bei Jahren und ein grausamer Fürst, der sich dennoch seinen geilen Lüsten und der Trunkenheit unbereut überließ. Er wollte den wachsamen Usong mit einem fliegenden Heere überfallen; aber sein unordentliches Leben stürzte ihn in die Grube. Usong überfiel ihn,

da ihn der Wein außer Stand gesetzt hatte, zu widerstehen. Der Enkel des Tschengis ließ die Zelten seines Feindes in Brand stecken: in einer schrecklichen Nacht sahen die unglücklichen Völker des Turkumans sich von den Flammen und vom Schwerte umringt. Ihr Fürst fiel selber in der Schlacht, und von seinem Heere entrannen nur wenige Flüchtlinge; die erpreßten Reichtümer des turkumanischen Wüterichs fielen in die Hände der Araber und der Kurden und frischten sie zu neuen Siegen an.

Hassan Ali, des Schehans ähnlicher Sohn, brachte ein zahlreiches Heer zusammen, das zehnmal stärker war als die Völker des Usongs. Aber es schien, die Vorsehung führe den Tschengiden mit sichtbaren Kräften auf den Thron des Cyrus und des Nuschirwans. Usong traf den Hassan Ali schon überwunden an. Abusaid, ein Enkel des siegreichen Timurs, war wider ihn zu Felde gezogen, und die Völker dieses unglücklichen Fürsten hatten ihn größtenteils verlassen. Usong fand keine Schwierigkeit die übrigen zu schlagen, und Hassan Ali blieb im Treffen.

Der mächtige Abusaid rückte indessen bis in Aderbeitschan, und Usongs Heer war viel zu klein, eine Schlacht gegen ihn zu wagen. Aber der kluge Fürst von Anah kannte den Vorteil, den seine flüchtige arabische Reiterei ihm geben konnte. Er verteilte sie in verschiedene Haufen, denen Usong ihre Stellorte vorschrieb, und deren jeder eine Gegend hatte, worin er täglich herumschweifte, und dann einen Ort, wo sich die zertrennten Scharen wiederum versammelten. Die Araber schnitten dem Abusaid alle Zufuhr ab: sie bemächtigten sich alles Vorrates, den man ihm zubrachte. Wann die schwere Reiterei des Timuriden wider sie auszog, so zerstreuten sich die Araber, und in wenigen Tagen waren sie wieder versammelt und thaten einen neuen Anfall. Usong hatte zu Carabag eine so vorteilhafte Stellung genommen, daß Abusaid ihn anzugreifen unmöglich fand.

Die morgenländischen Heere haben kein anderes Band, als den Fortgang ihrer Waffen; das Unglück macht sie mutlos und zertrennet sie; sie entfernen sich von dem Fürsten, dessen Gestirn zu schwach ist, sie zum Siege zu leiten. Abusaid wurde von seinen Mangel leidenden Völkern verlassen und gefangen vor den großmütigen Usong gebracht. Enkel des Timurs, sprach er zu dem Überwundenen, ich bedaure dein Schicksal, ob du mich wohl ungereizt angegriffen hast; bleib bei mir und bieg dich unter dein

Verhängnis. Aber die edle Gesinnung des Siegers erreichte ihren Zweck nicht; einige Perser, deren Rachgier durch die gewaltsame Herrschaft des Abusaids war gereizt worden, ergriffen eine Gelegenheit, da Usong abwesend war, und brachten den Gefangenen um.

Usong verfolgte nunmehr die Überbleibsel des Stammes mit dem schwarzen Schafe und eroberte Fars fast ohne Schwertschlag. Khorassan stund unter verschiedenen Timuriden, die einander durch innerliche Kriege entkräftet hatten; bei der Annäherung der persischen Völker entflohen die einen zu den Usbecken, und Badizzaman ergab sich selbst dem Sieger, dessen Gütigkeit der Welt bekannt war: er wurde zu Tabris königlich unterhalten. Mirza Jusuf, der zu Schiras herrschete, war ein leichtes Opfer der siegreichen Waffen. Die Europäer finden es schwer, die Geschwindigkeit zu begreifen, mit welcher in den Morgenländern ganze Reiche erobert werden. Aber es waren keine Festungen in Persien, das Herz des Volkes eilte dem geliebten Usong entgegen, die vielen kleinen Herrscher waren die Geisel und der Abscheu der Perser, und das weite Reich war erobert, ohne daß der Sieger fast einen Freund verloren hatte.

Er berief nunmehr nach Caswin die Vornehmsten der Perser, die Ältesten des Volkes, die Häupter der Stämme und die Weisen des Landes. Sie versammelten sich in einer breiten Fläche, und die unzählbare Menge ihrer Pferde bedeckte die Erde. Das Heer, das unter dem Usong so manche Feinde überwunden hatte, umringte seinen Feldherrn mit triumphierender Pracht. Sie trugen die zahlreichen Fahnen, die sie erobert hatten, die Rüstungen der erlegten Fürsten, die Zeichen der obersten Herrschaft der Timuriden. Ihr unaufhörlicher Zuruf verkündigte den versammelten Persern ihre Verehrung gegen den weisen, den gütigen, den tapfern Anführer, der durch alle Gefahren eines großen Krieges sie ohne Verlust zum Siege geleitet hatte.

Usong erschien unter ihnen in dem kriegerischen Schmucke, der seine zierliche Bildung aufs vorteilhafteste darstellte. Edle Perser, sagte er, ihr seid versammelt, eurem Reiche ein Haupt zu geben. Es war in zwanzig Fürstentümer zerstreut; die Barbaren traten das älteste Reich der Welt mit Füßen! jetzt ist es vereiniget. Wählt

4. Die Abendländer sagen, ein Kriegsrat habe ihn zum Tode verurteilt. H — 16. Diese Geschwindigkeit, mit welcher Usong Persien in zwei Jahren eroberte, findet man in allen abendländischen Geschichtschreibern, nur setzen sie die Eroberung einige Jahre später. H

euch einen Herrscher, der Persien seinen alten Glanz wieder gebe. Lange lebe Usong Padischah, so sieghaft als Cyrus, so weise als Nuschirwan; er herrsche so lange als Sapor, war der Ruf, der von einem Ende der unübersehbaren Menge bis zum andern erschallte, und nicht ein Perser war, der dem allgemeinen Zurufe seine Stimme entzog.

Usong neigte sich gegen sein Volk. Euer Zutrauen ist groß, edle Perser, sagte er gerührt, es möge ihm Usong entsprechen: die einzige Absicht seines Lebens wird euer Glück sein!

Unter dem lautesten Freudengeschrei bestieg er den Thron des Cyrus und gürtete Rustans Schwert um, des Helden, das als ein Heiligtum bewahret wurde. Er verteilte alles, was er besaß, unter seine Freunde, die Araber, unter die Kurden und unter seine getreuen Perser und hielt sich mit der Hoffnung reich genug. Die Emire zogen vergnügt und bereichert nach ihren Zelten, nur Dschuneid, dem indessen ein Sohn war geboren worden, konnte sich nicht so geschwind dem Umgange seines erhabenen Freundes entziehn.

2. Padischah, dieses Wort ist der uralte Titel der Könige der Parther, und findet sich im zweiten Jahrhunderte auf des Moneses Münzen (Swinton Phil. Trans. vol. L. P. I.). Der türkische Sultan führt ihn und übersetzt den Kaisertitel der Europäer durch Padischah. Die Beherrscher von Persien, aus dem Stamme der Aliden, haben ihn beständig geführt. H — 3. so lange als Sapor, siebenzig Jahre. H — 11. Rustan, ein Held der ersten Perser, von dem man viele kolossalische Denkmale findet. H

J. Gaudenz v. Salis-Seewis.

Einleitung.

Für J. G. v. Salis-Seewis ist das Schriftchen von G. W. Roeder (Gaudenz v. Salis-Seewis. Ein Lebensbild. St. Gallen 1863. 16°) bis jetzt die einzige biographische Darstellung. Abgesehen von der dilettantisch unklaren Erwärmung für den Stoff, fehlt es dem Verfasser an allen Erfordernissen zu einer wissenschaftlich genügenden Biographie, obwohl ihm, dem persönlichen Bekannten des Dichters, wie aus einem ungedruckten Briefe des unten erwähnten Bansi an Heinrich Zschokke hervorgeht, mancherlei mündliche Mitteilungen und schriftliches Material zur Verfügung stand. Wir versuchen auf Grund ungedruckter Quellen, soweit dieselben flüssig zu machen waren, sowie gedruckter Nachrichten, unter denen besonders Matthissons Briefe und Erinnerungen hervortreten, diesem Mangel abzuhelfen.

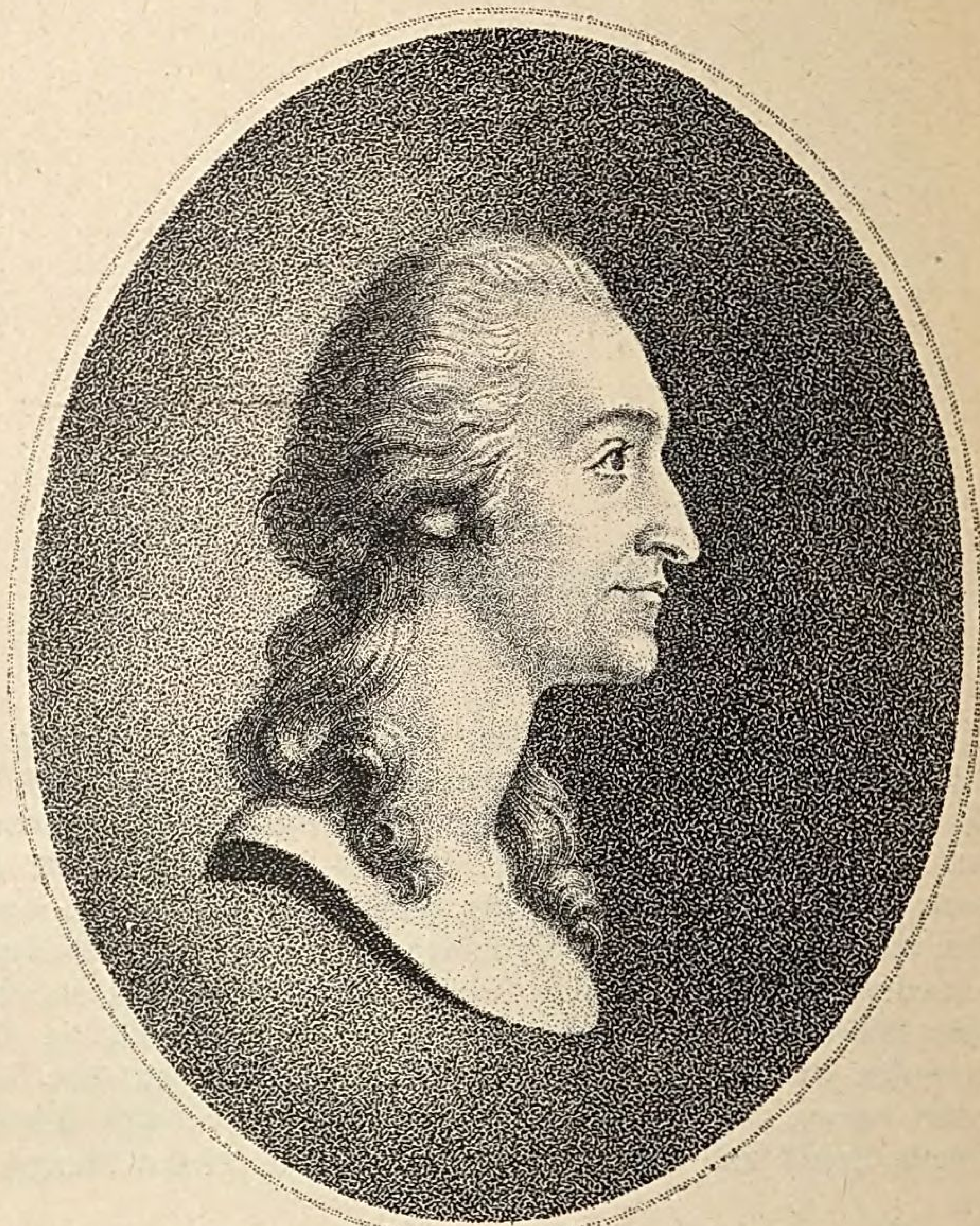
* * *

„Deine dämmernden Bilder sind lieblich,
Wie Abendrot, deine Stimm' ist sanft,
Wie der Flöte schwindender Nachhall,
Verrieselnder Quellen Geräusch."

„An die Erinnerung" v. Salis.

Klopstock war es in der deutschen Litteratur zuerst, der die zartesten, duftigsten, beinahe unaussprechlichen Gefühle und Stimmungen der Natur entgegentrug und dieselben auf landschaftlichem Hintergrunde zum Ausdruck

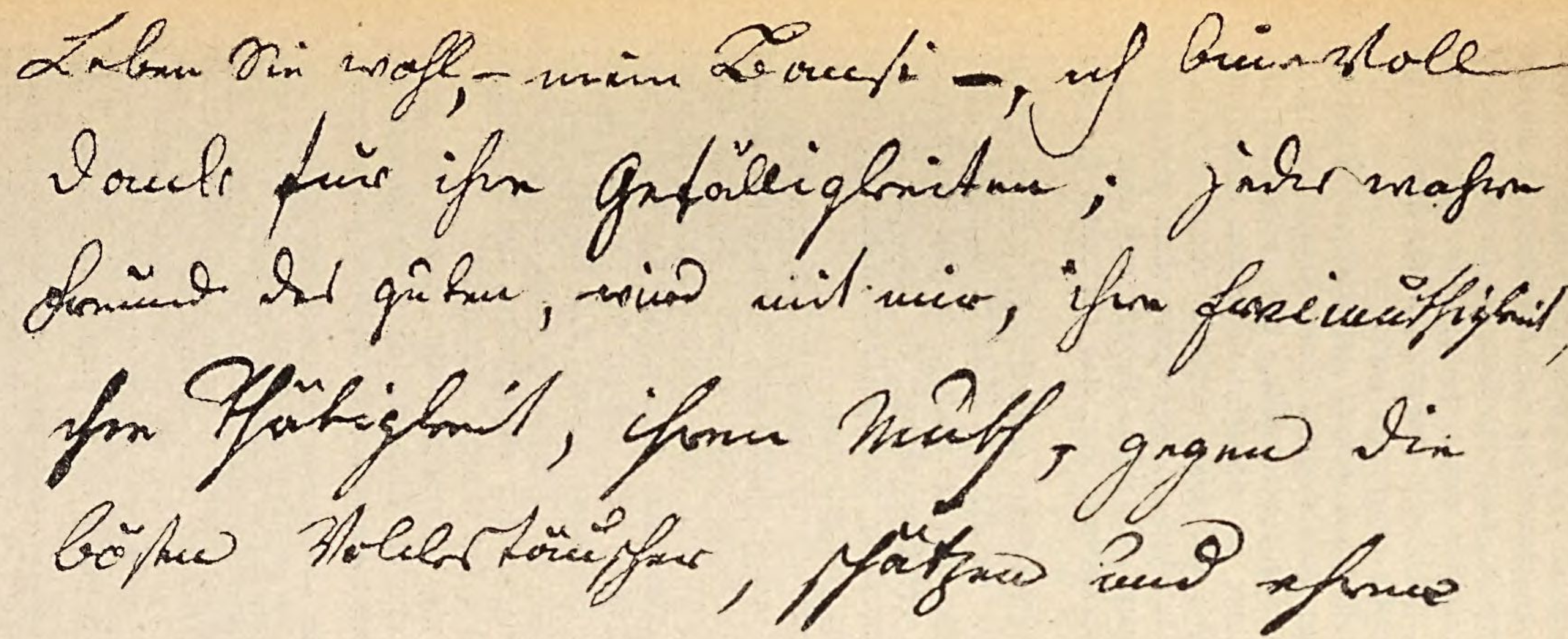
zu bringen wußte. Seine Oden „Die frühen Gräber" und „Die Sommernacht" sind nach dieser Richtung Meisterstücke lyrischer Poesie und gehören zu den wenigen von seinen Gedichten, an denen uns keine Härte der Wendung, keine Gespanntheit des Gefühls stört. Soweit hatten es weder Haller, noch Hagedorn noch Günther gebracht, von den Minnesängern zu



J. Gaudenz v. Salis-Seewis.

schweigen, deren Naturgefühl ein höchst konventionelles und selbst bei Walther von der Vogelweide kaum durch die zarteste individuelle Färbung gehobenes war.

Aber Klopstocks Zeit wollte nicht nur ihr Herz am Busen der Natur ausströmen, sie begehrte ihre ganze Existenz aus den drückenden Fesseln der Konvention loszumachen und sich einfacheren und, wie sie träumte, möglichst primitiven Verhältnissen zuzuwenden. Darum fand Salomon

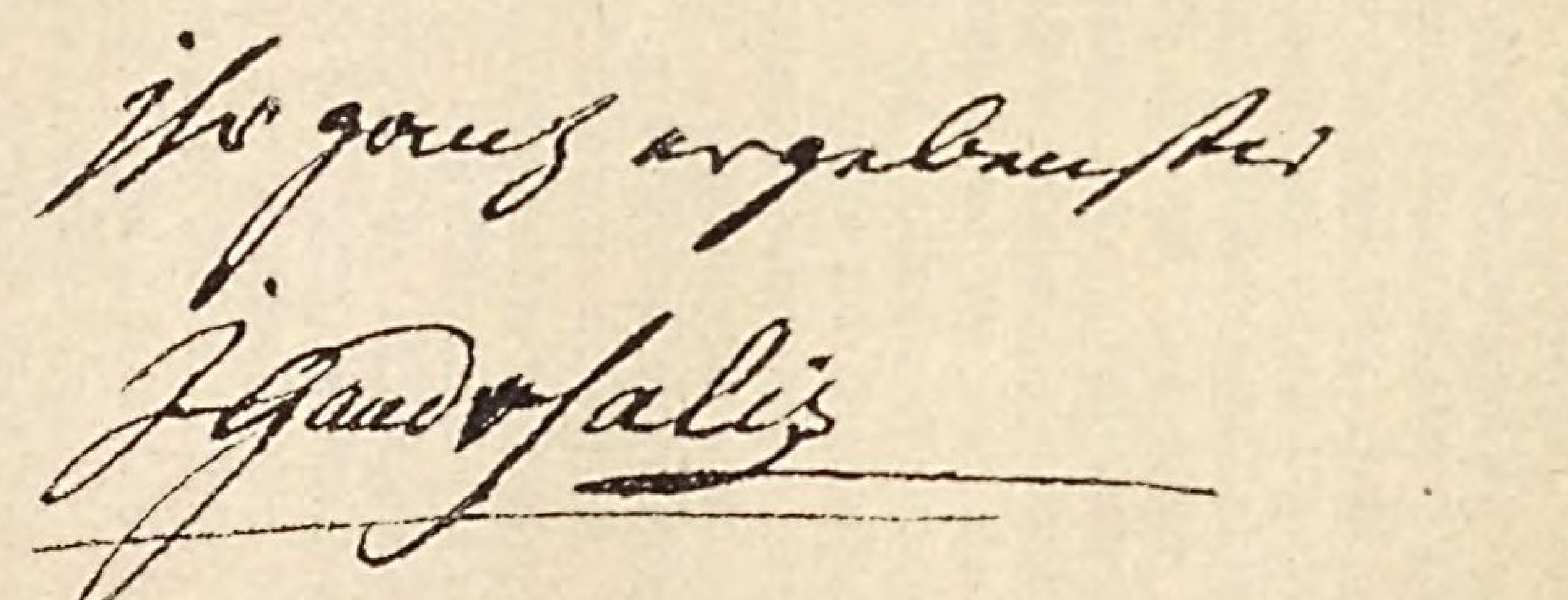

Leben Sie wohl, – mein Bansi –, ich bin voll Danks für ihre Gefälligkeiten; jeder wahre Freund des guten, wird mit mir, ihre Freimüthigkeit, ihre Thätigkeit, ihren Muth, gegen die bösen Volkstäuscher, schätzen und ehren

Malans den 7. May 1793.

Hier, lieber Bansi, erhalten Sie den Argus wieder. E. Schneider spricht herzlich schlecht — aber für die gute Sache; seine Marktschreyereien sind mir hundertmahl lieber, als alle Sophistisch-jesuitisch-aristokratischen Deduktionen.

Was Heigele ist und schreibt — weiß ich nicht; wenn die Mädchen-Kupferstiche, die sein Werklein verzieren, wirkliche Huren sind, so ist zu vermuthen, seine Grundsätze seyen — schief oder jesuitisch-aristokratisch. — ich werde diese Schrift bey Gelegenheit einst lesen, wenn ich nichts besseres zu thun habe.

Volkstäuschung zu hindern, heißt Aufklärung, Volkstäuschung durch Lügen, oder Ausstreuungen ein gewöhnlicher Bündner Kniff der Machthaber. Die Waffen unserer Scharfschützen hinter den Zäunen suchen ihr entgegenzuarbeiten, und aufzudecken, ist Pflicht des redlichen Mannes. —


Ihr ganz ergebenster
J. Gaud v Salis

Wer oder welche Gesellschaft so was unternimmt hat meinen ganzen Beyfall — und Ansprache auf meine geringe Mitwürkung; anch' io sono pittore! Auch mich haben die Volkstäuscher zu vergiften gesucht. (Schluß der faksimilierte Teil.)

Faksimile eines Briefes von J. Gaudenz v. Salis-Seewis.

Geßner so großen Beifall, weil er auf duftigen landschaftlichen Hintergründen ursprüngliche Menschen im zarten Glanze eines unverdorbenen Daseins heraufzuzaubern wußte. Wenn er auch den Ton des Herzens nicht in dem Maße wie Klopstock zu treffen wußte, so hatte er dennoch sozusagen als Epiker der Nation den Dienst gethan, den ihr Klopstock als landschaftlicher Lyriker zu erweisen angefangen hatte.

Hölty hielt den von Klopstock und Geßner gewonnenen Gesichtskreis fest, nur daß er des Züricher Idyllendichters ideale Figuren mit einer naturwüchsigen deutschen Bauernwelt vertauschte. Eine beschränkte und beinahe nur auf die Anschauung der einfachsten ländlichen Verhältnisse ausgedehnte Kenntnis der Welt gab seinen Gedichten etwas Schlichtes, Treuherziges, der Sinn für landschaftliche Schönheiten einen stimmungsvollen, entsprechenden Hintergrund, die sichere Aussicht auf einen frühen Tod einen wehmütigen, schwärmerischen Ton und ein reines Herz eine tüchtige reine Empfindung.

Matthisson errang mit diesem Genre große Erfolge, weil er dasselbe salonfähig zu machen verstand. Er übertrifft Hölty an Glanz und Reichtum des Ausdrucks und an Wohllaut der Sprache; er steht ihm nach an Ursprünglichkeit und Wärme der Empfindung; die Weichheit wird bei ihm Sentimentalität, die Verwendung landschaftlicher Motive oft Selbstzweck und überhäufte mosaikartige Schilderung.

Keiner ist ihm so verwandt, wie der Schweizer Johann Gaudenz von Salis-Seewis. Die innigste Freundschaft verband sie; zweimal gaben sie ihre Gedichte in einem Bande vereint heraus (1803 und 1808), und eine Reihe derselben ließe sich dem einen, wie dem andern zuschreiben. Es giebt in der Litteraturgeschichte kaum einen zweiten Fall solcher Aehnlichkeit der Produkte zweier Dichter. Sie erstreckt sich nicht nur auf die Gleichheit des Tones und der Stimmung, sondern auch auf die Wahl der Stoffe und sogar der Überschriften. Indessen ist Salis kein Nachahmer Matthissons und hat seinen eigenen Ton früh gefunden, vor der Bekanntschaft mit Matthisson und ehe dessen Gedichte erschienen.*)

Auch von Hölty ist er nicht beeinflußt worden; innere und äußere Gründe fehlen, welche auch nur die Annahme seiner Bekanntschaft mit dessen Gedichten zu Anfang seiner Dichterlaufbahn rechtfertigen würden.**)

*) „Lieder" von Matth. erschienen 1781 in Breslau und Dessau 1783, „Gedichte" 1787; die persönliche Bekanntschaft beider fällt wahrscheinlich ins Jahr 1788 (s. unten). Salis setzt in der von ihm getroffenen Einteilung der Gedichte die erste Periode in die Jahre 1780—86. Weil er so oft mit ihm zusammengestellt wurde und wohl auch als ein von ihm Beeinflußter erschien, hat er vermutlich in der Vorrede zu der (4.) Ausgabe vom Jahre 1800 auf den spontanen Ursprung seiner Gedichte, „dieser absichtslos aus freyem Naturtrieb entkeimten Blüthen", hingewiesen. Auch sein Biograph und persönlicher Freund Roeder betont diesen Punkt: S. 33 (Seine Poesie) „rang bei ihm . . . . . aus dem ureigenen innern Drang seines Gemüthes hervor". Vgl. auch S. 36, 40, 42. Ein Einfluß des französischen Dichters Jean Pierre de Florian läßt sich gleichfalls nicht erweisen. (Vgl. übrigens unten.)

**) Gesammelt erschienen Höltys Gedichte erst im Jahre 1782, einzeln in Zeitschriften seit 1772. Die Annahme wäre jedenfalls sehr gewagt, daß Salis von diesen zerstreuten Gedichten durch seine deutschen Hauslehrer oder später durch Pfeffel in Kolmar, den er

Seiner ganzen Anlage und Kunstführung gemäß steht er allerdings zwischen Hölty und Matthisson; er bedeutet von der modisch gezierten Poesie Matthissons einen gesunden Rückschritt zu Höltys natürlicherer. Freilich bleibt auch er nicht selten in lähmenden landschaftlichen Detailschilderungen stecken, durch deren Überfülle die Stimmung verdorben wird, und müht sich mit allgemeinen Umrissen und verschwommenen Stimmungen ab, wie z. B. in dem Gedichte „Das Abendrot". Im Streben nach einem volkstümlichen Tone wird er, wie im „Fischerlied" und „Pflügerlied", mitunter gezwungen; im „Landlied für Mädchen" weist er unwahre, steife Züge auf, wie z. B.:

„Seht, Gespielen, seht, die Flur
Blühet nur,
Um der Unschuld zu gefallen."

In einer Reihe von Gedichten thut er allzuviel, um, ungefähr im Sinne der Hallerschen „Alpen", den Gegensatz zwischen ungesunder Überkultur und einfachen Verhältnissen zu erzielen, indem er nicht nur gegen „geschorene Boskette", gegen „Despoten", „Schmeichler" und „Heuchler", sondern auch gegen „Puder und Pomade" eifert; auch kehren die stereotypen melancholischen Stimmungen auf dem Untergrunde derselben Stoffe allzuhäufig wieder.

Aber im ganzen verfügt Salis über einen schlichten, einfachen und im Gegensatz zu Matthisson von Manier fast gänzlich freien Ausdruck, sein Gefühl ist tief und kräftig, die Stoffe ungesucht und meist der Anschauung und Erlebtem entnommen. In seinen wenigen erotischen und offenbar nur den mit seiner nachherigen Frau erlebten Liebesangelegenheiten entsprungenen Gedichten ist Zug für Zug sorgfältig studiert und verschönte Wirklichkeit. Ebenso beruhen seine landschaftlichen Bilder auf genauer Beobachtung. Seine Sprache, wiewohl von einigen Helvetizismen nicht ganz frei, ist wohlklingend und durchsichtig; er hat viel geändert und gefeilt, und eifrig nach einer gewissen Färbung der Diktion gesucht.*) Er vermeidet die

indessen ungefähr mit dem 15. Jahr verlassen haben mag, etwas kennen gelernt habe' oder von dem Jahr 1779 an in Paris. In dem spätestens 1793 entstandenen und schon in die erste Ausgabe der Gedichte (1793) aufgenommenen Gedicht „Wehmut" erwähnt er Höltys.

*) Eine Eigenheit des Ausdrucks, wie in der folgenden Strophe, erlangten Hölty und Matthisson nie:

„Mag immerhin der Strom entgleiten,
Der meines Lebens Kahn entführt,
Indeß der Bord der Jugendzeiten
Sich mir in Fernungsduft verliert."
(Ergebung.)

Infolge der unablässig gebrauchten Feile zeigt das kleinste seiner Gedichte eine vollständige innere und äußere Durchbildung und die ganze Sammlung den homogenen Charakter möglichster Vollendung. Die vielen und, wie die Varianten ergeben, oft sehr einschneidenden Änderungen haben den Gedichten die Merkmale benommen, an denen die Zeit ihrer Entstehung zu bestimmen wäre. Er selbst hat sie, wenn auch nicht streng in den Grenzen der angegebenen Jahre, chronologisch geordnet und in dem „Abschied an die Harfe" die Abschnitte seiner Entwicklung umrissen.

künstlichen Formen, die ihn übrigens, namentlich in Verbindung mit Reimen, leicht zu schleppender Schönrednerei verführen, und strebt nach dem einfachen, sangbaren Liede, wie er denn oft komponiert wurde: er verleiht dem Heimweh des Landmanns tiefen Ausdruck, er singt die Schauer des Grabes und des Kirchhofs und die Klänge männlicher, gehaltener Wehmut, er entrollt die lieblichen Scenen der Kinderzeit und eines friedlichen engbegrenzten Landlebens, ihm stehen die Laute zarter, keuscher Neigung und rührender Mutterliebe und mitunter ein Pathos, wie Schillers, nur gedämpfter, zu Gebot.

Sein Stoffgebiet ist nicht reicher, als dasjenige Höltys und Matthissons, und er ist kein erfinderischer Geist. Er legt Wert auf den Namen eines vaterländischen Sängers, aber seine Gedichte haben nichts Besonderes, Heimatliches. Seine Bauern, Pflüger, Fischer, Landmädchen können sich so gut in Höltys Dörfchen tummeln, wie in den bündnerischen Bergthälern; auch seine Landschaftsbilder sind bei aller Treue der Kleinmalerei wesentlich konventionell, und kennzeichnend genug werden die Alpen in allen Gedichten kaum zweimal berührt, während von den übrigen charakteristischen Zügen seiner Graubündischen Heimat gar nichts erscheint. Er liebt die Modelandschaft, vornehmlich Ebene mit stillen Weihern, verschatteten Fichten- und Birkenwäldern und zitternden Espen, abendrote Felder und mondbeschienene Kirchhöfe. Hölty brachte ein zu früh abgebrochenes Leben in engen und für die Anschauung nicht eben ergiebigen Verhältnissen zu, und Matthisson, seiner Büchernatur folgend, befaßte sich nur mit Kunst und Litteratur; aber Salis war Soldat, er sah einen großen Hof, er sah die Vorboten der Revolution und diese selbst mit allen Greueln, er stand auf Schlachtfeldern, er sah den Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft, nicht ohne von den Trümmern selbst verletzt zu werden, und bethätigte sich Jahrzehnte an der Leitung des heimatlichen Staates, ohne daß von diesem Überschuß an Eindrücken und Erfahrungen, die er vor seinen geistesverwandten Mitsängern voraus hatte, etwas Nennenswertes in seine Poesie eingedrungen wäre. Mehrmals wies er privatim und öffentlich darauf hin, daß seine bürgerliche Thätigkeit ihm eine umfangreichere Beschäftigung mit der Poesie nicht gestattet habe. Indessen würde selbst eine ausgedehnte Muße ihn nicht zu einer bedeutenderen Produktion haben führen können, da eine solche durch die Schranken seines Talentes verunmöglicht war. Er hat keine neue Poesie gelebt und geschaffen, er konnte nur eine bestimmte Gattung schon vorhandener nachfühlen und noch einmal schaffen. Er versuchte sich, wie er einsah, ohne Glück wohl auch einmal auf andern Gebieten; er schrieb eine historische Ballade „Fontana“ (s. Anhang), er dichtete vaterländische Epigramme und begann eine offenbar größere Dichtung „Der gothische Tempel“. Mochte ihm indessen die ungehinderte Entfaltung seines Talentes durch den Druck der Ämter beeinträchtigt erscheinen, er selbst war der letzte, dies Talent und seine Leistungen zu überschätzen.

Als ihn J. R. Wyß um einen Beitrag in das Taschenbuch „Alpenrosen" anging, schrieb er: „Den Dichter-Namen im strengeren Sinne des Wortes glaube ich kaum zu verdienen"; und als Heinrich Zschokke seine Dichtungen, namentlich „Das Grab", lobte, wies er dieses Lob mit den Worten zurück: „Ach! ich bin kein Dichter! Sehen Sie Sich doch nur „das Grab" einmal an, was in der ersten Strophe steht, ist in allen folgenden nur variirt."*) Aber er ist ein echter Dichter, und seine lieblichen Schöpfungen bestehen noch in dem heutigen Geschlechte und tönen mit ihren sanften Klängen in unsre laute Zeit nach.

Johann Gaudenz von Salis-Seewis wurde am 26. Dezember 1762 auf dem Schlosse Bothmar bei Malans in Graubünden geboren.**) Sein Geschlecht ist von altem Graubündner Adel und hat seiner Heimat eine Reihe verdienstvoller Männer geschenkt. Als Stammvater der Salis galt Rudolf von Salis, der um das Jahr 1259 lebte. Der Name, der in ältern Urkunden de Salicibus***) geheißen haben soll, erklärt zum Teil das Stammwappen;†) dieses zeigte einen quergeteilten Schild, „oben in Gold ein entwurzelter Salenbaum (Weide), unten von Silber und Roth sechsmal gepfählt. Aus dem offenen goldgekrönten Turnierhelm schaut eine nackte geflügelte und gekrönte Jungfrau, deren rechter Flügel silbern und der linke rot ist; statt der Arme die Flügel. Helmdecken: Gold und Grün und Silber und Rot. Die Devise: Pro fructibus arma". Das Haus teilte sich mit der Zeit in zehn verschiedene Linien nach ihren Hausgütern: die Salis-Sils-Samaden, Marschlins, Rietberg und Chur, Tenins und Aspermont, Maienfeld, Haldenstein, Zizers und Tiran, Soglio (Battista, Mezzo, Antonio, Tagstein), Seewis und Grüsch. Im Auslande und in der Heimat zeichneten sich die Salis durch militärische und staatsmännische Tüchtigkeit aus, bald im Veltlin, in Chiavenna, Bormio, bald am

*) Nach einer mündlichen Mitteilung des ältesten Sohnes Heinrich Zschokkes, des Herrn Pfarrers Emil Zschokke in Aarau.

**) Ueber den Geburtsort differieren die Angaben: wir folgen der des vertrautesten Freundes von Salis, Matthisson: Lyrische Anthologie herausgegeben von Friedrich Matthisson, Zürich 1806. Orell. Vgl. Pischon, Denkmäler IV: zu Bothmar. Neue Jahrbücher f. Philologie und Pädagogik 4. Jahrg. 10 Bd. 1834 S. 215: zu Malans. Neuer Nekrolog der Deutschen. 12. Jahrg. 1834 u. 1836 S. !5: zu Malans. Roeder W. G.: Joh. G. v. Salis-Seewis, St. Gallen 1863: zu Seewis. Ihm sind Goedeke (Grundriß), Koberstein und Jördens gefolgt, eine oder zwei selbständige Nachrichten enthalten außer Roeder überhaupt nur der genannte Nekrolog und Mörikofer, die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts, Leipzig, Hirzel 1861, der den handschr. Nachlaß J. G. Füßlis benützte.

***) Nach Roeder S. 11 ff. leitete die Familie ihren Ursprung urkundlich aus dem Beginn des 10. Jhrhts. ab. Im Jahr 913 habe Hatto von Mainz, der als kaiserlicher Gesandter nach Italien Rhätien passirte, den Edeln Andreas und Rudolphus auf ihrer Stammburg Castelaccio bei Soglio im Vorlande Prägallia (Bergell) gegen Zusicherung ihrer Lehensdienste verschiedene Gerechtsame und die Rekognition ihrer Allodialgüter im Namen des Reiches urkundlich ausgestellt.

†) Vgl. über die Geschichte der Salis: Sammlung rhätischer Geschlechter I. Jahrgang 1847. Chur, Hitz. S. 142—184, der wir auch die Beschreibung des Wappens entnehmen. Als Geburtstag giebt diese, offenbar ungründliche, Quelle den 15. Dezember an.

französischen Hof oder im deutschen Reichsdienst, je nach den Schwankungen der Politik ihres Heimatstaates für Frankreich, Österreich, den Papst oder die italienischen Republiken auf diplomatischen Posten draußen, oder zur kriegerischen Verteidigung auf den Bergpässen der Heimat. Auch in den Kulturbestrebungen derselben spielen sie als Historiker, Rechtsgelehrte, Publizisten, Naturforscher, Erzieher und Kirchenreformatoren ihre Rolle.*) Da finden wir u. v. a. Hubertus Magnus v. Salis 1487 als Reichsritter, 1488 als Oberst in den Diensten des Erzherzogs Sigismund von Österreich u. a. m.; ein Rudolf von Salis-Marschlins (1539—31. März 1600), einer der ersten Kriegshelden und Staatsmänner Graubündens, wurde am 12. Mai 1582**) von Kaiser Rudolf II. zum Reichsfreiherrn ernannt; Herkules, Sohn des ebenfalls verdienten Ulysses***) von Salis-Marschlins (1617—74), war Bundesoberster im Religionskriege Graubündens gegen den Landeshauptmann Baldiron — wie überhaupt die Salis bekanntlich an der Spitze der protestantischen Partei in Graubünden standen —, ein Rudolf von Salis verjagte 1622 die österreichischen Besatzungen aus den Bündner Festungen und that damit einen entscheidenden Schlag zur Rettung der Unabhängigkeit seines Landes.†) Durch humanitäre Bestrebungen zeichnete sich im 18. Jahrhundert von der Linie der Salis-Marschlins besonders Ulysses aus, seit 1762 eines der rührigsten und bedeutendsten Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft und Mitbegründer des rhätischen Seminars Haldenstein-Marschlins.††)

Die Seewiser Linie zweigte sich im 16. Jahrh.†††) ab. Sie führte ihren Ursprung auf Dieteganus Magnus (1477—1531), den Sohn des obgenannten Hubertus Magnus, zurück. Der Sohn dieses großen Dietegen, gleichen Namens (1526—90), der als Generalmajor und Hofrat unter Ferdinand I. diente, erhielt am 20. Januar 1588 den Reichsherrnstand für sich und seine Nachkommen und sein Sohn Hieronymus Dietegen, der 1628 an der Pest zu Seewis starb, hatte zuerst seinen Wohnsitz von Soglio nach Seewis verlegt; ein gleichnamiger, 1657—1705 lebender Nachkomme erbaute das Schloß zu Seewis.*†) Wie sich überhaupt von der Mitte des

*) Vgl. über die Bedeutung der Familie auch: H. Zschokke, Geschichte des Freistaats der drei Bünde. (Histor. Schriften, 14. Tl.) S. 230 ff. Weitere Angaben über einzelne berühmte Mitglieder des Hauses: ebenda S. 233, S. 258 (über Battista und Herkules von Salis, die im Jahre 1572 vor einem der zahlreichen, spontan zusammentretenden Volksgerichte verurteilt werden), S. 313; ferner im 15. Tl. der histor. Schr. S. 15 (Anton v. Salis, in der Verschwörung Robustellis „verordneter" Blutrichter), S. 21, 29, 32, 45 (wo Mitglieder des Hauses gegen das aufständische Veltlin und Misox kämpfen).

**) Sammlung rhätischer Geschlechter: 1532, offenbar versehen für 1582.

***) Des Mareschal de Camp Ulysses v. Salis-Marschlins Denkwürdigkeiten herausgegen v. Conr. Mohr, Chur 1858.

†) Vgl. Zschokke, hist. Schr. 15. S. 64 ff.

††) Vgl. Züricher Sammler Schweizerischer Neuigkeiten 1788 S. 140. Morell, die helvetische Gesellschaft S. 358. Jahresbericht über das Töchterinstitut und Lehrerinnenseminar Aarau 1882/83 (Beilage: Das rhätische Seminar Haldenstein-Marschlins von Rektor J. Keller).

†††) Vgl. Sammlung rhät. Geschl. Stammtafel III.

*†) Noch in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts stehen die Salis im Dienste österreichischer Bestrebungen, wie sie denn natürlich je nach den politischen Verhältnissen

18. Jahrhunderts ab die Sympathien der Salis von Österreich ab- und Frankreich zugewendet zu haben scheinen, so finden wir einen Joh. Gaudenz von Salis-Seewis (1708 —2. August 1777) durch Patent vom 1. Februar 1776 von Ludwig XIV. in den Grafenstand erhoben. Seitdem fügte die Seewiser Familie dem Stammwappen die Grafenkrone auf dem Schild bei.

Der Sohn dieses Johann Gaudenz war des Dichters Vater: Johann Ulrich, geb. 25. Sept. 1740, gest. 15. Nov. 1815. Er vermählte sich mit Jakobea von Salis-Bothmar (1741—17. Dez. 1791), der Tochter des Hubert Abraham von Salis-Bothmar und der Jakobea von Buol. Über die Charaktere der Eltern und das Leben im elterlichen Hause des Dichters wissen wir so gut wie nichts, außer einer brieflichen Äußerung desselben beim Tode seines Vaters: „Es ist mir sehr tröstlich, daß auch Sie noch in Ihm jene Tugenden anerkennen, durch welche er seinem Vaterlande, seiner Familie, der Jugend und manchem Leidenden wohlthätig zu werden suchte. Wenn auch seine guten Zwecke nicht überall erreicht wurden, so blieben sie doch nicht ganz fruchtlos, und ich darf mich auf das Zeugnis jedes Unbefangenen berufen, daß er nicht aufhörte sich zu bestreben manches Böse, — Zwietracht, — Leidenschaftlichkeit — und Vorurtheile zu bekämpfen. Mag auch er, wie jeder Ausgezeichnete bey mehrern Anläßen verkannt worden seyn, im Ganzen genoß er das Glück, von manchem der Beßeren geehrt, — sein Andenken im Seegen zu hinterlaßen."*) Wir werden bei diesen Worten an eine andere briefliche Äußerung erinnert, die Salis dem gleichen Adreßaten gegenüber über seinen Vater that. Im Jahre 1788 erzählt er, daß sein Vater in den innern Händeln Graubündens zum Frieden spreche.**) — „Baviers und meines Schwagers Zollhändel***) dauern und wüten zur Schande der Bündner Moralität, noch fort. Obgleich mein Vater und jeder edle zum friedlichen Vergleich räth und beiträgt."

resp. Beziehungen ihres Landes ihre politische Richtung ebenso häufig geändert haben, als es ihre Interessen mit sich brachten. Vgl. Zschokke, hist. Schr. 15 S. 219 ff.

*) Z 25 Salis an „Mons. le Capte. Henri Bansi" . . . Chur den 5. Dezember 1815. Aus einer Sammlung (27 von Salis an Bansi, einer von Salis an Zschokke, 2 von Bansi an Salis, 3 von Bansi an Zschokke) noch ungedruckter und unbenützter Originalbriefe, welche mir durch die Güte des Herrn Pfarrers Emil Zschokke in Aarau aus dem Nachlaß seines Vaters, des bekannten Schriftstellers Heinrich Zschokke, freundlich zur Verfügung gestellt wurden, wofür ich Herrn Pf. Zschokke an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank wiederhole. Über den Wert dieser Briefe äußert sich Bansi an Heinrich Zschokke nach dem Tod des Dichters: „Campher 24. März 34: „Hiebei erhalten Sie, mein und der Menschheit Wohlthäter, 27 Briefe unseres, nun im stillen Lande ruhenden, besten Salis, worunter 2 von mir an ihn stehen. Wohl möglich, finde ich mehrere von ihm, unter der Menge von Schriften, die ich noch nicht ins Reine erleßen konnte. Auch nur aus dieser Ablieferung mögen Sie ihn näher seiner Stimmung nach, seit 1785—1852 kennen, als durch keine andere Notiz ihn zu schildern gelingen wird. Zu keinem andern Bündner oder auswertigen, ließ unser geliebter sich so genau kennen, als von mir seinem Bekannten seit deßen Kindesalter." — Die Briefe wurden während der Flucht Bansis und Salis' im Jahre 1798 „im feuchten Orte begraben" und daher „No. 1—20 so widrig verdorben", wie ein Zettel von Bansis Hand bei den Briefen resp. der Schluß des soeben citierten Briefes besagen. In der That sind von den genannten besonders 6 resp. 7 seitenweise unleserlich geworden. Wir bezeichnen diese Briefe mit Z und den Nummern ihrer chronologischen Ordnung.

**) Z: Salis an Bansi, Chur (Datum zerstört, aber vor 15. Juni 1788).

***) Vgl. über diese Zollangelegenheiten der Salis: H. Zschokke, histor. Schr. I S. 244.

Zu dieser milden, friedlichen Gesinnung, die sich als ein wesentlicher Charakterzug im Sohne wiederfindet, stimmt die Nachricht Mörikofers*) recht wohl, daß Johann Ulrich ein Zögling des Philosophen Lambert gewesen, der im Hause seines Vaters ebensoviel gebend, als empfangend, gelebt zu haben scheint. Zu den Freunden des Hauses gehörte denn auch der Adressat der eben citierten Briefe, Heinrich Bansi, der, obwohl nur zehn Jahre älter als der Dichter Joh. Gaudenz, mit Eltern und Großeltern in freundschaftlichem Verkehr stand. Wir finden Bansi im Jahr 1786 als Pfarrer in Flesch in Graubünden, 1789 vorübergehend in Zürich, 1793 in Chur, Anfang 1798 in Sylvaplana im Engadin: 1798, wie Salis, als Anhänger der helvetischen Partei vertrieben, scheint er sein Pfarramt aufgegeben oder verloren zu haben: die Briefe gehen jetzt an Mons. le Capitaine Bansi; offenbar ausschließlich in den Dienst der helvetischen Bestrebungen getreten, muß er der helvetischen Republik bald hier, bald dort, in Basel, Zürich, Mailand, Genf wichtige Dienste geleistet haben. Sein Verhältnis zu dem Dichter blieb lange Jahre ein überaus herzliches, bis es in späteren Jahren eine Änderung erfuhr. Früh scheint er den Charakter und die Anlagen seines jüngeren Freundes erkannt zu haben: er beruft sich später auf eine Äußerung, die er dem Vater desselben gegenüber that: „Joh. Gaudenz von Salis-Seewis ist der Goldfleck im Kupfer Ihrer Familie.“**)

Salis' Vater bekleidete, wie dies in der Familie traditionell war, verschiedene wichtige Ämter seines Staates, in denen ihn sein Sohn und sein Enkel später ersetzten. Er war Landeshauptmann und Bundesammann Graubündens.

Über die Mutter des Dichters ist aus dem vorläufig vorhandenen Material absolut nichts zu entnehmen.

Johann Gaudenz Gubert***) war das älteste, aber nicht das einzige Kind seiner Eltern. Die „Sammlung rhätischer Geschlechter“ kennt (Stammtafel III) noch zwei Brüder, Gubert Abraham Dietegen (geb. 1767 gest. 15. März 1840) und Herkules Dietegen, geb. 1770. Salis selbst spricht in seinen Briefen aus Paris von einer Schwester,†) die er außerordentlich liebt und hochschätzt, und später von einem Bruder,††) dem jüngsten, der sich als Historiker verdient machte.

Die Schwester, welche 1787 bereits verheiratet war, scheint das gute, edle Herz mit dem Bruder gemeinsam gehabt zu haben. „Meine Schwester

*) J. C. Mörikofer S. 533 ff.

**) Z. 29.

***) So in der Sammlung rhät. Geschl. S. 179.

†) Z. 6. Salis an Bansi: Arras 28 Hornung 1787. „Ich empfehle Ihnen meine Schwester in Chur — zur aufmunterung zum denken und fühlen, denn sie ist beydes fähig.“

††) Z. 26. Salis an Zschokke: Chur den 30. März 1817: „Der Geschichtforscher J. Ulrich von Salis-Seewis — deßen Tod seine Freunde und ich betrauern, war mein jüngster Bruder. Aus seinem Nachlaß wird mit der Zeit eine beinah vollendete Geschichte Rhätiens unter den Römern und ein Umriß der Geschichte bis zum Bunde von Vazecol hinab, im Druck erscheinen.“

hat noch viel gutes, — möchte doch ihr Mann ihre Herzens-Stimmung zur Menschenliebe und zum Wohlwollen stärken wollen."*) Ihre Bildung lag Salis sehr nahe: „Schreiben Sie mir doch im Vertrauen, ob meine Schwester sich immer auf ihre Bildung legt."**)

Ob Salis seine Kinderjahre in Seewis verlebte oder in Malans, wissen wir nicht. Seinen ersten Unterricht empfing er durch deutsche Hauslehrer. Einer von diesen, Hilmer, wurde später unter Friedrich Wilhelm II. von Preußen Oberkonsistorialrat und erlangte großen Einfluß auf das preußische Erziehungs- und Schulwesen.

Mehrere Jahre verbrachte der heranwachsende Jüngling in der militärischen Erziehungsanstalt des blinden Dichters Pfeffel zu Kolmar, die damals überhaupt von jungen Schweizern viel besucht wurde;***) Pfeffel hatte zahlreiche persönliche Beziehungen zu der Schweiz und nahm an ihren geistigen Bestrebungen mit regem Interesse Anteil, wie er denn auch Mitglied der helvetischen Gesellschaft war. Näheres über den Umfang und Inhalt dieser Lehrjahre wissen wir nicht, jedenfalls aber hing Salis mit der innigsten Liebe und Dankbarkeit an diesem Erzieher, dem er ein, später allerdings (wohl aus ästhetischen Gründen) von der Sammlung seiner Poesien ausgeschlossenes Gedicht „An Pfeffel" gewidmet hat:†)

„Unvergeßlich bleibt mir jene Stunde,
Da ich staunend dir zur Seite saß;
Trunken hieng mein Haupt an deinem Munde,
Und in deinen offnen Zügen las
Ich entzückt der reinsten Tugend Glück —
Ach warum nicht auch in deinem Blick?"

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

„Und die Zähre rinnet, wie sie rann
Als ich stumm und bebend an dir hieng,
Und den letzten Abschiedskuß empfieng."

Pfeffel hat diese im Jahre 1785 gedichteten Strophen im Jahre 1787 mit dem Gedicht „Der Rubin, an den Freiherrn von Salis Sevis" erwidert, dessen schmeichelhafte Moral die ist, daß, „Was Staub ist für gemeine Seelen, Wird für den Weisen zu Juwelen".††) Es geschah wahrscheinlich nach Abschluß dieser Kolmarer Zeit, als Salis, von Hilmer

*) Z. 7. Chur, ohne Datum. Salis an Bansi.

**) Z. 3.: Salis an Bansi; Paris den 18. Jenner 1786.

***) Vgl. Matthissons Nachlaß I, S. 297 u. a.

†) Der Aufenthalt zu Kolmar wird nur von den Jahrbüchern s. a. a. O. und dem Neuen Nekrolog der Deutschen, der eine einfache Reproduktion des Nekrologs in den Jahrbüchern ist, erwähnt. Um so schätzbarer war die Wiederauffindung des Gedichtes „An Pfeffel". Vgl. die im Anhang gedruckten Gedichte.

††) Musenalmanach für 1790 herausgegeben von Joh. Heinr. Voß. Hamburg, C. E. Bohr. S. 68 ff.

begleitet, der vielleicht jetzt erst sein Erzieher wurde, die Akademie von Lausanne bezog, die er bis zum Jahre 1779 besuchte.*)

Welchen Umfang das Wissen und Können des nunmehr 17jährigen Jünglings hatte, der nun seine weitere weltmännische und militärische Ausbildung im auswärtigen Kriegsdienst finden sollte, ist schwer zu bestimmen. Den einzigen Anhalt hierfür gewähren die Briefe und Gedichte der bald nachfolgenden Jahre. Orthographie und Interpunktion der Pariser Briefe an Bansi sind, selbst für jene Zeit, oft fehlerhaft, aber eine flüssige Diktion und ein einfacher, natürlicher Ausdruck verraten nicht weniger, als ihr Inhalt das ernste, ausschließliche Streben ihres Verfassers nach einer vielseitigen, besonders philosophischen und litterarischen Bildung, der er während seines Aufenthaltes in Paris, in Frankreich recht eigentlich gelebt hat.

Salis war an der südlichen Sprachgrenze der Schweiz aufgewachsen; aber wie seine Sprache der seiner Stammesgenossen in der Centralschweiz nicht nachstand und überhaupt nur selten den Schweizer erkennen läßt,**) so scheint er auch hinter der durchschnittlichen Bildungsstufe derselben nicht zurückgeblieben zu sein. Die Klassiker liest er in Paris zwar aus Übersetzungen, aber er liest sie doch. Er lebt ganz im Kreis der geistigen, litterarischen Interessen Zürichs, vorwiegend noch der Wielandschen und der Geßnerschen Bestrebungen, während, wie in seiner Heimat, so auch bei ihm in der Fremde, die Goethe und Schiller noch in den achtziger Jahren ganz im Hintergrund stehen. Auch die französische Poesie scheint ihm mit wenig Ausnahmen fremd geblieben zu sein. Jedenfalls dürfen wir bei Salis um diese Zeit keine gelehrte, aber eine gute, seinem Stande und der geistigen Bedeutung der Schweiz in jener Zeit entsprechende allgemeine Bildung voraussetzen, in die er, nach den Motti seiner Gedichte zu schließen, neben der deutschen, schweizerischen und französischen, auch die englische Litteratur und Sprache aufnahm.***)

Im Jahre 1779 trat Salis in die französische Schweizergarde zu Versailles ein. Näheres über die Zeit von 1779—85 wissen wir nicht. Im Jahre 1783 bestand er eine schwere Krankheit, von der wir nur durch ein Gedicht „Nach einer Krankheit", das im „Schweitzerischen Museum" erschien, Kunde haben.†) Von diesem Jahre an beginnt seine Korrespondenz mit Bansi, die von da bis zum Jahre 1802, wo die Korrespondenz mit Matthisson einsetzt, eine unschätzbare und bis jetzt die einzige Quelle bildet. Jedenfalls dürfen wir annehmen, daß seinen Dienst in der Heimat verbrachter Urlaub öfter unterbrach.††) So kehrt

*) Vgl. Roeder a. a. O. S. 14.

**) „Ich gehe auf ein Café" (Z. 3) oder „nur einzig darum" (Z. 8).

***) Vgl. die Gedichte „Mitleid", „Sehnsucht nach Mitgefühl", wo Gray citiert ist. „An ein Thal" ist durch 2 ital. Zeilen aus Petrarca eingeleitet, wie denn die Kenntnis des Italienischen bei dem Graubünder wohl vorausgesetzt werden darf.

†) Vgl. die neu aufgenommenen Gedichte im Anhang.

††) Weder Roeder, noch eine andere Darstellung wissen etwas von einer Unterbrechung des Dienstes in der ganzen Zeit von 1779—89.

Salis im Frühjahr 1785 aus der Heimat nach Paris zurück, wo er im Faubourg Chaillot Wohnung genommen hat. Seine Reise, über die er im ersten Briefe an Bansi vom 9. April 1785 berichtet, hatte ihn über Zürich geführt, wo er auf eine Empfehlung Bansis bei der Familie Schweitzer am Berg, den Pflegeeltern von Bansis Tochter Babette, um deren Schicksal sich Salis zu kümmern noch später Gelegenheit fand, gastlich aufgenommen wurde und Salomon Geßner und Professor Füßli besuchte. Die Schweitzersche Familie kam in den Jahren 1785 und 1786 selbst nach Paris, wo Salis ihr noch näher trat. „Ich habe den Mann näher und vertrauter kennen gelernt, und es gereut mich nicht, seine Thätigkeit und sein Feuer wäre meiner kaltblütigen Gemächlichkeit oder faulen Begierde nach Ruhe sehr zuträglich."*) Eine weitere auf dieser Reise erlangte Bekanntschaft war die des Basler Dichters Wernhard Huber, dessen Gedichte damals in Schweizerischen Zeitschriften, wie den „Oberrheinischen Mannigfaltigkeiten", der „Schweizerischen Blumenlese" und dem „Museum" erschienen, und der Salis als ein Original erschien.**) Noch im Jahre 1785 machte Salis in Paris die Bekanntschaft von Sophie von la Roche, der Freundin Wielands — „warmes Gefühl für Tugend und Natur; Kenntniße in allen Fächern der Literatur und Philosophischer Scharfsinn, unterscheiden sie gänzlich, von den eitlen, gefallsüchtigen Putz-Puppen, die von nichts als faden französischen Romanen Kopf und Herz angefüllt haben." — Die Bekanntschaft mit Pastoret, dem ihn Lavater empfohlen hatte, folgte bald nach. Am heimischsten scheint er sich bei dem Buchhändler (?) Friedel gefühlt zu haben, dessen 1785 oder 86 erfolgten Tod er tief betrauert; er hinterlasse seine Familie, die Lesegesellschaft, die deutsche Bibliothek und Litteratur in Paris zertrümmert und verwaist; die Klage, daß er von neuerer deutscher Litteratur seitdem nichts mehr erfahre, kehrt bald darauf wieder.***) Einen überaus günstigen Eindruck erhielt Salis von dem Bibliothekar Reichard, den er im Herbstmond 1786 zuerst kennen lernte und bei dem er, wie er sich später einmal ausdrückt, „bey ausgebreiteten literarischen Kenntnissen zugleich ein so anziehendes mildes Gemüth fand, daß sogar seine bittere politische Polemik in den Revolutionsalmanachen späterhin nie den ersten Eindruck vertilgen konnte."†) Auch Reichard, der mit Salis in spätern Jahren noch einmal zusammentraf, hat diesen hoch schätzen gelernt und ihm in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben" ein Denkmal seiner

*) Z. 1, 9. April 1785 und Z. 2, 18. Jenner 1786. Schweitzer beteiligte sich lebhaft an den politischen Versammlungen, in denen schon 1786 Mirabeau, Talleyrand, der Herzog von Lauzun hervorragten. „Sie werden bald Dinge hören, die man niemals, niemals aus Frankreich erwartet hätte," sagte er beim Abschied zu Reichard. Auch Salis hat jedenfalls um diese Dinge gewußt.

**) Ebenda.

***) Ebenda und Z. 4, 7. April 1786.

†) Z. 5 und Briefe aus Matthissons Nachlaß II, Chur, den 10. Februar 1822 und Nachlaß I, S. 152.

Freundschaft gesetzt.*) Selbstverständlich erschöpfen diese wenige Namen den Kreis bei weitem nicht, in welchem sich Salis in Jahren 1785—86 in Paris bewegte. Aber so ausgedehnt dieser auch sein mochte, einen tiefern Einfluß auf seine innere Entwickelung hat er nicht gehabt: des Dichters reines, tief und gemütlich angelegtes, weiches und durchaus deutsches Wesen mochte wenig genug zu dem französischen Esprit und der Lockerkeit jener eben der großen Revolution entgegenreifenden Gesellschaft passen. „Ich lebe mitten im Gewühle, ziemlich einsam. — Das heißt ich besuche oft Gesellschaften, aber bekümmere und verbinde mich mit und um sehr wenige.“**) — Frauen gegenüber fühlte er sich nun vollends befangen: „Ich bedauere, und verdiene Vorwürfe, daß ich es nicht wagte, vertraulicher und näher Ihre ..... (Em?)ma (nach Jean Jaques Rousseaus Ausdruck) kennen zu lernen. — Ich schätze sie vorzüglich — Aber sey es nun Furcht schief beurtheilt zu werden, schüchterne Zurückhaltung, Abneigung vom süßthuenden Geziere, oder nöthig angenommenen Kälte, — Ich darf und kann mich fast keinem Weib offen zeigen; — an Philosophieren darf man gar nicht denken, Man wird sonst gewöhnlich zuletzt zum Empfindler. Und gerade heraus, Ich würde mich vor mir selbst schämen, wenn mein Herz meinen Geist betröge. Es ist wahr, ich verliere sehr viel dabey, aber ich hoffe im vierzigsten Jahre wird dieses alles .... anders seyn. — Wenn ich nicht fürchten muß zu brennen, kann ich mich kühn dem Feuer nahen mich zu wärmen. — Das gesagte betrifft überhaupt das schöne Geschlecht en gros, und aus diesen Grundsätzen können Sie den Grund aussuchen, warum ich den meisten en detail ein steifer Kerl, oder ein zurückhaltender Heuchler vorkommen muß.“***) — „Ein Weib zur Freundin haben, muß für den ders kann und darf ein Himmel seyn. — Ich dürfte es nicht, wie sehr ich auch fühle, daß ihr sanftes (Wesen) meinen Menschenfeindlichen (nicht Menschenfeindlichen; Ich haße dieses Wort und war es Gottlob nie! aber Menschenscheuen) Anfällen heilsam seyn würde; Ich dürfte es nicht — denn ich fühle zu tief, und meine Seele haftet zu sehr, auf einem Punkt, um nicht immer (nach einer) Verbindung zu streben.“†) .... Dennoch lief der junge Theoretiker einmal Gefahr, diesen Grundsätzen untreu gemacht zu werden. (Unter) „wenigen war das Bild, eines Mädchens, welches ich mit festem männlichem Vorsatz auswischte. — Die sanfteste Griechische Bildung; der schlankeste Wuchs, ein Auge voll Jungfräulichen Unschulds Sinns und Milde — in einer Tochter, die eben in tiefer Trauer um ihre Mutter war, als ich sie das erste mahl sprach, dieses alles gab mir einige Tage ein leichtes Seelenfieber. — Ein Geck wollte ich, nicht mehr seyn — ich schämte mich vor mir selber; ward zurückhaltend und zurückziehend gegen Ihre Freundlichkeiten und ihr an-

*) Heinrich Aug. Ottokar Reichard. Seine Selbstbiographie herausgegeben von Herm. Uhde. Stuttgart, Cotta 1877. S. 225 ff.

**) Z. 2.

***) Z. 3.

†) Z. 6.

zügiges — biß sie mir nicht mehr und nicht weniger ward, als ein gewöhnliches — gutes Mädchen, deren es Tausende auf Gottes Erde giebt. — Hier haben sie ein Bruchstück aus der Geschichte meines Herzens, so offen erzählt, als ich es Ihnen schuldig bin. Sie — erfahrener Beichtvater — können und müssen nicht lächeln. Ich thue es selber und freue mich, daß ich ein Mann bin."*) ... Dies ist die einzige Liebesangelegenheit des Dichters vor seiner Verheiratung, von der wir wissen.

Auch ein Aufenthalt bei Hofe, zu dem Salis im Jahre 1785 veranlaßt d. h. wohl kommandiert war, änderte an seiner Auffassung der Dinge nichts: „Ich war 15 Tage bey Hofe. — Eine lange Zeit — wenn mich nicht die sonderbare wilde Lage, des Jagdschloßes Fontainebleau (wo sich der König aufhielt) entschädigt hätte. — Ich sahe die Parforce Jagd — und fühlte Patriotismus; Ich sahe einen Ball, und Spiel Banco, wo 500 N. Louisdor auf die Karte gesetzt wurden — und fühlte Patriotismus und dennoch gewiß kein Heimweh oder mal du pays."**) Hier sei auch die nicht näher ausgeführte Nachricht erwähnt, der geistvolle und schöne junge Mann habe in dieser Zeit bei der „unglücklichen Königin Marie Antoinette ausgezeichnete Gunst genossen".***) Sie ist bis jetzt weder zu beweisen, noch zu widerlegen.

Treffend hat Pfeffel in dem oben citierten Gedicht seinen Freund geschildert:

„In jenem zweiten Babylon
— — — — — — — — — — — —
Hier lebst du, Freund, in dich verloren,
Der Weisheit und den Musen treu,
Und, wie die Mutter dich gebohren,
So gut, so heiter und so frei.
Ja frei! Des großen Königs Krone
Verblendete dein Auge nie;
Du stehest zwar vor seinem Throne,
Allein mit ungebognem Knie.
Du leihst, gleich deinen tapfern Ahnen,
Ihm deinen Arm; allein wie sie,
Reift unter des Monarchen Fahnen
Bloß für die Republik der Held:
Und ruft die gellende Trompete
Dich aus der Hofburg in das Feld,
So nimmst du, nebst dem Schwert, die Flöte
Wie Vater Kleist, mit in dein Zelt;
Und trägt dich dein getreuer Schimmel
In deiner Alpen Schooß zurück,

*) Z. 6.
**) Z. 2.
***) Jahrbücher; u. N. Nekrol. d. Deutschen.

So singst du, fern vom Kriegsgetümmel,
Wie er, doch unter freierm Himmel,
Des Frühlings Pracht, des Landmanns Glück.
O selig Freund! wem sein Geschick
Das göttliche Talent beschieden
Sich selber stets genug zu sein" 2c.

Im Winter 1786 verlegte Salis seine Wohnung aus der Vorstadt Chaillot in das Zentrum der Stadt. Da er durch den Dienst sehr wenig in Anspruch genommen war, fand er Muße genug, sich seiner litterarischen Ausbildung zu widmen: „Ich lese und arbeite des Morgens. Speise gewöhnlich an einer Wirthstafel, jeden Tag mit fremden Gesichtern, gehe Nachmittag im königlichen Garten Luft schöpfen oder auf ein Café und besuche des Abends meine Freunde oder gehe in das Schauspiel."*) Er suchte sich selbst genug zu sein, wie er sich ausdrückt, und wie er es in der Heimat hatte lernen müssen. „Wenig Bedürfniße, wenige Leidenschaften, wenige Bekannte, wenige Freunde, und selten Liebe — aber starke Bedürfniße, starke Leidenschaften, starke Freundschaft, und starke Liebe."**) Obwohl er einmal den Grundsatz ausspricht: „Viel Lesen erstickt die Empfindung und verwirrt die Fantasie", berichtet er doch bald über diesen bald über jenen Schriftsteller, mit dessen Werken er sich beschäftigt. Er schaffte sich Übersetzungen der Klassiker an, die er statt der Journale las; denn sein Interesse an der Politik — „dieses Zeug" — zeigt sich in dieser Zeit als ein sehr geringes. Jean Jaques Rousseau gewinnt als Schriftsteller seinen ganzen Beifall, während seine Grundsätze ihn nicht unbedingt hinzureißen vermögen: „Ich lese J. J. Rousseaus..... Sein Stil ist hinreißend, und man wünschte, daß seine Paradoxen Wahrheit wären. Kaufen Sie sich seine Schriften; Ich bin gewiß, er wird und muß Ihnen gefallen."***) Sein Interesse gehört überhaupt in hohem Maße den modernen philosophischen Schriften. Schlosser nennt er einen der größten christlichen Philosophen, einen der „sanftesten, durch Bescheidenheit weise gewordenen Männer" und empfiehlt Bansi zu lesen, was derselbe über die Lessingschen Fragmente schrieb.†) Er macht sich jetzt und wenig später mit den Anschauungen von St. Martin in Paris, von Carl Bonnet in Genf bekannt: „Carl Bonnet wäre der Mann in Genf, vor dessen Geist ich mich am tiefsten bücken möchte. Seine Philosophie fleußt aus der besten Quelle, der Natur ...."††) Dieser philosophischen Richtung entspricht die von ihm selbst berichtete Thatsache, daß er im Jahre 1786 Freimaurer wurde, ein Schritt, der selbst seinem vertrauten Freunde Matthisson in der Folge verborgen blieb, der ebenfalls

*) Z. 3.
**) Z. 3.
***) Z. 4.
†) Z. 5.
††) Z. 5 und 7.

Maurer war: „Nun schon seit zwey und dreißig Jahren, als Veteran, mit dieser großen Kette treu verbunden, mußte es mir auffallend sein, daß es nie zwischen uns über diesen Gegenstand zur Sprache gekommen ist . . .“*) Er ist der Freimaurerverbindung auch später treu geblieben und war lange Zeit Vorsteher und Sprecher der Loge zu Chur.**)

Die bis jetzt vorhandenen biographischen Darstellungen***) über Salis sprechen davon, er habe sich in Paris — wir wissen nicht, ob schon in den Jahren 1779—86 oder später, da Bansis Briefwechsel als Quelle für den französischen Aufenthalt versiegt — besonders dem Studium „der Hauptwerke der französischen Litteratur, besonders der idyllischen Modeschriftsteller“ hingegeben, und nennen Jean Pierre de Florian unter den letztern als seinen Lieblingsschriftsteller, der auch auf seine Poesie Einfluß gehabt habe. Jean Pierre (Claris) de Florian (1755—1794) ist in erster Reihe Nachahmer Salomon Geßners, dessen Idyllen er zum Teil übersetzt oder dramatisiert hat, Verfasser von Hirtendichtungen (pastorales), Erzählungen, Fabeln, einiger Romane, worunter ein Wilhelm Tell, und einiger hübscher Komödien. Daß er noch später in Salis' Familie zur Hausbibliothek gehörte, läßt sich aus einer Äußerung seiner Frau schließen;†) ein direkter Einfluß auf Salis' Poesie ist durchaus nicht nachzuweisen: den allgemeinen Charakter des Sanften, Milden, Melancholischen teilt Salis mit Florian nicht mehr, als mit Geßner, Matthisson und vielen andern.

Am 7. April 1786 gab er gegenüber Bansi der Hoffnung Ausdruck, ihn vielleicht innerhalb eines Monates zu sehen, jedenfalls hoffte er im Lauf des Sommers, falls er beim Regiment bliebe, in die Schweiz zurückzukehren.††) Aber die Änderung, deren Möglichkeit er durch diese Einschränkung andeutet, trat ein, ehe er den nach einer militärischen Musterung erwarteten Urlaub erhielt. In den ersten Tagen des September wurde er zum Hauptmann in dem Regiment Salis-Samaden ernannt; in wenigen Tagen hatte er die Stelle zu übernehmen und mit seinem Regiment nach Arras abzureisen.

Salis scheint an diesem Avancement nur eine bedingte Freude gehabt zu haben. Er war offenbar mehr der Familientradition und dem Willen seines Vaters, als eigener Neigung folgend, in den Militärdienst getreten, gewann, wie aus seinem späteren Verhalten hervorgeht, nur allmählich Interesse und Neigung an seinem Beruf und hat sich in diesem dann auch der Heimat nützlich gemacht; aber seiner innersten Natur dürfte doch der Militärdienst wenig entsprochen haben:

*) Matthiss. litt. Nachl. II. S. 101 ff.
**) Roeder S. 48.
***) Sie gehen alle auf Roeder und den kurzen Nekrolog der Jahrbücher zurück.
†) Salis' Frau an Matthisson (Chur 8. Januar 1822): Sie komme in dem Versuch klassisch zu schreiben, nicht weiter, als „Florians Arlequin mit den Couplets à sa fille“. Matthiss. Nachlaß II.
††) Z. 4.

„Militärisch betrachtet — war ich glücklich; ob im Grunde, wird mich die Zukunft belehren. Meinem Grundsatz getreu, nichts bloß halb zu seyn, mußte es so gehn. Der Gardedienst ist nichts; ein Unding."*) Der Dienst ist ihm eine notgedrungene automatische Beschäftigung. Es wurde ihm nicht leicht „so manchen Biedermann, manchen edeln Freund, und einen Kreis von Brüdern" aufzugeben. „Paris muß ich entsagen und meiner Trösterinn, im Unmuth — der Muse: beydes ist besser für mich; beydes erschlaft den Mannsinn. Die Luft von Paris war überhaupt meinen Nerven höchst unzuträglich; und die weißen Mauern meinen Augen, die seit letztem Jahr sehr litten." So suchte er sein Gefühl durch Geschäfte zu „überdumpfen". Seine Stimmung war in Paris nicht immer die beste gewesen: er nennt sich „menschenfeindlich, sonderbahr, stolz hippochondrisch".**) Er glaubt das Heimweh auf der Reise — in Ragatz — zurückgelassen zu haben,***) aber mitten im Gewühl und Straßenlärm der Weltstadt trägt ihn die Sehnsucht in das stille heimatliche Graubündnerthal, und

..... „Es sprießen die herrlichen Bilder
Zahllos, wie Blumen im Lenz, vor der Erinnerung Hauch."†)

Vergeblich malt ihm die Phantasie das süße Glück ländlicher Ruhe und einfachen häuslichen Glückes:

„Wie nach dem röthenden Abend die Schnittermädchen sich sehnen,
Also sehnt sich mein Herz, ländliche Ruhe, nach dir!
Dich zu finden, verbärg' ich mich gern in entlegener Wildniß,
Wie der Vogel des Forsts in den Blättern sich birgt.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Aber was lullst du mich ein in Zauberschlummer der Täuschung,
Nichtige Phantasie? Selten, ach! selten gedeiht
Deine Blüthe zur Frucht! Mir ruft die wirbelnde Trommel,
Und der Kanonen Zug klirrt durch die Wölbung des Thors;
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Ruhe, dich lieb ich umsonst! Ich flieh' und wende die Blicke;
Nur noch ein Seufzer entschlüpft mir im betäubenden Lärm,
Wie der entführten Braut im Arme des siegenden Jünglings,
Wenn sie an's heimische Haus zärtlicher Aeltern gedenkt."

Wir wissen nicht, wie lange Salis in Arras blieb; auch hier fühlte er sich innerlich unbehaglich: seine poetische Produktion geriet ins Stocken,

*) Z. 5.
**) Z. 3.
***) Ebenda.
†) Salis: Elegie an mein Vaterland (Paris 1785).

was er vor allem der Trivialität der ihn umgebenden Natur zuschrieb.*) Dieser Zeit gedachte er wohl, wenn er von der Wehmut singt:

„Du zauberst Alpensöhnen,
Verbannt auf Flanderns Moor,
Mit Sennenreigentönen
Der Heimath Bilder vor.“

Im Sommer 1788 finden wir ihn wieder in der Heimat.

Es war wahrscheinlich auf der Reise dahin, wo er zum erstenmal seinen Geistesverwandten, Matthisson, kennen lernte, mit dem ihn von da an innige, nie getrübte Freundschaft verband. Matthisson befand sich im Jahre 1787 am Genfersee, in den Jahren 1789—91 in Lyon; in diese Jahre (1787—92) fällt nach seiner eigenen Aussage**) seine Bekanntschaft mit Salis; da nun dieser schon in der ersten Hälfte des Jahres 1788 an Matthisson nach Lyon schrieb, um ihn aufzufordern, nach Bünden zu kommen, so dürfte die Annahme einer schon jetzt vorausgegangenen persönlichen Bekanntschaft geboten sein. Nach Matthissons Worten liegt die Voraussetzung nahe, daß das erste Zusammentreffen in Lyon stattgefunden habe. Es ist für die beiden verwandten Sänger der Melancholie und Grabeswehmut äußerst bezeichnend, daß dann ihr eigentlicher Herzensbund 1793 auf einem Friedhof unter Gesprächen über Tod und Unsterblichkeit geschlossen wurde. Als nach fast 40 Jahren Matthisson seine geliebte Frau Luise verloren hatte, erinnerte ihn der Freund daran:***) „Erinnern darf ich Dich nur an unsern Freundesbund auf dem Kirchhofe zu Montreux, wo (ich bediene mich Deiner Worte) unsere Unterredung mit der lebendigen Ueberzeugung endigte, daß Verbindungen, welche den erkenntnißfähigen Theil unserer Wesen vereinigen, aller Umbildungen des Sichtbaren ungeachtet ewig unzerstörbar bestehn.“

1788 in die Heimat zurückgekehrt, litt Salis vielfach unter den Parteikämpfen, welche damals den Graubündischen Freistaat zerrissen und welche erst zu Anfang dieses Jahrhunderts durch seinen Eintritt in die helvetische Republik einen vorübergehenden Abschluß erfuhren. Er war nicht zu thätigem Eingreifen veranlagt und ist auch in den folgenden Jahren mehr um seiner, allerdings unverhohlenen Gesinnungen, als um seiner Handlungen willen zum politischen Märtyrer geworden, aber seinem idealen Geist, seinem feinfühligen Herzen widerstrebten die Mittel der persönlichen Verkleinerung, der auch ihm Nahestehende nicht entgingen: „Mancher scharfe beißende Mißton der Boßheit und Satire zerriß mir schon des Herzens Nerven, seit meiner Zurückkunft.

*) Z. 6: „Bey aller Muße, die ich hatte, habe ich nichts aufgesetzt, mit dem ich zufrieden wäre, Es sey denn ein Denkmahl meiner letzten Reise nach Ermenonville zu Roußeaus Grabe, und ein paar Lieder.“ Das Gedicht auf Rousseau fehlt bis jetzt.

**) Matthissons litt. Nachlaß I, S. 314.

***) Ebenda II, S. 293 ff. Vgl. Matth. Briefe 1795; an Bonstetten 25. Jan. 1793. S. 25 ff.

Wäre ich selbst der Gegenstand, dieser ..... (?) schmerzte mich nicht so sehr, als Abwesende angefeindet zu sehen.“ Während sein Vater und Bruder ins Veltlin verreisten, blieb er einsam mit einem Knecht und einer Magd zurück, ganz seinen Studien und Plänen hingegeben.*) Im Lauf des Sommers scheint er von Chur nach Malans übergesiedelt zu sein; auch hier lebte er „ruhig — viel lesend — einsam, aber im ungestillten Bedürfniß von Herzlichkeit und Anhänglichkeit“. — Seiner übrigen Familie, der Mutter und der Geschwister gedenkt Salis auch bei dieser Gelegenheit nicht. Bansi, bei dem er früher eine „tröstliche Zuflucht“ nach seiner Rückkehr zu finden gehofft hatte, war in Genf. Diese Umstände — zu denen noch eine halb leserliche briefliche Äußerung kommt: „... an Bündten wird nur wegen ..... gedacht. Wollte Gott man (dächte) weniger an mich ....“**) — geben dem Schluß Raum, eine später nachweisbar vorhandene scharfe Stimmung der Familie gegen das freisinnige jugendliche Mitglied, das Rousseau las und sich als Demokraten bekannte, sei schon damals vorhanden gewesen. Er ließ sich in seinen Bestrebungen nicht stören; Lavaters ihm zugesandte „500 unfisiognomische Regeln zur Menschenkenntniß“ liefern ihm das Porträt eines „Politikus“, für das er Analoga in seiner Umgebung finden mochte: „Wer krebsartig zurückkriecht, indem er freundlich entgegenkommen will — giebt Verdacht über sich — daß er falsch oder (ränke) voll sey.“***) Er bittet Bansi um Nachrichten über C. Bonnet, Matthisson, Rousseau und vertieft sich in des erstern „Essaies analytiques (sur) les facultés de l'âme“ — „ein tiefes feinsinniges genialisches Werk“.†) — Das Büchlein des Stadtvogts Tscharner über das Veltlin veranlaßt ihn zu einer charakteristischen Äußerung über den engherzigen Geist seiner Heimat: „Man muß in Bünten immer in der dritten Person sprechen — denn das Ich glaube — Ich finde, Ich sage — setzt Selbständigkeit des Herzens und einer festen Seele voraus, die wenige haben; Ja die von allen die über Bünten schrieben keiner (hat als) Campbell, dessen Buch derbe ist und treffend. ...“††)

Wir finden Salis nach dem Datum dieses eben citierten Briefes am 9. Februar 1789 noch in Malans. Der Briefwechsel mit Bansi setzt bis zum Jahre 1793 aus. Die wenigen biographischen Darstellungen legen entweder in den Winter 1788/89 oder in den Winter 1789/90 eine Reise des Dichters nach Deutschland, welche ihn mit Goethe, Wieland, Herder, Schiller und Bürger bekannt gemacht habe. Für den letztern Zeitpunkt spricht Reichard, der in seinen Erinnerungen einen Besuch Salis' in Gotha ins Jahr 1790 setzt (S. 227). Näheres über diese

*) Z. 7.
**) Z. 2.
***) Z. 8.
†) Z. ebenda.
††) Z. 9.

Reise fehlt, die ihn wohl auch mit dem ihn so sehr verehrenden Voß zusammengebracht haben mag, der in ihm seinen Liebling Hölty wiederfand und s. Z. eine Reihe seiner Gedichte in dem von ihm herausgegebenen Hamburger Musenalmanach veröffentlichte.*) Salis stand mit Voß ebenfalls in Korrespondenz, wie sich denn der Kreis seiner freundschaftlichen und litterarischen Beziehungen von Jahr zu Jahr erweiterte. Eine unvollständige Liste seiner litterarischen Freunde stellt Mörikofer nach dem Verzeichnis derjenigen Männer auf, an welche Salis seinen Verleger Füßli Freiexemplare seiner Gedichte (erster Auflage) zu senden bat. Es sind dies in erster Reihe: Leonhard Meister und Chorherr Joh. Tobler, Bonstetten, Pfeffel, J. G. Jacobi, Gotth. Fr. Stäudlin, Friederike Brun geb. Münter, Gräfin Stollberg geb. Reventlow; in zweiter Reihe: Wieland, Herder, Schütz in Jena, J. A. Ebert, Frau von la Roche und Reichard in Gotha.**) Wir fügen einige untergeordnete Ergänzungen, meist aus Matthissons Nachlaß entnommen, hinzu: Klopstock, Angelika Kaufmann, Gray, Müller, Sander, Haug, Klamer Schmidt, Gleim, Melchior Hemken, Ebel, Buhle, J. R. Wyß in Bern, Kind u. a. m. Mit der regierenden Fürstin Luise von Dessau wurde Salis durch Matthisson bekannt, welcher dieselbe als Reisebegleiter und Vorleser öfter nach der Schweiz begleitete.***) Immerhin war des Dichters Name schon vor dem Erscheinen der ersten durch Matthisson besorgten Auflage seiner Gedichte (1793) schon in und außer seinem engeren Vaterlande ein rühmlichst bekannter.†)

Äußerst lückenhaft ist ebenfalls, was wir über Salis' Erlebnisse in Paris während des Ausbruches und der ersten Jahre der Revolution wissen; noch stand er im Dienst des Königs, als die Notabeln einberufen wurden. Wir verdanken Reichard einige interessante Notizen über Salis' Haltung während des Bastillesturmes, die auf der eigenen Erzählung des Dichters beruhen.††) Wäre ihm nicht die Hauptmannstelle im Regiment Salis Samaden übertragen worden und „hätte man für die Bastille eine stärkere Besatzung bestimmt, so wäre die Reihe an Salis gewesen, dahin befehligt zu werden. Man wählte aber nur eine kleine Abteilung, deren Kommando sein Leutnant von der Flüe bekam. An wie vielen Zufälligkeiten die große Weltbegebenheit gehangen hat! Hätte

*) Mörikofer a. a. O. S. 356 und Matth. Nachl. II, S. 89. Briefe von Joh. Heinr. Voß, herausg. von Abraham Voß. 1829. II, S. 121: „Er scheint mir der auferstandene Hölty."

**) Ebenda.

***) Matth. Nachl. II, S. 94 ff.; I, S. 316 und Erinnerungen III, S. 304.

†) Matth. Briefe 1795 S. 203 ff. (an Salis, 3. Jun. 1794): „Deine Muse, mein bester Salis, hat sehr viele Freunde in Deutschland . . . Klopstock grüßt Dich mit Wärme. Wie nach einem in der Fremde lebenden Sohne erkundigte sich Wieland nach Dir. Das Angesicht des guten alten Eberts glänzte vor Freude ...... Des kranken Bürgers trübes Auge erheiterte sich bei Erblickung Deines Bildes auf meiner Dose; und Voß trug mir auf, Dich in seinem Namen zu bitten, den Genius, der Dich an der Seine und sogar in Flandern begleitete, nicht in Rhätien einschlummern zu lassen."

††) H. A. O. Reichard. Seine Selbstbiographie herausgegeben von H. Uhde. Stuttgart 1877, Cotta. S. 225 ff.

der entschlossene, mutige Salis mit etlichen hundert treuen Schweizern die Besatzung der Bastille ausgemacht — wer weiß, ob je ihre Übergabe, und was darauf erfolgte, geschehen wäre! An dem ewig denkwürdigen Julitage (14.) des Jahres 1789 hatte er seinen Posten mit dem Reste seiner Kompagnie am Pont tournant; aus großen Entfernungen that man einzelne Schüsse auf seine Mannschaft; von Zeit zu Zeit kamen Volkshaufen, riefen ihm zu: „die Bastille sei erstürmt", oder rasselten mit großen Beuteln voll Geld, welche sie den Schweizern als eine Belohnung hinreichten, wenn diese zu ihnen übergehen wollten. Hierüber äußerst ergrimmt, beschworen die Gardisten ihren Hauptmann: „er möge erlauben, daß sie den Schreiern das Maul stopften"; allein Salis gebot ihnen, ruhig zu bleiben und ernstlichere Angriffe abzuwarten; er ließ das Gewehr beim Fuß nehmen und keinen Schuß erwidern. Abends bekam er den Befehl, seinen Posten zu verlassen. In einem nahen Hause waren sein Freund Schweitzer und dessen Frau beschäftigt, Patronen gegen ihn für die Volkshaufen zu verfertigen!" Es ist anzunehmen, daß an dieser Haltung die Sympathie des Dichters für die beginnende Revolution ihren Anteil hatte. Zweifellos hat auch er sich, wie alle idealen Geister diesseits und jenseits des Rheins, für ihre Ideen begeistert und noch nach der Zeit der Enttäuschungen ihr erstes Ideal mit leidenschaftlicher Liebe festgehalten:

„Undingbar, keines Fürsten Waffenknecht,
Zu edelstolz, um Rang und Sold zu werben,
Entsagt' ich nie der bessern Menschheit Recht,
Für Völkerglück zu siegen und zu sterben."*)

Noch vor der Niedermetzelung der Schweizergarde und vor der Absetzung des Königs hatte Salis den Dienst in der Schweizergarde verlassen. Während der Schreckenstage des 10. August soll er „auf einer Mission" in Paris gewesen und manchem Bedrängten nützlich geworden sein.**) Nach einem anderen Bericht lebte er während dieser Tage einsam und eifrig

*) Diese Zeilen sind dem zwischen den Jahren 1789—92 entstandenen und gewiß der letztangegebenen Zeitgrenze nahe zu rückenden Gedicht „An ein Thal" entnommen; aus jeder Zeile drängt sich hier eine schmerzliche Enttäuschung über die Wirklichkeit und die tiefe Sehnsucht nach einem Zustand, wo „Gerechte Gleichheit theilt das Landmanns Trift, Und Freyheit herrscht, wo gute Menschen wohnen", nach dem stillen Thal,

„Aus jener Dorfkapell', im Laub verhüllt,
Klang nie das Sturmgeläut in Schreckensnächten,
Wenn Aufruhr tobt, der tausendstimmig brüllt
Mit Brand und Dolch in hochgeschwungner Rechten".

Fände der Dichter dieses Thal:

„Fern wie das Meer ein Hirt in Ennas Thal,
Hört' ich die Fluth der Zeitgeschichte tosen;
Nur edler Freyheitshelden Rasenmahl
Krönt' ich mit Eichenlaub und Silberrosen."

Ein anderes Gedicht sei hier erwähnt, die „Am Meere bey Havre de Grace, im May 1792" entstandene „Monodie", die den einzigen Anhaltspunkt für einen Aufenthalt des Dichters zu dieser Zeit in Havre giebt.

**) Roeder, S. 20.

den Studien ergeben.*) Bereits im September 1792 wurde er im französischen Nationalheer Hauptmann und machte den Zug der Südarmee gegen Savoyen unter General Montesquiou mit. Er war während desselben Adjoint à l'Adjutant général.**)

Als Montesquieu, der obenangekommenen Jakobinerpartei verdächtig geworden, sich durch schleunige Flucht nach der Schweiz rettete, ging Salis an seinen Nachfolger über. Aber seines Bleibens war nicht länger im Dienste der Revolution, deren Heere Savoyen genommen hatten und bereits sein eigenes Vaterland bedrohten, welches die Anerkennung der neuen Republik verweigerte. Tiefenttäuscht von dem Verlauf der Revolution schlug er die ihm angetragene Stelle eines Bataillonschefs aus und erhielt unter Vermittelung einflußreicher Freunde einen unverdächtigen Abschied. Bereits am 7. März 1793 treffen wir ihn, und nach dem Tenor des Briefes zu urteilen nicht eben erst zurückgekehrt, in Malans wieder.

Und nun in diesem Jahr findet für den noch soeben in den Schreckensscenen der Revolution Herumgeworfenen eine Liebesidylle den gewünschten Abschluß, welche sich aus seinen Gedichten herauslesen läßt und die mitten in den Bluttaten des fanatisierten französischen Pöbels ihm die Heimat wie ein fernes Land der Seligen herüberleuchten ließ. In die Gedichte des Zeitraumes von 1787—93 beginnen sich zuerst Töne der Sehnsucht nach einer Geliebten einzuschleichen, ein bestimmtes Bild gewinnt vor seiner Erinnerung Gestalt und Farbe. Der Wunsch nach einer eigenen friedlichen Häuslichkeit, nach einer Lebensgefährtin,

— „Sittsam wie Veilchen, und keusch wie die Viole der Nacht"***) —

kehrt in Salis' Gedichten seit dem Jahre 1786 häufig wieder. Wie er dort in der „Elegie an die Ruhe" zum erstenmal Ausdruck fand, so kehrt er in den Gedichten „Letzter Wunsch", „Die Einsiedelei", dem schönen, aus dem Jahre 1789 stammenden Gedicht „Die Entfernten", „An ein Thal" verstärkt wieder, bis in „Berenice" und einigen folgenden Gedichten die Erscheinung der Geliebten selbst nicht ohne individuelle Züge geschildert wird, die es auch ohne die Versicherung Roeders, es sei unter „Berenice" Salis' künftige Frau zu verstehen, wahrscheinlich machen würden, daß hier nicht an bloßes Phantasiegebilde zu denken ist. Einige wahr und tief empfundene Gedichte des Jahres 1792, die oben erwähnte „Monodie", „Phantasie", „Berenices Weihe", „Kranz für Berenices Bild" vervollständigen das innere und äußere Bild der Erwählten und lassen bei der hervorzuhebenden biographischen Wahrheit der Salisschen Gedichte den Schluß auf Erwiderung seiner Liebe zu:

*) Jahrbücher und Nekrolog.

) Z. 12. Chur 1794: „Verschonen Sie mich doch, auf der Briefadresse, mit Titeln, die mir nicht zukommen; Ich war nie Generaladjutant, sondern nur **Adjunkt der Generaladjutanten, und durch meine erlangte Entlaßung — auch dieses nicht; Bei den Franken sind Titel, nur Anzeigen ihrer gegenwärtigen fonction." Vgl. Matth. Briefe, S. 13.

***) „Elegie an die Ruhe."

„Wie sie wandelt auf den Birkenhöhen,
Thymian und Scabiosen pflückt,
Wie sie sich zur Blumenlese bückt,
Wie sich ihres Schleiers Falten blähen,
Wie die apfelgrünen Bänder wehen,
Von dem Strohhut mit Jasmin umstrickt,
Wie sie sinnt, von Weizengold umnickt:
Kann mein Geist durch Trennungsdunkel sehen.“*)

Des Dichters Erinnerung reicht freilich noch weiter zurück und vielleicht auch seine Liebe:

„Noch seh' ich Sie als Kind, in holdem Sinnen
Nach Veilchen spähn,
Ihr blondes Haar, ihr Lenzgewand von Linnen
Im Winde wehn.
Noch schwebt vor mir die grüne Seidenschleife,
Die dort sie trug;
Ich wußte noch die Farbe jeder Streife
Am Busentuch.“**)

Das ist aber auch alles, was wir von Ursina von Pestalozzi (geb. 1771, gest. 28. Juni 1835)***) vor ihrer Vermählung mit Salis erfahren, die am 26. Dezember 1793 stattfand. Die erst einundvierzig Jahre später durch des Dichters Tod gelöste Ehe scheint sehr glücklich gewesen zu sein. Von den Mißständen der in Bünden üblichen Erziehung der „armen Mädchen, die man so unbarmherzig verhunzt und entweder in fremden Verziehungsanstalten zu Pietistischen Statuen versteinern läßt, oder zu krittelnden Schwäzerinnen zu Hause bildet — und sie sollten doch das Labsal des Mannes seyn“†) —, von dem „Kleinigkeiten bemerkenden witzelnden, Bündner Weiber Geist“,††) der dem Dichter unerträglich schien, dürfte Ursina unbeeinflußt geblieben sein. Der von ihr statt Salis an Matthisson geschriebene Brief†††) zeigt einen klaren, gebildeten Frauengeist und einen liebenswürdigen, noch dem „Großmütterchen“ recht gut sitzenden Schalk. Friederike Brun nennt Salis und seine „Sina“ „zwei hohe reine Gestalten aus dem Paradies“*†); „die Frau .... gehört gewiß zu den Würdigsten ihres Geschlechtes“,**†) urteilt Ebel von ihr. Im Jahre 1822 schrieb Salis selbst: „Meine Gefährtin durch Freude und Noth, durch Wonne und Schmerz, hat nun mehr als ein Viertheil-Jahrhundert mit

*) „Phantasie“ August 1830 S. 88.
**) „Die Kinderzeit.“
***) Vgl. Sammlung rhät. Geschl. S. 179 ff.
†) Z. 5.
††) Z. 7.
†††) Chur, 8. Jan. 1822 Matthissons Nachl. II.
*†) Ebenda II, 49.
**†) Ebenda III, 220.

mir das Leben erfahren; wir haben nun schon unsere silberne Hochzeit als Großeltern gefeyert, und Venus-Urania blieb uns, eingedenk der Fürbitte ihres Lieblingsdichters immer noch hold."*)

Salis hatte vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter: Johann Ulrich Gaudenz Dietegen (geb. 19. Sept. 1794, gest. 14. März 1844); die am 13. Mai 1797 geborene Margaretha Jakobea, Johann Jakob geb. 23. Mai 1800**) und eine jüngere Tochter, deren er brieflich erwähnt, deren Name und Geburtsort uns aber unbekannt ist. Der Erstgeborene, der Veranlassung zu dem Gedicht „Die stillende Mutter" und zu der aus späteren Ausgaben verschwundenen, warm empfundenen „Eignung an meine Gattin"***) gab, blieb immer der Liebling der Eltern und hat auch des Vaters dichterische Begabung geerbt.

Das Jahr 1793 bezeichnet mit dem Abschluß der Lehr- und Wanderjahre, mit der Verheiratung, mit der ersten Ausgabe seiner gesammelten Gedichte, mit dem Eintritt in das bürgerliche Leben Graubündens einen Abschnitt in der Entwickelung des Dichters. Zunächst empfand er freilich nur das Beglückende einer harmonischen Häuslichkeit, die ihn vergessen ließ, daß auf die Zeit kühner Hoffnungen und idealistischer Träume die Einschränkung in eine enge Wirklichkeit gefolgt war:

. . . . . . „mich rief zum Heimatthale
Der Genius gerechter Menschlichkeit;
Bis ihm die Freyheit ihre Lobeern beut,
So lange feyr' ich mit gesenktem Stahle.

Der Gleichheit Bild verehrt ein Völkchen Hirten;
Sein Bundesbaum grünt still am jungen Rhein;
Da hüllt ein sanftes Weib mein Schwert in Myrthen."†)

Das Jahr 1793 brachte Salis auch ein Wiedersehen mit Matthisson, den er im Januar 1793 in Grandclos besuchte. Es waren glückliche Tage des freundschaftlichen Verkehrs und des Naturgenusses, während derer Matthisson Salis, „der während seines Jugendaufenthaltes in Lausanne nie weiter als bis Vevey gekommen war", mit den Umgebungen des Genfersees bekannt machte; Hallers und Rousseaus wurde bei Gelegenheit mit Verehrung gedacht.††) Im Juli dieses Jahres erwiderte Matthisson diesen Besuch in Malans. Hier wurden wohl die Arbeiten für die Herausgabe von Salis' Gedichten, welche dieser dem Freund endlich zugab, ab-

*) Vgl. Matthisson, Gedichte 1802. S. 235:

„Wunsch an Salis.
Du, mit dem kindlichen Herzen und männlichen Geiste, dein Leben
Halle noch Lenzmelodien, wann dir die Locke schon bleicht.
Einst, in der ländlichen Heimath, verleih' seinen Lorbeer Apollon
Und ihren himmlischen Kranz Venus-Urania dir!"

**) Samml. rhät. Geschl. Stammtafel III und S. 179 ff.

***) Ausgabe von 1808.

†) „An Joh. Arnold Ebert." 1794.

††) Matth. Briefe S. 20 ff. und Erinnerungen S. 171 ff.

geschlossen, hier lernte Matthisson die künftige Gemahlin Salis' kennen: „Gewiß, ihm fiel ein schönes Loos, denn die harmonische Vereinigung der sittlichen Grazie mit dem reinsten Natursinne und der sanftesten Weiblichkeit, verheißt ihm eine unwandelbare Glückseligkeit als Manne und als Greise." Ausflüge nach Reichenau, Chur und in die Graubündener Berge brachten vielfache Abwechslung.*) Im vollen Genuß seines häuslichen Glückes fand Matthisson Salis bei einem zweiten Besuch 1795, während dessen eine größere Tour durch die Via mala, das Schamser Thal, Ferrera, Andeer unternommen wurde.**)

Unterdessen war Salis in die Stürme der politischen Bewegungen hineingerissen worden, deren passiver, wenn auch durchaus nicht gleichgültiger Zuschauer er bis dahin geblieben war.

In Bünden stritten sich damals zwei Parteien um die Oberhand, die unter dem von beiden beanspruchten Namen der „Patrioten" ganz heterogene Grundsätze und Ziele bargen. Die Gegensätze einer konservativ-aristokratischen, auf österreichischer Schirmvogtei ruhenden und einer freisinnig-demokratischen, französischem Einfluß zuneigenden Richtung waren nicht neu; sie erhielten aber seit dem Entstehen der französischen Republik und ihrer pseudovölkerbeglückenden und völkererlösenden Tendenzen eine neue Bedeutung. Die Bestrebung nach Unabhängigkeit von der ausländisch-österreichischen Beeinflussung, zugleich im Innern von der drückenden junkerlichen Herrschaft der einheimischen Barone und schließlich nach einem Anschluß an die schweizerischen Stammesgenossen und einer endlichen Einigung der gesamten Schweiz fanden an Frankreich einen mächtigen Rückhalt, dessen spätere, zu Beginn dieses Jahrhunderts in der helvetischen Republik zu Tage tretenden leidensreichen Folgen freilich zunächst nicht vorauszusehen waren. An der Spitze der demokratisch-unitarisch-französischen Partei standen die Tscharner, die Planta, die Bavier; die Leiter der aristokratisch-österreichischen Partei waren die vielverzweigte Familie der Salis, also der nächsten Verwandtschaft des Dichters.***) Welche Stellung Salis' Vater in diesen Kämpfen einnahm, ist nicht ersichtlich, wohl aber zu vermuten, daß er, wenn nicht der Richtung seiner Familie, so doch mindestens neutral war. Mit voller Entschiedenheit der Überzeugung aber stand Gaudenz zur gegnerischen, der demokratisch-französischen Partei; Versuche, ihn nach der andern Seite zu ziehen, scheint er zurückgewiesen zu haben: „C. Schneider spricht herzlich schlecht — aber für die gute Sache; seine Marktschreyereien sind mir hundertmahl lieber, als alle Sophistisch-jesuitisch-aristokratischen Deduktionen . . . . Volkstäuschung zu hindern, heißt Auf(klärung), Volkstäuschung durch Lügen, oder Ausstreuungen — ein gewöhnlicher

*) Matth. Briefe S. 54 ff., 58 ff.

**) Matth. Erinnerungen III, S. 313 ff.

***) Vgl. Selbstschau von Heinr. Zschokke. Aarau 1849 S. 93 ff. Ferner historische Schriften Tl. 15 S. 250 ff., wo die Motive, welche die Salis seit dem Ausbruch der französischen Revolution von der französischen zur österreichischen Partei hinführten, ausführlich dargelegt sind.

Bündner Kniff — der Machthaber. Die Waffen unserer Scharfschützen hinter den Zäunen ..... ihr entgegenzuarbeiten, und aufzudecken, ist (Pflicht des) redlichen Mannes. — Wer oder welche Gesellschaft so was unternimmt hat meinen ganzen Beyfall — und Ansprache auf meine geringe Mitwürkung; anch' io sono pittore! Auch mich haben die Volkstäuscher zu vergiften gesucht."*) Aber Salis war zu allem andern eher veranlagt, als zum eifrigen, selbstthätig eingreifenden und mit allen Mitteln agitierenden Parteigänger. Er sah die Fehler, die auf beiden Seiten gemacht wurden, und war vor allem über die Zuverlässigkeit der französischen Versprechungen wenigstens vorübergehend durchaus im klaren. Absolute Starrheit der Grundsätze war nicht seine Sache; er trug unter Umständen einer veränderten Sachlage Rechnung; er unterschied zwischen Namen und Sache. So war es natürlich, daß er den Extremen der eigenen Partei, zu denen sein Freund Bansi in erster Linie zu gehören schien, einmal um das andere verdächtig wurde: „Der Angeber, welcher Ihnen behauptete ich wäre mißvergnügt, mit dem Gesetz der Aufhebung des Adels ist — nicht gemacht mich gründlich zu beurtheilen, oder mir zweckmäßig unhold. Man kann den Junker Geist und das Junkerieren nicht mehr verabscheuen; freilich wäre es nöthiger den Junker Sinn, als das Wort zu zerstören ..... Doch genug zur Vertheidigung, gegen einen Angeber, der meine Grundsätze nicht kennen Wollte."**) Schon im Jahre 1794 begann es im Bündener Volk selbst zu gären; die Bewegung verlief zu Gunsten der eben herrschenden demokratisch-französischen Partei, um vier Jahre später gerade nach der entgegengesetzten Seite hinüberzuschwanken. Es mochten Tage der leidenschaftlichsten Aufregung sein, als sich im April des Jahres 1794 Volksdeputierte von allen Gemeinden Graubündens, besonders „aus Davos, Herrschaft, Lugnetz und Grub" in Chur zu einer außerordentlichen Standesversammlung und einem der in Bünden seit Jahrhunderten nicht ungewöhnlichen Volksgerichte zusammenfanden. Die Zahl der in Chur anwesenden Landleute wurde auf 400 geschätzt. Man beschwor die alten Staatsgesetze, zum Teil öffentlich, auf der sog. Quader, einer zu Volksversammlungen und noch heute zu Festlichkeiten dienenden Wiese; eine „Volksversammlung oder Deputationstag" begann eine Untersuchung über Staatsverbrechen: es erschienen zunächst Minister v. S. (wohl der österreichisch gesinnte, verbannte Minister Ulysses von Salis-Marschlins) „wegen den eingehändigten Plänen", Vicari Schorch wegen einer k. k. (österreichischen) Pension; der Landeshauptmann Andreas Streicher von Lutzein wurde mit einem andern vorbeschieden, weil sie den Kommissär Streicher, Salis-Sihls und Ruidi (?) angeklagt hatten, „in Mayland hohe Rechte vergeben zu haben."***) Ein Strafgericht, zu

*) Z. 9.

**) Vgl. Z. 12. 13. 18. Zschokke histor. Schr. 15, S. 242—56, der den Aufstand eingehend schildert.

***) Ebenda S. 257. Salis Marschlins soll z. B. nur Anhängern des Hauses Salis die

dem man auch einige Beisitzer von der Eidgenossenschaft einladen wollte, sollte sich auf den 12. Mai versammeln. Der Vertreter Österreichs, Baron Cronthal, hatte sich rechtzeitig davon gemacht. „Die Quelle dieser weitaussehenden Revolution, finde ich einzig in dem allgemeinen Mißvergnügen mit dem Sudelgeist, unserer bißherigen Rathslenker; so sehr auch eine gewisse boshafte Parthie sich bemüht, französische Anzettelungen glauben zu machen, es ist evident daß der Zweck dieser Leute nur der ist, Österreich dadurch wieder zu reitzen, um geschirmt zu werden. Nicht Frankreich — nicht die Patrioten sind Schuld an diesem Aufwachen des Landvolks; — das allgemeine Mißtrauen des Volks, gegen die Herren, sogar gegen seine Freunde, erweist das letztere denen wo sehen wollen". . . Freilich erkannte Salis die Schwierigkeiten und Fehler dieses Vorgehens wohl: „Es ist zu befürchten, daß die erhitzten Schreyer, und die deren Zweck es ist Verbrechen verhüllt zu behalten, zweckwiedrige Mittel ergreiffen, und die Untersuchung erschweren werden. Der redliche Freund der Wahrheit und des Vaterlands, sieht daß schon Methode und Formen, nichts geachtet werden, ohne welche die Sachen bey edeln Absichten — mehr sich verwirren als entwirren."*) „Daß ich in den Verhandlungen der Standsversammlungen, auch als freier Bündner, manches beßer zu wünschen erlaubte, daß ist wahr; es war eine (treffliche Arbeit?) viel gemeinnütziges, ins große gehendes auszuführen, aber man spannte den Pflug für die Ochsen, und behielt die wichtigsten Verordnungen, auf das letzte auf, und da war das Volk schon flau. Für Verproviantirung, Erziehung, Bewaffnung, äußere Verhältnisse, und Dämmung des Junkergeists, wurde wenig gewürkt." — Aber auch seinen eigenen Rat und seine Kenntnisse stellte Salis der Versammlung zur Verfügung: „Ich habe mit redlicher rücksichtsloser Bereitwilligkeit meine Entwürfe über Erziehung und Bewaffnung eingegeben, und der letzte ist im Druck erschienen, — So wenig Verdienst sie haben, so glaube ich doch daß andere Gründe als ihr Gehalt — ihre Ausführung hinderten; Cronthal beehrte den letztern durch äußerste Mißbilligung."**) Salis übersandte diesen Militärplan, der jetzt schwer mehr aufzutreiben sein wird, an Bansi — „nur damit Sie sehen, daß er existiert, und daß ich — kein Aristokraten Schmeichler bin."***) Eine „Capitel-Rede", die er im Jahre 1795 hielt, war, wie er selbst schreibt „so demokratisch, daß sie von Andersdenkenden belacht wurde"; (sie war) „gutentheils improvisiert, nur den Entwurf hatte ich zu Papier gebracht."†)

Hatte Salis das Gerücht, der Volksaufstand sei auf französische Anzettelungen zurückzuführen, als eine tendenziöse Ausstreuung bezeichnet, so

öffentlichen Kornspenden erteilt und Pläne der Unterjochung und Teilung Graubündens gehegt, vor allem aber die Auslieferung desselben an Österreich geplant haben. Er flüchtete sich vor der Entscheidung.

*) Z. 12.
**) Z. 13.
***) Z. 12.
†) Z. 15.

wurden doch beinahe gleichzeitig Unterhandlungen seiner Partei mit französischen Agenten gepflogen, deren Mitwisser er war. Noch im April 1795 finden wir Bansi zu diesem Zwecke in Basel, von wo aus er über seine Mission an Salis berichtet. Mit einem Freund des bekannten französischen Parteigängers Ochs aus Basel, dem Landvogt Legrand, fand Salis Gelegenheit, in mündlichen Verkehr zu treten und für Bansi zu wirken.*) Er knüpfte mit dem französischen Ministerresidenten Comeyras, der im Graubündener Seminar zu Reichenau bei Chur wohnte, Verbindungen an und vermittelte seine und Bansis Korrespondenz;**) er war zum mindesten Mitwisser jenes von „Bündener Vaterlandsfreunden" bereits zu der Zeit des Einfalls der Franken in die Lombardei gethanen Schrittes, den er später berichtet, „uns die Zufuhr des Getreides von Italienischer Seite ferner zuzusichern; in dieser Absicht unternahm Freund Jost, seine Reise nach Mayland, wo er von Salicetti und Bonaparte, die besten Versicherungen erhalten hat, daß keine Sperrung gegen Bünden statthaben, und das benöthigte Korn für Bünden, frey ausgeführt werden soll."***) Man wird kaum irren, wenn man die folgenden an Bansi gerichteten Sätze als Empfehlung eines Bündnisses mit den Franken betrachtet: „Das bedenkliche und vielleicht ebenso günstige als unwiederbringliche unserer Zeitumstände, wird ihrem patriotischen Beobachtungsgeist nicht entgangen seyn. — In diesem Augenblicke sollte man wünschen, daß wir eine Regierung hätten, oder ein Volk, daß die Umstände zu benutzen wußte. — Da aber die Aristokratischen, das heißt selbstsüchtigen Einschläferer noch ihr Wesen treiben, und die Volksfreunde in Bünden, sehr zerstreut sind — dürfte Vieles was geschehen sollte unterbleiben. Die Gegner der Franken arbeiten indeß sehr emsig in ihren Lügenfabriken."†) Aber zu einer thätigen Rolle, die ihm in solchen Bestrebungen zugewiesen werden sollte, war er wenig geneigt: „Was die fränkische Gesandtschaft anbetrifft, gestehe ich Ihnen, daß ich ein ausschließendes Vertrauen von derselben vermutlich nicht haben könnte, und gewiß nicht haben will. — Ich bin nur neutraler Prettigauer, der aber doch die Franken, als Geisel jeder Aristokratie, liebt, und ehrt; Intimität fremder Gesandten, aber werde ich wegen meiner glücklichen Unbedeutsamkeit und freiem undiplomatischem Wesen, weder erlangen, noch verdienen! Es lebe die Independenz! —"††)

Die kriegerischen Bewegungen Napoleons im Jahre 1796 blieben nicht ohne tiefe Wirkungen auf die innere Politik Graubündens. Als er durch den siegreichen Feldzug des Jahres 1796 Oberitalien genommen hatte, schien ein Durchzug durch Graubünden zum Zweck der Vereinigung

*) Z. 13, 14, 15.
**) Z. 16.
***) Z. 16.
†) ebenda.
††) Z. 17.

mit dem in Süddeutschland stehenden Moreau, eine Verletzung der schweizerischen Neutralität von unübersehbaren Folgen, nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit zu liegen. Beängstigende Gerüchte von einem solchen Plan veranlaßten in Bünden das Zusammentreten eines Kongresses, welcher demselben auf diplomatischem Wege entgegentreten sollte. Welche Rolle Salis, der ein „thätiges“ Mitglied desselben gewesen sein soll,*) dabei im Nähern und Einzelnen spielte, wissen wir nicht. Jedenfalls mußte die Erwägung, daß ein solcher Zug Napoleons alles andere eher bewirken würde, als eine Stärkung der französischen Sympathien im Graubündner Volk, auch ihn und seine Gesinnungsgenossen bestimmen.

Alle diese politischen Unruhen vermochten indes Salis' innere Fassung nicht dauernd zu erschüttern und ihn den Musen nicht zu entfremden. „Nur innocens (sic) vitae scelerisque purus, sieht allen Begebenheiten fest entgegen . . . . ich achte es für Tugend und Freiheit — folgsam zu seyn dem Gesetze der praktischen Vernunft des Ganzen.“**) — Das Wiedersehen mit Matthisson 1795***), wie auch der freilich immer wieder durch große Lücken unterbrochene Briefwechsel mit ihm, mochte ihn zu poetischer Thätigkeit anregen. Eine Reihe von Gedichten entstand in dem Zeitraume von 1794—98 von dem 1794 gedichteten Sonett „An Johann Arnold Ebert“ bis zu dem „Andenken an die Abwesenden“. Ein Gefühl der Resignation, des Verzichts auf ideale Träume durchdringt noch mehr, als früher, seine Poesie. Unter den in dieser Zeit neu entstandenen Stücken dürfte nur „An die edeln Unterdrückten“ (1794) durch die politischen Kämpfe in der Heimat, vor allem des Bauernstandes und seiner Verfechter gegen die Herren hervorgerufen sein:

„Dann fühlt ihr zwar des Schicksals Schwere,
Wenn es der Läst'rung Plan gelingt,
Daß euer letztes Gut, die Ehre,
Ihr Klapperschlangenhauch verschlingt.“ . . .
— — — — — — — — — — — — —

Aber:

„Die Wahrheit harrt mit sichrer Wage
Im Wolkenzelt der Folgezeit,
Verweht die Spreu gedungner Sage
Und huldigt der Gerechtigkeit.“
— — — — — — — — — — — — —
„Das Recht verbannt, verschmäht, erwürget,
Erlegen im gerechten Streit,
Fleht um Vergeltung und verbürget
Den Geistern die Unsterblichkeit!“

*) Roeder, S. 25 ff.
**) Z. 18.
***) Matth. Nachl. II, S. 89 ff; ebenda S. 92 ff.

Diese Beruhigung in dem Gedanken, das Gute gewollt zu haben, scheint die eigentliche Lebensmaxime Salis' in den Jahren 1797 und 98 gewesen zu sein. Dazu kamen häusliche Sorgen, die ihn besonders im erstgenannten Jahr ganz in den Kreis seiner Familie bannten. Im Mai dieses Jahres kam sein zweites Kind, Margaretha Jakobea, zur Welt; sein erstgeborener Knabe hatte während desselben „drei Krankheiten und dabey Todesgefahr" zu bestehen und war dadurch so angegriffen und zerrüttet, daß der tiefbekümmerte Vater langsamen und noch bedenklicheren Übeln und einem frühen Hinwelken des geliebten Kindes entgegensehen zu müssen glaubte. „Diese letztere Rücksicht hat mich besonders in meinen häuslichen Kreis zurückgezogen, und gebeugt" .... Aber sein Interesse für das Geschick Graubündens wurde dadurch nicht geringer: „Ich lebe zwar in einer meinen Tagen und meinen Erfahrungen angemessenen Entzogenheit. Ich nehme zwar Passive immer gleich warmen Antheil, an der bedenklichen Krise, des ganzen Vaterlands, und will gerne als eine Art Opfer der Umstände, mit dazu dienen, daß womöglich die Krise eine Krise zur Beßerung werde. Wenn es auch mir nicht vergönnt war, dem armen zerrißenen, durch innere Selbstsucht — gelähmten Vaterlande, mit Erfolg zu dienen, so wird mir vielleicht eine andere Art Verdienst, für daßelbe willig — ohne Schuld Kränkungen zu leiden." —*) Salis ahnte damals freilich kaum, wie bald und in welchem Maß ihm dieses Verdienst zuteil werden sollte.

Das Jahr 1798 reifte eine Entscheidung des Graubündener Volkes über die Richtung seiner Politik,**) welche in Salis' ganzes Leben tief eingreifen sollte. Seine Partei scheint bei aller persönlichen Begeisterung der Einzelnen und energischen Schritten des Einen und des Andern doch an numerischer Stärke, an Einheit und Rührigkeit, wie an praktischen Erfolgen unter der Bauerschaft hinter der gegnerischen allmählich weit zurückgeblieben zu sein: ... „Die Klage ist nicht ungegründet, daß mehr Einheit in den verderblichen Entwürfen des Aristokratischen Privatintereßes, als den Patriotischen Betreibungen des gemein Wohls ist. Gemeinsamer Haß der Despotie kann als Leidenschaft zwar auf Augenblicke, nur Gleichheit der Grundsätze und Vernunft, auf stets, zusammenhalten."***) Salis selbst erwartete das Heil weniger von den Führern, als von dem Volk selbst: „Nach diesen allgemeinen Sätzen gestehe ich Ihnen, daß obgleich unter den Patrioten, redlicher Vaterlandsfreunde nicht wenige sind, ich dennoch meine größten Hoffnungen auf Männer aus dem Volke verlegt habe; Wenn es je dazu kommen sollte, daß eine zahlreiche Repräsentation (heiße man es nun Landtag oder wie man wolle) unsere äußeren und inneren Verhältniße aus der Verwirrung zu reißen beauftragt würde; doch Wann —" Die Ereignisse sollten freilich bald

*) Z. 20

**) Vgl. H. Zschokke, histor. Schr. Tl. I. S. 145—279 u. 15, S. 259 ff.

***) Z. 20.

einen ungünstigen Kommentar zu seiner guten Meinung von der Reife und Zuverlässigkeit des Volkes geben. Zudem konnte man ihm, wie bemerkt, den Vorwurf der Unthätigkeit in erster Linie machen; er war sich dessen auch wohl bewußt: „Sie werden sagen; wenn das Schiff im Sturme ist — sollte man handeln, und schweigen; — für die Steuermänner hatten Sie Recht — aber ein Matrose wie ich und ein Schiffscaplan können indeß miteinander sich über das Gemein Wohl berathen, und sich über die Fehler — zu tröſten suchen, und erst hand allsdann anlegen, wenn alles zu sinken droht."*) Man wird zweifeln müssen, ob diese Antwort den eifrigen, rastlosen Bansi befriedigt habe, der im Sommer 1798 auf einer Reise nach Triest begriffen war, wo er sich, nach Salis' Brief zu schließen, einen neuen Wirkungskreis zu suchen im Begriffe war.**) Dagegen rührte sich die aristokratisch-österreichische Partei umsomehr, als ihre Bestrebungen nun in dem Gang der Weltereignisse ein starkes förderndes Argument erhielten. Seit im Frieden von Campo Formio (17. Oktober 1797) die cisalpinische Republik anerkannt worden war, entschied sich die Stimmung in den südlichen Vorländern Graubündens, die schon seit einiger Zeit in der Schwebe war, zu Gunsten Frankreichs. Schon am 5. April 1797 schrieb Salis, der die drohende Gefahr wohl erkannte, an Bansi: „In unserer Lage gegen das Veltlin, sind seyd (sic) Bergamos und Bressias Umarbeitung, große Veränderungen der Verhältniße vorgegangen; Wenn nur erst in Bünden die öffentliche Meinung hierüber genau wüßte was sie wollte — und wollte was zu unserem Frieden dient, so könnte vielleicht das am Abgrund schwebende erhalten werden; sollen wir uns dem Drange der Umstände überlaßen, vielleicht führen sie zu den Prinzipien zurück, aber ob diese uns zu unserem Stats-Vortheile führen, das ist eine andere Frage?"***) Die Grafschaften Veltlin, Cläven, Worms fielen zur Cisalpinischen Republik ab. Inzwischen war mit dem 29. März 1798 die Bundesrepublik der Schweiz für aufgelöst und zu einer unteilbaren helvetischen Republik erklärt worden; in der Verfassung derselben war Rhätien bereits als Bestandteil des neugebildeten Staates verzeichnet, im April schon lud das Vollziehungsdirektorium desselben Graubünden zur Vereinigung ein. Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich des Landes. Die Aristokraten scharten sich um Baron Cronthal,†) der verkündete, daß der österreichische Hof sich einer gewaltthätigen Staatsveränderung in Bünden widersetzen werde; bereits rückten österreichische Truppen von Tirol und Vorarlberg heran. In Reichenau versammelte sich um den nunmehrigen französischen Ministerresidenten Florent Guiot die patriotische Partei. Seine Erklärung, Frankreich werde die Selbständigkeit Bündens ehren,

*) Z. 18.
**) Z. 21.
***) Z. 18. Vgl. Zschokke, hist. Sch. 15, S. 265.
†) H. Zschokke, hist. Schr. I, 152 ff.

erhielt einen eigentümlichen Nachdruck durch die scharf wiederholte Aufforderung der helvetischen Regierung zum Beitritt und den Anzug französischer Truppen von der Schweiz her. Noch hoffte man wenigstens die kriegerische Besetzung des Landes verhüten und die Zusicherung der Integrität desselben erhalten zu können; um diesen Preis wollte man in den Anschluß Graubündens, aber erst nach Wiederherstellung des allgemeinen europäischen Friedens, willigen. So hoffte man einerseits die furchtbaren Leiden einer französischen Invasion, andererseits den Verlust der Freiheit an Österreich zu vermeiden. Eine von Heinrich Zschokke, dem damaligen Vorsteher des Seminars zu Reichenau, verfaßte Flugschrift sollte diese Gedanken und Erwägungen dem Volke nahe legen, diente aber nur dazu das Feuer zu schüren.*) Die Sache sollte im Juli vor die Versammlung der Graubündnerischen Gemeindedeputierten kommen. Die Bearbeitung des Volkes durch die Aristokraten, die hundertjährige Gewohnheit des bisherigen Zustandes siegten. Anstatt eines hinausschiebenden Beschlusses, wie er der Lage wohl am besten entsprochen hätte, verwarfen die große Mehrzahl der Gemeinden unbedingt und ohne jede Modifikation den Anschluß an die helvetische Republik. Damit war zugleich die Rache der siegenden Partei entfesselt; die Regierung des landtäglichen Ausschusses von 1794 wurde aufgelöst und eine den Absichten Österreichs entsprechende von drei Bundeshäuptern hergestellt. Schutzlos waren die „Landesverräther" und „Frantzosen" den Verfolgungen des fanatisierten Pöbels preisgegeben. Die meisten Patrioten retteten sich durch schleunige Flucht. Auch Salis ereilte dasselbe Schicksal. Mit noch 78 Bürgern wandte er sich nach Chur, um sicheres Geleite zu erlangen; es wurde ihm, dem „Schandfleck der Familie",**) dem seit langem „durch die Aristokraten und Cronthal, dienstfertigst in das jakobinische Licht versetzten"***) von seinen eigenen Verwandten abgeschlagen; es war am Abend des Herbstfestes, als die gedungenen Bauern des Schalfiker Thales Chur überfielen. Noch in der Nacht mußte der Dichter mit seiner jungen Frau und seinen zwei kleinen Kindern über die Kunkelser Alpen flüchten, verfolgt von bewaffneten Bauern, die ihm in der Mondhelle noch einen Flintenschuß über die Grenze nachsandten;†) in einer Taminser Alphütte fand er endlich eine Zuflucht für den Rest der Nacht.††) Die Geflüchteten wandten sich da und dort hin: Tscharner, Meyer, Jost, Rascher u. a. fand Heinrich Zschokke in Ragatz; er ward bald gewählt, die Sache der vertriebenen Patrioten, die, mehr als 500 an der Zahl, zum Teil dem äußersten Mangel ausgesetzt waren, bei der helvetischen Regierung zu vertreten. Als ein Bundestag zu Ilanz in Graubünden das Bergvolk be-

*) Vgl. Zschokke, Selbstschau S. 106 ff.
**) Vgl. Z. 32, dem wir die Details über die Flucht entnehmen, ohne eine Garantie für die Nachrichten des 83jährigen Bansi über vor 36 Jahren Geschehenes zu haben.
***) Z. 14.
†) Zschokke, Selbstschau S. 113.
††) Z. 32.

waffnet, das Vermögen der Geflüchteten mit Beschlag belegt, ihren Verwandten jeden Verkehr mit ihnen untersagt hatte, als schließlich zehn österreichische Bataillone unter dem General Auffenberg in Bünden einrückten und der französische Ministerresident, ernstlich bedroht, flüchten mußte, da kam in Luzern, wohin die helvetische Regierung im September 1798 von Aarau verlegt worden war, eine Deputation an, welche Zschokkes Betreibungen unterstützen sollte und an deren Spitze Salis stand. Wie es ihm zwischen seiner Flucht bis zu seinem Auftreten in Luzern erging, wissen wir nicht; wahrscheinlich war auch er unter den in Ragatz sich sammelnden Patrioten gewesen.*) Da sich fand, daß auf Zschokkes beredte Schilderungen die Wünsche der Vertriebenen durch das Dekret des Direktoriums vom 23. Oktober bereits erfüllt waren, so sollte die Deputation wenigstens den Dank derselben ausdrücken und Salis dies in feierlicher Weise thun. Er „schrieb und lernte nun, Tag und Nacht, an seiner Rede. Als aber der bestimmte Augenblick erschien, hatte der liebe Mann unglücklicherweise alles rein wieder vergessen. Man denke sich die Verlegenheit des Redners, die Angst der Deputation, die in meinem Zimmer auf- und ablief, und die ganze Geschichte von Herzen verwünschte. Der komische Auftritt preßte mir das unbarmherzigste Gelächter aus".**) Zschokke führte nun die Rolle des Freundes, mit dem er seit Jahren in der Heimat in persönlichem Verkehr gestanden hatte,***) mit Erfolg durch. Ob Salis zunächst in Luzern blieb, wissen wir nicht; im Dezember 1798 finden wir ihn dort in einer Mission, die zeigt, daß man ihn von seiten der helvetischen Regierung wohl zu schätzen wußte. „Auch ich befand mich nur zufällig hier, indem ich eben zu einem Ausschuß berufen worden, der an der dringenden Organisation der bewaffneten Macht arbeiten soll," schreibt er im Dezember „an die Bürger Florin und Bansi". In Bezug auf das Schicksal Graubündens hofft er auf einen baldigen Umschwung der Dinge: „Unsre Direktoren — und der gesündeste Theil der Gesetzgeber, sieht in den Bündner Patrioten — künftige Helvetier, die im Tiegel der Verfolgung geläutert werden. — Solange noch die Zunge in der Wage für Krieg oder Frieden unstät schwankt, solange weiß das Mündel oder Vogtkind der großen Republik, so wenig über seine eigene Zukunft, als über die unsrige. — Nur zweifle keiner an der Sache der Republiken, die wie Bünden, nur durch Schildwachen von andern Freistaaten getrennt, und für jeden der diese überspringt, mit dem großen Frankengebiete zusammenhängt; — die Adlerstange die in Chur aufgerichtet worden, wird bald dem Freiheitsbaum Platz machen, — und ihren Errichtern auf den Kopf fallen, welch eine Kur wird der Aufenthalt der Weißröcke, für den Volksgeist werden, wenn man ihren Zwang

*) Zschokke, hist. Schr. I. S. 26.
**) Zschokke, Selbstschau S. 129 ff. Bei anderer Darstellung dieser Ereignisse erwähnt Zschokke Salis nicht.
***) Ebenda S. 92, 104.

und Druck wird empfunden haben."*) Es ist zu vermuten, daß Salis damals auch den Vereinsbestrebungen der in Luzern versammelten Patrioten nicht fremd geblieben ist. Hier wurde die vaterländische oder litterarische Gesellschaft gegründet, deren Zweigvereine sich rasch über die Hauptstädte der Schweiz verbreiteten und die sich Beförderung des schweizerischen Gemeinsinns, Aufklärung des Volks, Belebung des Kunst- und Gewerbfleißes durch Zeit- und Flugschriften, öffentliche Vorlesungen und Korrespondenzen angelegen sein ließen.**) „Ihr fraget, Bürger, was wir hier aufgerichtet; unsere früheren Verrichtungen vor der Helvetischen Sache werden Euch bekannt seyn; — Wir haben sie für unsere Freunde, als fliegende Blätter, im Abdruck ausgestreut."***) Zugleich bittet Salis seine Freunde, Aufträge für die gute Sache ihm zu übergeben: „ich habe Gelegenheit die Männer von Einfluß zu sehen." Wie viele seiner Schicksalsgenossen, so fühlte auch er jetzt, aufgerüttelt durch die letzten Vorgänge, den lebhaften Drang und die Verpflichtung, für die Sache der helvetischen Republik selbst zu arbeiten: „Möchte doch jeder (von den Vertriebenen) in seinem Winkel thun, was er kann, mit Geduld und Muth und Hoffnung und Beharrlichkeit, und Eintracht. — So aber suchen manche nur Ruhe und ein Dachsen Loch, für den Winterschlaf."†)

Leider sind die Thätigkeit und die Lebensverhältnisse des Dichters bis zum Jahre 1803 nicht ins einzelne zu verfolgen; in seinem Briefwechsel mit Bansi findet sich eine Lücke bis zum Jahre 1809, und wir sind somit auf die spärlichen Nachrichten Roeders und der Jahrbücher angewiesen. Während Massena im Februar 1799 Graubünden einnahm, eine provisorische Regierung zu Chur einsetzte, welche die Vereinigung des Landes mit der helvetischen Republik aussprach, die Geächteten und Geflüchteten zurückrief und bürgerlich rehabilitierte, scheint Salis seinem engeren Vaterland ferngeblieben zu sein. Er zog, wir wissen nicht wann, mit seiner Familie nach Zürich und wurde hier zum Generalinspektor der helvetischen Truppen ernannt; von Zürich, wo er noch am 20. März 1800 die Vorrede zur vierten Auflage seiner Gedichte schrieb, siedelte er nach Bern über und trat dann als Generaladjutant in den Generalstab Massenas ein. Er bekleidete diese Stelle bis zu Ende des Feldzuges des Jahres 1799 in der Schweiz, wobei er mehrmals auf dem Schlachtfeld dem Tod ins Auge sah.

„Salis! Dich sucht' ich umsonst am Ufer der blutigen Limmat;
Heil dem Gestade wo nichts weiter den Suchenden täuscht.
Salis! ich drang dich zu sehn durch Rußlands und Austriens Heere,
Mancherley Mühsal und Noth schuf mir der hemmende Troß" rc.

*) Z. 22.
**) Zschokke, Selbstschau S. 135 ff.
***) Z. 22.
†) Ebenda.

sang damals Matthisson. Eine weitere Stellung als Mitglied des helvetischen obersten Gerichtshofes, des Kassations-Gerichtes, scheint er in den Jahren von 1800 bis 1803 eingenommen zu haben. Im Jahre 1802 und wohl während dieser drei Jahre überhaupt lebte er in Bern. Mitten unter den politischen Kämpfen und Wirren wurde ihm die Freude zuteil, den innig geliebten Matthisson, der ihm wie ein Bote aus einer Welt des Friedens und der Idealität erscheinen mußte, wiederzusehen*): „Mein Matthisson!", schreibt er am 24. August 1802 an ihn, „Mit der treuen Innigkeit, die das Wesen unserer Freundschaft ausmacht, werde ich Dich wiedersehen. Dein Andenken grünte und blühte in meinem Busen unter allen Stürmen des Schicksals. Unsre Freundschaft trägt in sich selber genug Kraft und Leben, um alle äußere Mittheilungen entbehren und alle Wandlungen unserer Umgebungen überdauern zu können." Er bittet ihn, den Tag seiner Ankunft in Grindelwald oder Thun und in Bern mitzuteilen, damit er ihm, wenn es seine Berufsgeschäfte erlaubten, „ein Stück Wegs" entgegen kommen könne. Das allerdings nur kurze Wiedersehen fand zwischen dem 24. August und 8. September statt, wo sich Matthisson mit seiner Frau bereits in Vevey befand. Das Ehepaar geriet in Bern in „die Adlerstaverne", befand sich dort sehr schlecht und kürzte deshalb seinen Aufenthalt ab. Aber die wenigen Tage waren eine freudvolle Bekräftigung des alten Bundes: „Es war nicht nur Dein vorüberwallendes Schattenbild", schreibt Salis, „was mir jüngst so flüchtig erschien. Die Eindrücke, die jene Erscheinung mir hinterließ, bürgen es mir, daß ich Dich und in Dir den treuen Freund ganz wiederfand. Manches hatte das Schicksal uns in sieben Jahren der Trennung entzogen, Manches hat uns verlassen. Manches Ungleichartige mußte uns verlassen und vereinsamen. Wir stehen über den Trümmern und retteten uns unsere Herzen und unsere Treue. Laß uns stets gleich bleiben uns selbst. Die Spuren und Eindrücke eines jeden erneuten Beysammenseyns werden als ewige Siegel unsern Bund bekräftigen."**) Daß der Aufenthalt des Dichters in Bern während der Jahre 1800—1802 kein erfreulicher sein konnte, ist aus den inneren Zuständen der helvetischen Republik zu schließen. Salis befand sich am Sitze ihrer Regierung, der hierher verlegt worden war, als das Vordringen der Österreicher gegen die Schweiz nach dem Sieg des Erzherzogs Johann bei Stockach immer bedrohlicher wurde. Die entsetzliche Verwirrung, die auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens herrschte, die Grausamkeit der französischen „Befreier", Not und Elend aller Art trieben überall zum Aufstand gegen die helvetische Regierung, welche sich vergebens abmühte, Ordnung in das Chaos zu bringen, dem Volke eine Verfassung und Schutz vor seinen „Freunden" zu verschaffen. Die Mitglieder der Regierung selbst, Räte und Direktoren, lagen in erbitterter Fehde; die Parteien der Unitarier und Föderalisten überboten

*) Matth. l. Nachl. II. S. 91 ff.
**) ebenda II. S. 92 ff.

sich mit Verfassungsentwürfen und lösten sich in der Regierung ab. Als nun (Anfangs 1802) Bonaparte seine Truppen aus der Schweiz abzuberufen genötigt war, kam es zu einem allgemeinen Aufstand gegen die Helvetik, in welchem die aristokratische Partei siegte, allenthalben die helvetischen Behörden stürzte und ihre Anhänger verfolgte. In Bern betrieb man die Einverleibung des Waadtlandes und des Aargaus. Salis entzog sich noch vor dem Eintritt der persönlichen Gefahr dem Anblick dieser traurigen Wirren und ließ sich für einige Zeit in einem Dörfchen in der Nähe von Neufchatel nieder: „Hier lebte ich mit meinem ganzen Haushalt in einer einzigen Kinderstube zusammengepackt, glückliche Tage, aber freylich ohne, unter dem Lärm meines kleinen Völkchens, auch nur den Versuch zu wagen, eine Feder anzusetzen".*) Am 8. Januar 1803 ist er wieder in Bern, von wo aus er an Matthisson schreibt.

Die Mediationsakte machte endlich (15. April 1803) dem chaotischen Zustande in der Schweiz wenigstens für ein Jahrzehnt ein Ende. Graubünden wurde nun in das neue Bundessystem aufgenommen, und Salis kehrte in die alte Heimat zurück. Ein warmes Gefühl der Behaglichkeit und neuen Sicherheit spricht aus dem Briefe, den er am 20. April des Jahres 1804 an Matthisson richtet, dessen Rückkehr nach dem Genfersee er mit Jubel begrüßt: „Von allen Gaben des wiederbringenden Frühlings ist mir Deine Wiederkunft die erfreulichste, und die Hoffnung, uns wiederzusehen, der Keim, den ich am sorgsamsten pflegen will. Seit der Rückkehr in mein Geburtsland hatte ich meine Wünsche und Entwürfe in die engsten Grenzen eingeschlossen, und beinah zu hoffen verlernt. In meiner häuslichen Abgeschiedenheit — fand ich Ersatz für manche gewagte Hoffnung, für manches verkannte Bestreben. Wie eine Lerche in ihre Furche in mein enges Thal versenkt, lebte ich, ohne dem Begriff des Ziehens und Wanderns mehr Raum zu geben. Meine Freunde, die Entfernten, Lieben hatten sich mir in die verklärenden Regionen der Idealwelt zurückgezogen, und ich lebte so ganz nur in dem beglückenden, aber eng umschließenden Kreise meiner Familie und Kinder."**) Matthisson befand sich auch damals wieder im Dienste der Fürstin Luise von Dessau; sie hatte schon bei einer früheren Reise direkte Beziehungen zu Salis und seiner Gemahlin angeknüpft und die letztere dann im Jahre 1802 wieder zu einem Besuche in Vevey aufgefordert, der jedoch unausgeführt bleiben mußte.***) 1803 ließ ihr Salis durch Matthisson das Erstlingsexemplar der bei Füßli erschienenen neuen Auflage seiner Gedichte überreichen. Zugleich bereitete er eine Auswahl von Gedichten für die von Matthisson dann im Jahre 1806 herausgegebene „Lyrische Anthologie" vor, freilich nicht, ohne den persönlichen Rat des Freundes dabei zu vermissen. Mit dem Gedichte „Andenken an die Abwesenden", in welchem Matthisson und

*) Matthiss. l. Nachl. II, S. 94 ff.
**) ebenda II, S. 96 ff. 20. April 1804.
***) ebenda II, S. 94. ff.

die Fürstin zu Salis' Freude „einige Töne des Herzens vernommen und verstanden" hatten, scheint er im Jahre 1803 noch in Bern zur Muse zurückgekehrt zu sein.

Es lag in dem Wesen seiner ausschließlich lyrischen Begabung, die nur eigensten persönlichen Stimmungen diente, daß sie ihn für sein übriges Leben nicht allein auszufüllen vermochte. So finden wir Salis nach den ersten Jahren seiner Rückkehr in die beruhigte und neu geordnete Heimat bald in einer Reihe von unbesoldeten Ehrenbeamtungen seiner Vaterstadt, seines Kantons und der Eidgenossenschaft thätig, welche ihn fast ganz absorbierten, obwohl ihm seine günstigen finanziellen Verhältnisse ein völlig privates Leben gestattet hätten. Wir wissen nicht, womit und wann diese bürgerliche Ehrenlaufbahn begann, da uns sämtliche Quellen für die Jahre 1804—1809 vollständig im Stiche lassen. Dürfen wir Bansi glauben und sah er hier nicht mit von Verdacht und Mißtrauen getrübten Augen, wie es bei ihm wohl vorkommen konnte, so trat übrigens bei Salis um diese Zeit eine Änderung seiner politischen Grundsätze oder doch wenigstens eine Milderung in der Äußerung derselben ein. Schon im Jahre 1795 hatte Salis nach der handschriftlichen Notiz Bansis sich auf einer politischen Inkonsequenz finden lassen, indem er die Stelle eines Assessors, wir wissen freilich nicht, bei welcher Behörde und auf wie lange, annahm, die er im Jahre 1793 abgewiesen hatte — „was soll Saul unter den Profeten?" —*) Auf einer bloßen Klatscherei dürfte es beruhen, wenn Bansi 1821 von einem Gerücht spricht, „als wäre mein Salis seit 1801 ganz annemmlich für das Hochwohlgebohren worden";**) nach des Dichters Tod schildert er einmal ihr langjähriges Verhältnis, „welches nur durch seine Condescendenz zur Familien Präsumtion seit 1805 vernebelt wurde, worüber ich seine Schwachheit bedauernd, ihn als Hochwohlgeboren begrüßte."***) Bansi scheint seit einer Reihe von Jahren verbittert, in dem hohen Alter von 83 Jahren, in welchem er den citierten Brief an Heinrich Zschokke schrieb, aber überdies nicht mehr ganz sicheren Gedächtnisses und ganz klarer Unterscheidungsfähigkeit gewesen zu sein. Allerdings hat sich sein Verhältnis zu Salis verändert, und man braucht nur einen Blick in den 1809 wieder aufgenommenen Briefwechsel zu werfen, um einen kühleren und reservierten Ton von seiten des Dichters, eine gewisse Gereiztheit von seiten Bansis herauszufühlen. Eine Familienangelegenheit des letztern, in welcher Salis gegen ihn auf Seite seiner Tochter stand, die als Malerin mit Frau Schweitzer in Paris lebte und sich 1808 verheiratete, scheint zur Schärfung beigetragen zu haben. Auf zwei Briefe des genannten Jahres, die kein weiteres Interesse haben, folgen noch drei aus den Jahren 1815, 1818 und 1831 von Salis' Hand an „P. P." und „Euer Wohlgeboren" und

*) Matth. l. Nachl. S. 94.
**) Z. 29.
***) Z. 31.

einer von Bansi aus dem Jahre 1821.*) Sie sind ohne alles Interesse für Salis' weiteren Lebensgang. Salis war nach schweren Erfahrungen, die seine allzu ideale Meinung von der reinen Menschenwürde und politischen Reife seines Volkes schmerzlich herabgestimmt haben mußten, in geordnete, ruhige Verhältnisse zurückgekehrt. Er mochte einerseits in politischen Dingen realistischer denken gelernt haben, andererseits als erste Bedingung einer segensreichen Ausgestaltung der neu errungenen staatlichen Ordnung die Versöhnung der Parteien erkennen, er mochte das Verlangen, mit seiner Familie in Frieden zu leben, empfinden. Es war dem hohen Beamten gewiß nicht zu verübeln, wenn er, nachdem das Ziel der Einheit erreicht war, die ostensible Verbindung mit den extremen Parteigenossen früherer Jahre aufgab, die als solche keinen politischen Sinn mehr hatte. Das war vermutlich die „Condescendenz zur Familien Präsumtion", die ihm der ehemalige Freund vorwarf. Wie es sich mit einem andern Vorwurf, dem zu großer Orthodoxie verhielt, können wir kaum entscheiden. Salis hatte — und damit argumentiert Bansi — zu der Herderschen Schrift: „Ueber Auferstehung" ꝛc. mit Blei die Randbemerkung geschrieben: „Ungläubige Gedanken, eines christlichen, halbchristlichen Religionslehrers", „Salis Condescendenz zur Aristokratie gemäß", wie Bansi dazu bemerkt. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß Salis strenggläubig war und zwar während seines ganzen Lebens. Mag man immerhin die oben berichtete Unterhaltung mit Matthisson auf dem Kirchhof zu Montreux als einen Anflug untersuchenden Grübelns über Unsterblichkeit und Auferstehung auffassen, Salis' Gedichte zeigen durchweg eine warme und ernste Religiosität und ungeheuchelten Glauben an das Dogma, besonders das der Auferstehung: man vergleiche das Winterlied, das Märzlied, das Mailied, Vernunft und Glaube, das Grab, der Herbstabend, Morgenpsalm, vor allem das Pflügerlied und fast alle folgenden.

Noch im Jahre 1806 schrieb Matthisson in seiner „lyrischen Anthologie" in einem kurzen Vorwort vor den von Salis beigesteuerten Gedichten: „Lebt zu Malans, ohne öffentliches Amt." Wenn wir auch nicht beurteilen können, wie gut unterrichtet Matthisson war, als er dies schrieb — denn sein Briefwechsel mit Salis stockte wieder seit 1804 —, sicher ist, daß wir diesen seit 1809 in voller öffentlicher Thätigkeit finden; er lebte von nun an meist in Chur, vorübergehend auch zu Malans und Seewis: „Du weißt vielleicht schon, daß ich von den Banden eines öffentlichen Amtes umschlungen, unter den gegenwärtigen Verhältnißen unsres Gemeinwesens, auch selbst nicht für wenige Tage mich von hier entfernen dürfte", schreibt er am 30. Juli 1809 an Matthisson.**) Man wird diese Äußerung am ehesten auf die Stadtvogtei beziehen dürfen, die er zugleich mit der Bundeslandammannschaft bekleidet zu haben scheint. In ersterer Stellung soll er sich freilich, wenn wir Bansi glauben dürfen,

*) Z. 25, 26, 27, und 29.
**) Matthiss. l. Nachl. II, S. 98 ff.

„als nicht seines Faches noch Herzens, nicht emsig verwendet“ haben.*) Da die Stelle eines Stadtvogts in den Jahren 1812—16 durch Joh. Friedr. Tscharner besetzt war, so dürfte anzunehmen sein, daß Salis dieses Amt von 1809—1812 inne hatte.**) Er scheint damit zugleich einen Ratssitz verbunden zu haben. Die Veranlassung zur Aufgabe des letztern erzählt Bansi wunderlich und ungenau so: „An folgender Wahl zur Besezung des Bürgermeisterthums, bei Austritt von Joh. Fr. Tscharner — wurde er als nächst Beamteter übergangen — worauf er seine Stelle im Churer Rath ablegte und einsam für sich und Geister Unterhaltung, meistens in gemietheter Wohnung zu Chur, bei fleißigem Besuch des Cassino — dan auch zu Malans und Seewis — in seinem maßiven Schloße sich aufhielt, — abgesöndert“ . . .***) Joh. Friedr. Tscharner, der frühere Parteigenosse und offenbar nunmehrige Nebenbuhler Salis', war vom Jahre 1816—1817, dann 1819—1820 und zuletzt 1821—1822 Bürgermeister;†) in welchem Jahre er Salis bei der Wahl verdrängte, wissen wir nicht. Im Jahre 1822 nennt sich Salis wenigstens selbst noch Mitglied des Stadtrats. Doch ist es unrichtig, daß dieser sich daraufhin zurückgezogen habe, da er bis zum Ende seines Lebens verschiedene Ämter verwaltete. Die Bundeslandammannschaft, die Salis neben dem Bundespräsidenten Gaudenz Planta übernahm,††) hat er offenbar öfter innegehabt. Als im Jahre 1813 und 1814 neue innere Wirren die Schweiz und auch Graubünden erschütterten, gehörte Salis als Bundeslandammann der Kommission an, welche sich den Entwurf einer neuen Standesverfassung zur Aufgabe gesetzt hatte.†††) Im Jahre 1817 finden wir ihn wieder in dieser Stellung. Er schreibt am 29. Januar dieses Jahres an Matthisson: „Auf den ersten September dieses Jahres beginnt für mich wieder ein Amtsjahr als Bundeslandammann. Während dieser Amtsdauer gehört meine Zeit jedem eher an, als mir selber.“*†) Da er den gleichen Termin nennt, so wird man seine Äußerung vom 31. Juli 1819 ebenfalls auf die Bundeslandammannschaft beziehen müssen: „Am ersten September werde ich aus dem Amte austreten, welches mich an meinen Wohnort kettet.“**†)

Er hatte unterdessen noch mehr als eine Würde und — Bürde übernommen. Als Vorsteher der Gemeinde Malans hatte ihn noch vor 1817 sein ältester Sohn abgelöst.***†) Seit 1814 war er Oberst der Kantonsmiliz und Präsident der Militärkommission in eidgenössischen Militärsachen;†*) seit 1821 Mitglied der Militär-Aufsichtsbehörde.†**) Auch richterliche Funktionen hat er zu verschiedenen Malen ausgeübt; abgesehen

*) Z. 31. **) Joh. Friedr. Tscharners Leben und Wirken von Vincenz von Planta, Chur 1848. S. 129. ***) Z. 31.

†) J. F. Tscharners Leben u. a. S. 135 und 139. ††) Z. 31.

†††) Tscharners Leben S. 45.

*†) Matthiss. litt. Nachl. II, S. 99 ff. **†) Ebenda, im folg. Brief.

***†) Z. 28. An Heinr. Zschokke.

†*) Roeder S. 48. †**) Matthiss. litt. Nachl. II, 10. Febr. 1822.

von der Stadtvogteistelle, die eine richterliche war, nennt er sich im Jahre 1822 Oberappellationsrichter,*) 1823 wurde er, offenbar nicht zu seiner großen Freude, noch Vorsitzender des städtischen Kriminal- und Polizeigerichtes: „Die Verfassung des Vaterlandes macht es mir zur Pflicht, mehrere Ämter zugleich zu übernehmen, sobald die gute Meinung unserer Mitbürger uns dazu tüchtig hält. So wurde mir seit dem vorigen Jahre zu meinen bisherigen Stellen noch das mühsamste Amt in meiner Vaterstadt, nämlich der Vorsitz beym Kriminal- und Polizeigericht übertragen. Im Geräusch und Gedränge öffentlicher Geschäfte, in der Kanzley oder dem Verhörzimmer und der Rathsstube fließen meine Tage dahin, wie ein Weberschiffchen, das öfters durch verwickelte Fäden sich mühsam genug durchwindet."**) Außerdem war er bis zu seinem Tod ein geschätztes Mitglied des Schulrates der Stadt Chur, wie ihn denn die Probleme der Erziehung und Bildung der Jugend vielfach beschäftigten. Schon im Jahre 1786 mahnte er Bansi, sich um die vernachlässigte oder falsche Erziehung, besonders der Mädchen, in Bünden anzunehmen. Bansis Gedanken über die Anstellung deutscher Lehrer, welche dieser 1797 in einigen Aufsätzen des „Volksfreundes" entwickelt hatte, fanden durchaus seinen Beifall: „Was über die Verbreitung der deutschen Sprache als nothwendige Bedingung vermehrter Aufklärung gesagt wird, hat meine volle Zustimmung; — daß es nur durch deutsche Schulmeister ohne Zwang bewürkt werden kann, ist sehr wahr; — Übersetzung ins Romanische sind Palliative und Nothbehelfe oder Faulheitspolster."***) Den Bestrebungen Heinrich Zschokkes und anderer brachte er die lebhafteste Sympathie entgegen. Es war ihm ein angenehmer Gedanke, dessen patriotische „Geschichte des Freystaates der drey Bünde" „in den Händen unserer Jünglinge, einst häufig zu finden", und er hofft, daß sein Sohn einmal die Resultate der Erziehung, welche Zschokke seinen Schülern in Reichenau angedeihen ließ, dem Wohl des Vaterlandes dienstbar machen könne. „Sein Wille ist edel. Wie erwünscht würde es für ihn seyn, einst aus Ihrer Hand gebildete Söhne, und tüchtige Mitarbeiter zu erhalten, mit denen vereint es vielleicht gelingen würde, durch Verbeßerung der Schulen wohlthätig auf die künftigen Geschlechter zu würken; und jene Unterrichtsanstalten in Aufnahme zu bringen, für welche Sie einst ein so verdienstvolles, bißher nicht Zweckmäßig und würdig genug verwendetes Opfer brachten."†)

Der Sohn, von dem Salis hier spricht, sein Liebling, der schon einigemal erwähnte Johann Ulrich, war so recht die Freude seines Alters und in mehr als einer Beziehung sein Nachfolger: „Mein älterer Sohn stand anfangs als Offizier in Piemontesischen Diensten, und hatte seit der Abdankung des Regimentes eine Stelle unter der Französischen Garde erhalten, aber auf mein Anrathen auch ausgeschlagen. Seine Obern

*) Ebenda. **) Matthissons litt. Nachl. II, Chur 10. März 1823.
***) Z. 18. †) Z. 28.

waren mit seinen militärischen Talenten sehr zufrieden, und er ist bei unserem eidgenössischen Generalstab als Staatshauptmann angestellt. Nebenbei ist er thätiger Landwirth und ein Zögling der Muse. In dem Taschenbuch „Alpenrosen“ hat er schon einige Versuche öffentlich ausgestellt, die wenn mich nicht väterliche Vorliebe trügt, genug Empfindung und Phantasie verrathen, um noch etwas Vollendeteres von ihm zu erwarten.“*) Von den Gedichten des Sohnes aus den „Alpenrosen“ heben wir die „Elegie an die Heimathglocke“**) hervor, welche zwar nicht frei ist von Anklängen an Schillers „Glocke“, aber trotz eines fühlbaren Mangels an Konzentration ein hübsches formelles Talent und eine an den Vater erinnernde schöne Gesinnung zeigt. Mit Vorliebe scheint sich der Sohn der Romanze zugewendet zu haben, ohne jedoch hier, wie überhaupt als Dichter, etwas wirklich Bedeutendes zu leisten. „Die Rettung“***) ist der Familientradition der Salis, „Die Erstürmung von Solavers“†) einer rhätischen Volkssage entnommen. Wir erwähnen noch „Der ritterliche Sänger“††) nach dem Französischen und das Sonett „Voltaires Zaire“.†††) Ersprießlicher war die Thätigkeit J. Ulr. v. Salis' jedenfalls auf andern Gebieten; wie der Vater bekleidete auch er eine Reihe von Ehrenämtern; so war er Gemeindevorsteher in Malans, Verwalter der Ersparnis-Kasse für Graubünden,*†) später auch Bundesammann und Landammann. Seine in verschiedenen Jahrgängen des „Neuen Sammlers für Graubünden“ erschienenen Arbeiten zeugen von vielseitigen wissenschaftlichen Interessen: interessant ist darunter besonders sein „Denkmal dem sel. Dr. Joh. Georg Amstein gewidmet,“**†) eine Biographie des verdienten Arztes, dem auch der Vater einen poetischen Gruß ins Grab nachrief.***†) Er vermählte sich am 6. Januar 1822 mit Barbara von Cleric und starb im Jahre 1844.†*)

Als besonders begabt wird auch Salis' älteste Tochter Meta geschildert: Bansi nennt sie als Kind „einen Engel an Geist“. Sie ist wohl identisch mit der am 13. Mai 1797 geborenen Margaretha Jakobea und wahrscheinlich im Familienkreis Meta genannt worden; wenigstens erfahren wir nirgends etwas von dem Tod der Margaretha und der Geburt einer andern Tochter Meta, wohl aber noch von der einer jüngern Schwester dieser letztern. Sie vermählte sich am 3. November 1816 mit ihrem Vetter Joh. Ulrich von Salis-Soglio,††*) den der Schwiegervater am 29. Januar 1817 an Matthisson empfiehlt: „Mein Schwiegersohn ein sehr braver junger Mann, der in früheren Zeiten unter Wreedes Generalstab diente, an seiner Seite in dem denkwürdigsten Feldzuge focht, und ehrenvolle

*) Matth. l. Nachl. II, 10. Februar 1823. **) „Alpenrosen“, Jahrg 1821. S. 41.
***) Ebenda 1822. S. 108. †) Ebenda 1820. S. 263.
††) Ebenda 1820. S. 47. †††) Ebenda 1822. S. 239.
*†) „Der neue Sammler ein gemeinnütziges Archiv für Graubünden.“ VI, Jahrg. 4, 1811.
**†) Ebenda 1809. V, 1. Andere Auff. von ihm in VI, 3. S. 229, VII, 4; 305 u. 315. VII, 1 S. 58. Auch der Dichter scheint Kleinigkeiten in diese Zeitschrift geschrieben zu haben, so 1806 S. 369 über die Zubereitung des Erdäpfelbrotes in Malans.
***†) Vgl. das Gedicht „Auf Dr. Amsteins Tod“. Ausgabe 1830 aus „Alpenrosen“ 1819.
†*) Samml. rh. Geschl. S. 179. ††*) Samml. rh. Geschl. S. 179.

Wunden davon trug, ist auch durch seine geistigen Eigenschaften empfehlenswürdig."*) Salis-Soglio war mit seinem Regiment nach Holland versetzt worden und besuchte nun mit seiner jungen Frau den teuern Freund des Schwiegervaters in Stuttgart. Die innige Verehrung, mit welcher die Tochter die herzliche Aufnahme und das sympathische Wesen der Hausfrau, Matthissons Luise, schilderte, verband beide Familien noch fester. Später kehrten die jungen Eheleute in die Heimat zurück; 1825 wohnten sie in einem Landhaus in der Nähe von Chur, wo sich Eltern und Kinder täglich sahen.

Salis' zweiter Sohn Johann Jakob (geb. 23. Mai 1800) wurde im Auslande ausgebildet; ein Reiseplan, der ihn zu diesem Zweck im Jahr 1817 in Begleitung des Vaters über Stuttgart führen und so dem letztern ein lange ersehntes Wiedersehen mit Matthisson ermöglichen sollte, mußte im Jahre 1818 aufgegeben werden.**) Im Jahre 1822 war auch er bereits verheiratet und so verbrachte nun Salis mit seiner Gattin und jüngeren Tochter den Lebensabend in engbeschränkter Häuslichkeit.

Im Jahre 1825***) erlebte Salis noch einmal die Freude eines Wiedersehens mit Matthisson. Dieser hatte im März seine Frau verloren; mit dem Versuch zu trösten, verband Salis die dringende Einladung zu einem Besuch in Chur: „Ich selbst bin zwar durch eine mühevolle Beamtung innerhalb der Stadtmauern gebannt, wir haben aber ein Landhaus außer derselben, wo meine Tochter mit ihrem Gatten und ihren Kindern wohnt und wohin wir alle Tage kommen. Vor Dir läge die Einsiedler-Kapelle des hl. Lucius, und seitwärts ein einsames Felsenthal und etwas Wald. . . . . Du solltest auch hier fühlen, daß Du etwas Unersetzliches, aber nicht Alles verloren hast: denn Du hast Freunde auf ewig, und unter diesen — Deinen Salis." Schon im Mai befand sich Matthisson bei dem Freunde.†) „Es war", berichtet hier Roeder als Augenzeuge, ... „ein interessanter . . . Anblick, zu gewahren, wie die beiden Greise als ein edles Zwillingspaar traulich auf Spaziergängen bald auf der Landstraße in der Ebene des Rheinthales bei Chur, bald auf einem rauhen Bergwege zusammenwandelten und dann in lebhafter Unterhaltung wie verjüngt und in sich selbst vergnügt fast nur sich sahen und im edelsten Kunstgenuß ihrer Gefühle und Ideale zu schwärmen schienen oder sich gegenseitig mit neuen Gedanken und poetischen Lichtfunken bereicherten. In ihrer äußern Persönlichkeit glichen sie sich wenig; Matthisson war schmächtig und trug das Aussehen eines Hofmannes in seiner äußeren Haltung; v. Salis erschien kräftiger und in militärischem Ausdruck, der

*) Matth. l. Nachl. II, S. 99 ff.

**) ebenda II, 293 ff.

***) Nach einem Briefe der Friederike Brun (Matth. l. Nachl. I, 77) ist es wahrscheinlich, wenn auch nicht sicher, daß auch im Jahre 1822 ein Wiedersehen der Freunde stattfand. Matthissons Bild hing über Salis' Schreibtisch und gehörte, wie er sich einmal ausdrückt, zu den Penaten seines Hauses.

†) Prometheus. Zeitschrift herausgeg. v. Heinr. Zschokke. II. Tl. Aarau 1832. S. 49 (Brief Bonstettens an H. Zschokke), ferner Matth. litt. Nachl. I, 328.

durch seine hohe Adlernase und festen Schritt sich deutlich unterschied."*) Ob Matthisson seinen Plan, im Frühjahr 1832 eine Reise zu unternehmen „und sogar bis zu Salis vorzudringen, nach dem ich oft eine beinahe jugendliche Sehnsucht empfinde", ausführte, wissen wir nicht.**)

Ein ersprießliches dichterisches Schaffen war Salis, man kann wohl sagen, in den letzten dreißig Jahren seines Lebens versagt geblieben. Seine bürgerlichen Geschäfte nahmen ihm Zeit und Stimmung zur Poesie;***) sie hefteten ihn mit trägen Wurzeln, wie er sich einmal ausdrückt, an seine Erdscholle und umwanden ihm die Schwingen bei jedem Aufstreben. Die Hauptgründe aber waren hier innerer Natur, und der Dichter war sich dessen wohl bewußt. „Seit einem Jahre," schreibt er 1817, „genieße ich recht gesunder Tage bey heitrem Gemüthe: Nur die Cither, wenn ich sie ergreife, giebt nicht mehr den richtigen Ton wieder."†) „Im Abendschatten des Lebens, bey schwankender Gesundheit und gesunkenen Kräften durfte ich nicht hoffen, das höhere Ziel der Kunst zu erreichen, welches sich mir in früheren Jahren nur dunkel zeigte, und von dem ich immer fern blieb. Bey einsinkender Dämmerung ist keine Zeit mehr zur Blumenlese; und es wäre Vorbote des nahenden Alters, wenn ich mich mit verstimmten Saiten unter die lieblichen Chöre unserer jungen vaterländischen Dichter mischen wollte"††). . . . An Aufforderungen freilich zu erneuter dichterischer Thätigkeit fehlte es nicht. So verwahrte sich ein Rezensent der Ausgabe der Matthissonschen und Salisschen vereinigten Gedichte von 1808 sehr gegen des letztern Abschied von der Harfe, „den Apollo verhüte, denn wir müßten köstlichen Genuß entbehren und

Noch viele goldne Pfeile ruh'n unversucht
Im Köcher eines Dichters, der frühe schon
Sein Leben ganz den liederreichen
Schwestern Uraniens angelobt hat."†††)

Die Aufforderung des Freundes Rudolf Wyß von Bern im Jahre 1815 beantwortete er zwar im Jahre 1817 mit vier Stanzen, aber was noch folgte, war klein an Zahl und nicht mehr auf der Höhe des früheren. Einige Gelegenheitsgedichte sind in den späteren Jahrgängen der „Alpenrosen" veröffentlicht und nicht in die Sammlung der Gedichte aufgenommen worden. Einen Plan, von dem wir nur durch einen Brief an Matthisson wissen, ließ Salis ganz ruhen: „Auch mein „Gothischer Tempel" wäre so steif und gothisch geworden, daß ich ihn liegen lasse,"*†) schreibt er im Jahre 1817. Selbst eine abschließende Ausgabe seiner Gedichte schien ihm 1823 ohne Matthissons persönliche Anwesenheit und Hilfe unmöglich;

*) Roeder S. 36.
**) Vgl. Matth. litt. Nachl. II. Brief vom 10. März 1823.
***) ebenda I, 147.
†) Ebenda II, S. 99 ff.
††) Alpenrosen 1817 S. 303 ff.
†††) Morgenblatt f. geb. Stände. 1808 Dez. Nr. 292.
*†) Matth. litt. Nachl. II, S. 99 ff.

doch eine von Deutschland aus ihm zugehende Aufforderung lehnte er nicht unbedingt ab: „Füßli, dem ich letztes Jahr in Zürich jede Hoffnung zu einer vollendeten oder doch wenigstens verbesserten Ausgabe meiner mir beynahe fremd gewordenen Poesien benehmen mußte, dringt neuerdings in mich und überschickt mir ein Exemplar zur Korrektion. Bey allem guten Willen gegen ihn und das Publikum weiß ich mir nicht zu helfen. Ich fühle allzuwohl, was meinen Gedichten abgeht, als daß ich hoffen könnte, ihnen durch mühsame Silbenstechereyen einen noch höheren Werth zu geben, und was ich etwa Neues hinzufügen könnte, ist viel zu unbedeutend. Mögen denn die wiederholten Abdrücke meiner Juvenilien noch mit einem vermehrt werden: An eine Auflage von letzter Hand könnte ich nur dann denken, wenn der Himmel noch einmal Dich in meine Nähe brächte. Selbst die Einladung zur Theilnahme an der „Gesellschaft Deutscher Arkadier“, welche ich aus Leipzig erhielt, vermag es nicht mehr, mich zu einem wahren Arkadier umzubilden. Als Lockspeise rühmt man sich Deines Beitritts. Wenn es an dem ist, so gehe ich auch dahin, mit Dir Arm in Arm. Melde mir doch, was Du von dieser schönen Idee erwartest. Mir gefiel die Sache besser, als der häßliche, von den Italienern abgeborgte Name. Daß meine unbehülfliche Feder auch hier nur wenig leisten könnte, versteht sich . . . . Vorher darf ich nicht mehr daran denken, etwas für das Publikum zu schreiben.*) Ob es Matthissons Einfluß zu verdanken ist, daß die nach 1825 noch in den „Alpenrosen“ erschienenen Gedichte an den Herausgeber J. R. Wyß zur Veröffentlichung gegeben wurden, ist nicht nachzuweisen, aber wahrscheinlich; der letztere schreibt nämlich an Matthisson im Jahre 1825: „Der Erstere (Salis) versprach mir einst für die „Alpenrosen“ eine beliebige Auswahl aus ältern Papieren, wenn ich nach Bündten ginge. Ich konnte nicht nach Bündten. Wie schön aber, wenn nun Sie die Auswahl machten. Salis und Matthisson sind einmal Zwillinge am Dichterhimmel, der wolkenlos über unserem Deutschen Pindus schwebt.“**)

Mehr und mehr fühlte Salis die Vorzeichen des Alters. Schon im Jahre 1822 hatte er über mancherlei Übel zu klagen: „Meine Gesundheit war“, schreibt er an Matthisson, „beim Empfang Deines Blattes und seither so angegriffen, daß mein Geist nur fühlen, aber weder Gedanken sammeln noch mittheilen konnte. Rheumatische Übel, die Vorboten und Gefährten des nahenden Alters, die sonst nur in meinen Außenwerken Stand hielten, zogen sich nun auch hemmend und drückend in das Innere meines festen Platzes, und nur der Einfluß des nahenden Frühlings und die sorgsamste Pflege vermögen es, diese Erbfeinde, wenigstens für einige Frist, zu verscheuchen und abzuhalten. Ich genieße übrigens die helleren Herbsttage meines Lebens mit heiterm Muthe. In den umnebelten

*) Matth. litt. Nachl. II, Chur, den 10. März 1823.
**) Ebenda IV, S. 198. Bern, 20. März 1825.

Stunden suche und finde ich ein leidliches Asyl in meinem Innersten; manches hat sich da abgekühlt und entwölkt, so daß ich nun mit meiner Pilgrimms-Herberge und dem Karavanen-Obdach auf meinem Zuge in das echte Morgenland zufrieden bin. Unter häuslichen und amtlichen Tagwerken schließt meine Lebensbahn ihren Kreislauf, und ich sollte wenigstens soviel in der strengen Schule des Erdendaseins gelernt haben, um den entscheidenden und verklärenden Donnerschlag des Todes mit Vertrauen auf den Unendlichen erwarten zu können."*) „Hand und Auge fühlen nun auch schon den Druck des Alters", schreibt er am 10. März 1823; „jene ward unbehülflicher und das Gesicht allmählig auch der Brille bedürftig." Er machte sich mit dem Gedanken des Todes vertraut und rief wohl einmal dem Todtengräber von Malans zu: „Laßt auch ein Plätzchen für mich,"**) indem er die Stelle bezeichnete. Er starb, wie eine Quelle berichtet, „an einem chronischen Leberleiden und Schwäche in den Verdauungsorganen"***) am 29. Januar 1834†) zu Malans und wurde am 2. Februar dicht an der Kirche††) zu Seewis begraben, einen Monat über 71 Jahre alt.

Salis war ein schöner, großer, schlanker Mann mit hoch gewölbter Stirn und Brauen, Adlernase und fein geschnittenem Mund. Die aufrechte Haltung und der feste Schritt verrieten den Soldaten. Im Alter hat er sich äußerlich wenig verändert.†††)

Kein großer und rücksichtslos jeder Konzession abgeneigter, aber ein reiner Charakter, ein warmes, weiches Herz; kein Staatsmann ersten Ranges, aber ein pflichttreuer Beamter und aufopferungsfähiger Patriot, kein Mann energischen Handelns, aber einer des entsagenden Ausharrens und von einer Idealität des Empfindens, die ihn eben zum Dichter gemacht hat.*†)

Adolf Frey.

*) Matth. l. Nachl. II, 10. Febr. 1822.

**) Z. 31.

***) Jahrbücher. Da Salis nie über ein derartiges Leiden klagt, Roeder, der ihn persönlich kannte, berichtet, er wäre nach kurzem Kränkeln gestorben, so steht diese Nachricht der Jahrbücher nicht ganz sicher.

†) Goedeke: am 28. Januar.

††) Roeder: S. 49 ff. Z. 13. Bansi berichtet in seinem sonderbaren, altersschwachen Briefstil am 24. März 1834, Salis habe zuletzt zu Malans gelebt, „abgesöndert, dann nach bedroht an seiner nächsten Auflößung, mit Ansuchen vom dortigen Todtengräber „Läßt auch ein Plätzgen für mich" mit Bezeichnung der Stelle — also unter dem Rollenstatt (?) zu Malans, wo Salis und Planta ausgesönderte, Saalartige Grabstätti haben."

†††) Matth. l. Nachl. II, Chur, 8. Januar 1822. Ursina v. Salis an Matthisson: „Im Äußern, wie im Innern werden Sie Ihren Freund so wenig verändert finden, als es nach so vielen Jahren nur möglich ist."

*†) Salis' reiner und schöner Charakter ist von seinen Freunden vielfach anerkannt worden. So schrieb Heinr. v. Wessemberg: „Sein Bild gehört zu den reinsten und theuersten Erinnerungen, die meiner Seele tief eingeprägt sind und sie fortwährend mit ungetrübtem Wohlwollen erquicken." Das ehrenhafte poetische Zeugnis, welches Pfeffel dem 25jährigen ausstellte, haben wir schon citiert; von andern Dichtern, welche ihn besungen haben, nennen wir außer Matthisson, der ihm eine Reihe von Gedichten speziell gewidmet und u. a. auch einen Prosaaufsatz in dem Morgenblatt von 1809, Mai, 105—106, sowie seine 1802 erschienenen Gedichte zugeeignet hat, noch J. R. Wyß (Alpenrosen), Ebert (Voßischer Musenalm. 1794), Gebauer (Alpenrosen 1822), Freiligrath (Gedichte).

Gedichte.

Anmerkungen zu den Varianten.

V. = Musenalmanach, herausgegeben von Voß und Goeking, Hamburg, Bohr.

G. = Göttinger Musenalmanach.

1793 = Ausgabe von 1793.

1808 = Ausgabe von 1808.

L. = Lyrische Anthologie, herausgegeben von Matthisson 1806.

Die in Klammern geschlossenen Ziffern sind die der Varianten, soweit sie eine andere Anordnung als die Ausgabe von 1830 befolgen.

Die Varianten der zahlreichen Ausgaben, sowie von L. — wir kennen solche von 1793, 1794, 1800, 1803, 1806, 1807, 1808, 1821, 1823, 1830, 1839, 1848, 1860 (z. T. wie, 1803 und 1808, mit Matthisson und separat, eine Kölner?) — sind hier nicht weiter berücksichtigt, da sie eine zu geringe Ausbeute bieten.

1. Herbstlied.

1782.

Bunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rote Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind.

Wie die volle Traube,
Aus dem Rebenlaube,
Purpurfarbig strahlt!
Am Geländer reifen
Pfirsiche mit Streifen
Rot und weiß bemalt.

Sieh! Wie hier die Dirne
Emsig Pflaum' und Birne
In ihr Körbchen legt!
Dort, mit leichten Schritten,
Jene goldne Quitten
In den Landhof trägt!

Herbstlied. Gedruckt V. 1786 S. 34; wo zwischen Str. 2 u. 4 die folgenden stehn:

Dort, im grünen Baume,
Hängt die blaue Pflaume
Am gebognen Ast.
Gelbe Birnen winken,
Daß die Zweige sinken
Unter ihrer Last.

Welch ein Apfelregen
Rauscht vom Baum! Es legen
In ihr Körbchen sie
Mädchen, leicht geschürzet,
Und ihr Röckchen kürzet
Sich bis an das Knie.

Flinke Träger springen,
Und die Mädchen singen,
Alles jubelt froh!
Bunte Bänder schweben,
Zwischen hohen Reben,
Auf dem Hut von Stroh!

Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröte
Und im Mondenglanz;
Junge Winzerinnen
Winken und beginnen
Deutschen Ringeltanz.

---

2. Frühlingslied.

1784.

Unsre Wiesen grünen wieder,
Blumen duften überall;
Fröhlich tönen Finkenlieder,
Zärtlich schlägt die Nachtigall.
Alle Wipfel dämmern grüner,
Liebe girrt und lockt darin;
Jeder Schäfer wird nun kühner,
Sanfter jede Schäferin.

Winzer, füllt die Fässer
Eimer, krumme Messer,
Butten sind bereit!
Lohn für Müh und Plage
Sind die frohen Tage
In der Lesezeit!

Unsre Mädchen singen,
Und die Träger springen;
Alles ist so froh;

Frühlingslied. Gedruckt V. 1787, S. 92: „Im Frühling“. — 5 ff.:

Hell, wie Gold und Purpur, strahlet
Lichter Maien-Wölkchen Saum,
Und der holde Frühling malet
Weiß und rot den Apfelbaum.

Veilchen, eben aufgegangen,
Hüllet er in dunkles Laub,
Läßt Aurikeln farbig prangen,
Pudert sie mit Silberstaub,

Blüten, die die Knosp' entwickeln,
Hüllt der Lenz in zartes Laub;
Färbt den Sammet der Aurikeln,
Pudert sie mit Silberstaub.
Sieh! das holde Maienreischen
Dringt aus breitem Blatt hervor,
Beut sich zum bescheidnen Sträußchen
An der Unschuld Busenflor.

Auf den zarten Stengeln wanken
Tulpenkelche, rot und gelb,

Sieh! das Maienglöckchen blicket
Aus dem breiten Blatt hervor,
Und die Gartenbeete schmücket
Blauer Hyazinthen Flor.

Auf dem zarten Stengel wanken
Tulpenkelche, rot und gelb,
Und des Geißblatts junge Ranken
Weben schon ihr Laubgewölb.
Alle Zweige werden grüner,
Streuen Blüten um sich hin;
Jeder Schäfer wird itzt kühner
Sanfter jede Schäferin.

Hohe Wonn' und süßen Schauer
Fühlet, wer noch fühlen kann;
Liebe säuselt uns in lauer
Lüfte leisem Odem an.
Liebe brütet im Gesträuche,
Girrt im Nachtigall=Gebüsch,
Spielt mit Enten auf dem Teiche,
Schwimmt im Spiegelbach im Fisch.

Freude, namenloses Klopfen,
Schwillt und füllt auch meine Brust!
Kostet' ich auch einen Tropfen
Aus den Strömen ihrer Lust?
Jugend, dich will ich genießen,
Eh ich dich entbehren muß.
Liebe reizt mich noch zum Küssen,
Frühling ladet zum Genuß.

Aber, schnell verflossen, kehret
Dieser Frühling nie zurück;
Selbst der Lenz des Lebens währet
Einen kurzen Augenblick.
Unsrer Jugend Tage fliehen,
Unsre Blüte welket ab,
Und die bunten Blumen blühen
Bald, ach bald, auf unserm Grab.

6. 1793: heckt statt lockt. — 10. 1793: grünes. — Nach Roeder s. a. a. O. S. 38 wurde dies Lied 8 mal komponiert, u. a. auch von Mozart. 1808 nennt Gerstenberg, Reichard, Häusler, Schuster, Baumbach, Lang. Vgl. auch die Rezension der Allg. Litteratur=zeitung 1794, Bd. 2, Nr. 175

Und das Geißblatt flicht aus Ranken
Liebenden ein Laubgewölb'.
Alle Lüfte säuseln lauer
Mit der Liebe Hauch uns an;
Frühlingslust und Wonneschauer
Fühlet, was noch fühlen kann.

---

3. Abendwehmut.

1783.

Über den Kiefern blinkte Hespers Lampe:
Sanft verglommen der Abendröte Gluten
Und die Zitterespen am stillen Weiher
Säuselten leise.

Geistige Bilder stiegen aus dem Zwielicht
Der Erinnerung; mich umschwebten trübe
Die Gestalten meiner entfernten Lieben
Und der gestorbnen.

Heilige Schatten! Ach, kein Erdenabend
Kann uns alle vereinen! seufzt' ich einsam.
Hesper war gesunken, des Weihers Espen
Säuselten Wehmut.

---

4. Elegie an mein Vaterland.

Paris 1785.

Über trennende Thäler und Hügel und flutende Ströme
Leite mich, wehendes Flugs, hohe Begeisterung hin!
Wonne! Dort hebt sich die Kette der eisbepanzerten Alpen!
Meine Locken umweht reinere, himmlische Luft.
Unter mir spiegelt sich Zürich in bläulich versilberten Wassern,
Ihre Mauern bespült plätschernd die Wallung des Sees.
Kähne, mit schneidendem Ruder, durchgleiten die schimmernde Fläche,
Von des Traubengestads schrägen Geländern umragt.
Weiter schwebet mein Geist! Schon dämmert in schwindlichter Tiefe,
Zwischen Felsen gepreßt, Wallenstadts grünlicher See.

22. 1793: Mit dem Hauch der Lieb uns an.

Eschen und bräunliche Tannen umdunkeln sein einsames Ufer,
Und im öden Geklüft bauet der Reiger sein Nest.
Schneller wehet mein Flug! Dort schimmern die rhätischen Alpen,
Und wie durch purpurnen Flor leuchtet ihr ewiges Eis.
Vaterland, sei mir gegrüßt! Der hehren Scenen so manche
Steigt in der großen Natur schrecklicher Schönheit empor;
Ragende Felsenzinken mit wolkenumlagerter Spitze,
Welche kein Jäger erklomm, welche kein Adler erflog;
Blendender Gletscher starre, kristallene Wogen mit scharfen,
Eisigen Klippen bepflanzt, wo, durch umnebelte Luft,
Schneidenden Zuges, die Gähe hinunter die wälzende Lauwe
Rollet den frostigen Tod; wo im Wirbel des Nords
Und im krachenden Donner der tiefaufberstenden Spalten,
Kaltes Entsetzen und Graun lauschende Wandrer ergreift;
Dort die Hirtenthale, von silbernen Bächlein bewässert,
Und vom Schellengeläut' weidender Kühe durchtönt;
Äcker, wo stachlichte Gersten bei bebendem Roggen dahin wogt,
Lichter Haber begrenzt bräunliches Furchengestreif.
Welch ein frohes Gemisch! Es sprießen die herrlichen Bilder
Zahllos, wie Blumen im Lenz, vor der Erinnerung Hauch.
Doch, mich weckt das Donnergetöse der spritzenden Räder,
Und des raschen Gespanns dumpfig erklappernder Huf,
Der geschwungenen Geißel Knall, des treibenden Kärrners
Drohender Fluch, und des Markts heiseres Krämergeschrei.
Ha! Mich umschlingen weit Luteziens kreuzende Gassen;
Mancher Zauberpalast, voll des Goldes und Grams,
Hebt die türmenden Giebel, von stockenden Dünsten umbrütet,
Welche, mit stumpferem Strahl mühsam die Sonne durchwühlt.
Lebet nun wohl, ihr Thäler der Heimat! ihr heiligen Alpen!
Fernher tönt mein Gesang Segen und Frieden euch zu.
Heil dir und dauernde Freiheit, du Land der Einfalt und Treue!
Deiner Befreier Geist ruh' auf dir, glückliches Volk!
Bleib durch Genügsamkeit reich und groß durch Strenge der Sitten;
Rauh sei, wie Gletscher, dein Mut; kalt, wenn Gefahr dich umblitzt;
Fest, wie Felsengebirge, und stark, wie der donnernde Rheinsturz;
Würdig deiner Natur, würdig der Väter; und frei!

---

37. 1793: .... die stockende Dünste umbrüten.

5. Ländliches Glück.

1785.

Wer aus schöner Natur weihendem Brunnquell schöpft,
Misset gerne den niedern Prunk.
Froh durchirrt er die Flur; froh, wenn auch seinen Fuß
Keine blitzende Schnall' umwölbt.

Perlen achtet er Spreu; Spinnengewebe nur
Brabants Spitzen; er lächelt kalt
Auf den funklenden Ring oder der Dose Schmelz
In des prunkenden Thoren Hand.

Gerne mißt er die Stadt, blickt auf vermummten Tanz,
Auf belastete Tafeln Hohn.
Nimmer reizt ihn der Hof, nimmer der Goldpalast,
Noch der marmorne Fürstensaal.

Aber Seelengefühl trinkt sein geweihter Blick;
Ihn entzücken des Buchenwalds
Säulenhallen, der Luft sternenbesäeter Dom,
Und der Spiegel des klaren Sees.

Silber gießt ihm des Monds ruhiges Flimmerlicht,
Gold der scheidende Sonnenstrahl;
Perlen streut ihm der Tau, färbt sich zum Edelstein
Auf dem wankenden Tulpenkelch.

Kräuselnd bläht sich das Moos, polstert den Felsensitz,
Schwellt zum Sopha den Rasenbank;
Der gefällige Lenz sticket ihm Teppiche
Mit Violen und Güldenklee.

Ländliches Glück. Gedruckt V. 1787, S. 177. 2. Meidet niedriger Lüste Sumpf. — 1793 (vgl. Allg. Litteraturztg. 1794, Bd. 2, Nr. 175) — 3. Reich und glücklich ist er; — 8. tändelnden. — 11 f.:

Wie ihm ekelt der Hof, ekelt der Goldpalast
Und der marmorne Fürstensaal!

— 13. saugt. — 16. stillen. — 17 ff.:

Purpur webt ihm der Mai, malt ihm des Frührots Strahl
Auf dem blühenden Rosenbusch.
Perlen streut ihm der Tau, färbt sich zum Edelstein
Auf dem glänzenden Blumenblatt.

— 19 f.: Auf den gleißenden Fluß und des umbüschten Dorfs
Kirchenfenster und Seigerturm.

— 24.: Reich mit Veilchen.

Frische haucht ihm die Kluft, atmet das Birkenlaub,
Das vom duftigen Frühtau träuft;
Schatten bräunen sich ihm, und der ummooste Bach
Rauscht ihm Kühlung und Schlummerton.

Baldachine von Laub wölbt ihm der Eiche Schirm
Um den ländlichen Traualtar;
Und der Nachtigall Lied tönt um sein Brautgemach,
Statt des feiernden Abendchors.

---

6. Landlied für Mädchen.

Seht, Gespielen, seht, die Flur
Blühet nur,
Um der Unschuld zu gefallen.
Laßt uns froh am Blumenrain
Und im Hain
Unter jungen Schatten wallen.

Durch der Wiese zartes Grün
Ringsum blühn
Tausend Blumenkelch' und Dolden,
Hell von Sonnenschein und Tau,
Himmelblau,
Rot und violett und golden.

25 ff. Der entknospete Baum atmet ihm Ambraduft,
Balsam träufelt der Blumenkelch;
Frische haucht ihm das Gras, und das entrollte Laub,
Das vom säuselnden Regen trieft.

Leises Espen-Geräusch lispelt ihm Harfenlaut,
Eichen wehen ihm Schauer zu.
Schatten bräunen sich ihm, und vom ummoosten Bach
Rauscht ihm Kühlung und Schlummer her.

Überglücklich ist er! Blühend, im Rosenreiz
Einer Tochter der Flur, erscheint
Ihm einst selbst die Natur; bräutlich umarmt er sie,
Schlürft die Quelle der Freuden ein!

— 30 ff. 1793 (vgl. Allg. Litteraturztg. 1794, Bd. 2, Nr. 175):

Über ländlicher Lieb' Altar,
Und des Nachtigallhains dämmerndes Brautgemach
Hellt die Leuchte des Abendmonds.

— Landlied für Mädchen. Gedruckt V. Musenalmanach, Hamburg 1789, S. 133: „Minnelied für Mädchen." (L. 1806.)

Wählt die düftevollen aus,
Euch zum Strauß,
Daß er prang' am weichen Mieder.
Strebt der Busen aus dem Flor
Halb hervor,
Wall' er bergend auf ihn nieder.

Ohn' ein starres Staatsgewand
Eilt aufs Land,
Ohne Perlen und Geschmeide;
Freier hebt, voll Frühlingslust,
Sich die Brust
Unter leichtem Schäferkleide.

Unentstellt von Ziererei,
Los und frei
Laßt die langen Flechten hangen;
Und zerstreuter Locken Spiel
Säus'le kühl
Um die warmen Rosenwangen.

Schürzt euch leicht zum Reihentanz;
Biegt zum Kranz
Rosmarin voll blauer Blüte,
Und ein weit umschlungnes Band
Flieg' am Rand
Eurer gelben Halmenhüte.

Auf des Waldes Farrenkraut
Setzt vertraut
Euch zusammen; kos't und singet,
Bis des Abends falber Schein
In den Hain
Durch die Espenwipfel dringet.

---

27. lange Flechte. — 37. Ruht dann aus auf Farrenkraut. — 43 ff.

O Gespielen, folget nur
Der Natur.
Sie gewährt uns reine Wonne,
Doch wer Unschuld nicht erhält
Dem mißfällt
Gottes Erd' und Mond und Sonne.

(Vgl. Allg. Litteraturztg. 1794, S. 175). 1808: Komponiert von Reichard, Häusler und Lang.

7. Lied beim Rundetanz.

Auf! es dunkelt;
Silbern funkelt
Dort der Mond ob Tannenhöhn.
Auf! und tanzt in froher Runde;
Diese Stunde
Dämmert unbewölkt und schön!

Im Gewässer
Strahlen blässer
Felsen, deren Rot verblich;
Und mit dunkelm Violette
Malt die Kette
Schroffer Schneegebirge sich.

Hüpft geschwinde
Um die Linde,
Die uns gelbe Blüten streut.
Laßt uns frohe Lieder singen,
Ketten schlingen,
Wo man traut die Hand sich beut.

Also schweben
Wir durchs Leben,
Leicht wie Rosenblätter, hin.
An den Jüngling, dunkelt's bänger,
Schließt sich enger
Seine traute Nachbarin.

Lied beim Rundetanz. Gedruckt V. 1789, S. 151 (L. 1806). 3—6.

Ob dem Tannenberg der Mond!
Heiter lacht die Feierstunde,
Wo die Runde
Wir zu tanzen sind gewohnt.

— 22. dämmert's. — 24. An die. (Allgem. Litteraturztg 1794, Nr. 175). 1808: Komponiert in den Melodieen zu Liedern von Grönland, Kopenhagen 1791, von Reichard, Weinling und Lang.

8. Das Abendrot.

1784.

Wie lieblich, wenn dein roter Schein
Den stillen See bemalt,
Und in den taubesprengten Hain
Durch Blütenzweige strahlt;
Auf goldner Wogenflut des Korns
Leicht hin und wieder schlüpft,
Und funkelnd auf des Wiesenborns
Umschäumtem Silber hüpft!

Wie lieblich, wenn er mit dem Bach
Die Blumenau durchspielt,
Und sich durch das Holunderdach
In meine Laube stiehlt;
Wenn wolligkrauser Wölkchen Heer
Sein Purpur überzieht
Und, rot vom Wiederschein, das Meer
Wie Lavaströme glüht!

O Pracht, wenn du der Berge Blau
Mit goldnem Saume zierst,
Bevor du dich ins matte Grau
Der Dämmerung verlierst!
Noch wunderschöner strömt die Flut
Von deinem Rosenlicht
Dem Mädchen unterm Halmenhut
Ins blühende Gesicht.

Wenn bei der Heidelerchen Sang
Dein letzter Strahl erstirbt,
Im Totenacker, leis' und bang',
Noch die Cikade zirpt;
Dann lächelt die Vergangenheit
Durch der Erinn'rung Flor,
In mildem Lichte steigt der Zeit
Verblichnes Bild empor.

Das Abendrot. Gedruckt G. 1788, S. 17 (L. 1806). 4. Laub und Zweige. — 10. Den Schlangenpfad. — 25. später Lerchen. — 27. und noch im Acker. — 28. die heis're Grille. — 29. mir.

Aus deines Kranzes Rosen taut
Wehmütiges Gefühl;
Im Spiegel stiller Ahndung schaut
Mein Geist der Wallfahrt Ziel;
Vom Hauch der Hoffnung kühl umweht,
Vergißt er Gram und Schmerz;
Die Erde rings um ihn vergeht,
Er schwingt sich himmelwärts.

---

9. Winterlied.

1785.

Das Feld ist weiß, so blank und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein,
Die blaue Luft ist stille;
Hell wie Kristall
Blinkt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtstrahl spaltet sich im Eis,
Er flimmert blau und rot und weiß
Und wechselt seine Farbe.
Aus Schnee heraus
Ragt, nackt und kraus,
Des Dorngebüsches Garbe.

Von Reifenduft befiedert sind
Die Zweige rings, die sanfte Wind'
Im Sonnenstrahl bewegen.
Dort stäubt vom Baum
Der Flocken Flaum
Wie leichter Blütenregen.

33. Deiner Rosen Kelche. — 41 f.
Wenn auch mein Abendrot einmal
In Todesnacht verglimmt,
So lächle lieblich, wie dein Strahl,
Mein Aug', wann's brechend schwimmt!
Und weilet, wer mich liebt', allein
An meinem Rosengrab,
So grüß mit deinem roten Schein
Ihm Ruh' und Trost hinab!

1808: Komponiert von Lang. — Winterlied. Gedruckt V., Hamburg 1787, S. 10. (L. 1806.) 7. Des Lichtes Strahl bricht. — 12. Der Dornenhecke.

Tief sinkt der braune Tannenast
Und drohet mit des Schnees Last
Den Wandrer zu beschütten;
Vom Frost der Nacht
Gehärtet, kracht
Der Weg von seinen Tritten.

Das Bächlein schleicht, von Eis geengt;
Voll lauter blauer Zacken hängt
Das Dach; es stockt die Quelle;
Im Sturze harrt,
Zu Glas erstarrt,
Des Wasserfalles Welle.

Die blaue Meise piepet laut;
Der muntre Sperling pickt vertraut
Die Körner vor der Scheune.
Der Zeisig hüpft
Vergnügt und schlüpft
Durch blätterlose Haine.

Wohlan! auf festgediegner Bahn
Klimm' ich den Hügel schnell hinan
Und blicke froh ins Weite,
Und preise den,
Der rings so schön
Die Silberflocken streute.

---

10. Märzlied.

1784.

Nun, da Schnee und Eis zerflossen
Und des Angers Rasen schwillt,
Hier an roten Lindenschossen
Knospen bersten, Blätter sprossen,
Weht der Auferstehung Odem
Durch das keimende Gefild.

26. lautrer. — 41. ringsum. — Märzlied. Gedruckt G. 1788, S. 184. 1. Eis und Schnee sind nun zerflossen; — 2. der grüne Rasen. — 3. u. 4. umgestellt. 4. Aus den weichen roten Schossen; — 5. Und die Aprikosenbäume. — 6. Stehn in weißen Schmuck gehüllt.

Veilchen an den Wiesenbächen
Lösen ihrer Schale Band;
Primelngold bedeckt die Flächen;
Zarte Saatenspitzen stechen
Aus den Furchen; gelber Krokus
Schießt aus warmem Gartensand.

Alles fühlt erneutes Leben:
Die Phalänen, die am Stamm
Der gekerbten Eiche kleben,
Mücken, die im Reigen schweben,
Lerchen, hoch im Ätherglanze,
Tief im Thal das junge Lamm!

Seht! erweckte Bienen schwärmen
Um den frühen Mandelbaum;
Froh des Sonnenscheins, erwärmen
Sich die Greise; Kinder lärmen
Spielend mit den Ostereiern
Durch den weißbeblümten Raum.

Sprießt, ihr Keimchen, aus den Zweigen,
Sprießt aus Moos, das Gräber deckt!
Hoher Hoffnung Bild und Zeugen,
Daß auch wir der Erd' entsteigen,
Wenn des ew'gen Frühlings Odem
Uns zur Auferstehung weckt!

---

11. Mailied.

Der Apfelbaum prangt grün und weiß
Auf zartbegras'ter Weide;
Der Wonneruf des schönen Mais
Weckt uns zu sanfter Freude.

7. in dem Thal durchbrechen. — 8. Ihrer weichen. — 11. goldner. — 12. Aus des Gartens warmem Sand. — 14. Schmetterlinge. — 15. Einer braunen. — 17. in den blauen Lüften. — 18. Und im. — 19. Neubelebte. — 20. Blütenbaum. — 21. An dem Sonnenschein. — 24. Auf des Angers freiem Raum. — 26. Aus dem Moose, das euch deckt! — 27. Sprießt im Bild uns zu bezeugen. — 1793: Vorbedeutend zu bezeugen. — 29. der Lenz, der ewig währet, — 30. Uns aus unserm Grabe weckt. — Mailied. Gedruckt V. 1788, S. 81. 1. ist. — 2. Der Rasen weich wie Seide; — 4. Ertönt aus Busch und Weide.

Doch, wird des Frühlings Wiederkehr
Uns alle hier vereinen?
Ach! wessen Stätte trau'rt dann leer?
Und wen muß man beweinen?

Uns atmen Blumen Wohlgeruch,
Die Kelch und Tafel schmücken;
Noch süßer, die am Busentuch
Des holden Mädchens nicken.
Ach! Blumen, die, auf welchem Land?
Aus weichem Kraute sprießen,
Wird einst getreuer Freundschaft Hand
Auf unsre Hügel gießen!

Die Rose bleicht, die Mädchen krönt,
Es bleicht der Mädchen Locke;
In froher Hirten Flöte tönt
Des Dorfes Totenglocke;
Die Jugend tanzt, im Abendlicht,
Froh um des Platzes Maie;
Doch ihren Reigen unterbricht
Der Grabgeleiter Reihe.

Der stille Vollmond schien so klar
Durch blühende Syringen,
Wo jüngst Verlobte, Paar und Paar,
In lauer Dämm'rung gingen;
Seitdem erscholl vom Turm herab
Das traurige Geläute;
Der Mond bescheint das frische Grab
Der früh gestorb'nen Bräute.

Gefährten, ach! die Stunde naht,
Wo wir auch müssen scheiden!
Bestreut indes den kurzen Pfad
Mit Blüten reiner Freuden.

5. Vielleicht daß seine Wiederkehr — 6. Nicht allen hier erscheinet! — 7. Plätzchen sieht er — 1793: Plätzchen — 8. wessen Auge weinet? — 9. Süß ist der Blumen — 1793: Süß — 10. Die unsre — 12. sanften.

Seid gut! Der Unschuld strahlt das Ziel,
Von Abendrot umgeben,
Und jedes edlere Gefühl
Folgt uns zum bessern Leben.

---

12. Abendbilder.

1786.

Wenn der Abend
Kühl und labend
Sich auf Thal und Waldung senkt;
Wenn die Wolken röter werden
Und der Hirt des Dorfes Herden
Am beschilften Teiche tränkt;

Wenn der Hase
Leis' im Grase
Nascht und im betauten Kraut;
Wenn der Hirsch aus dem Gehege
Wandelt, und das Reh am Wege
Steht und traulich um sich schaut;

Wenn mit Blüten
Auf den Hüten,
Sens' und Rechen auf dem Arm,
Unter spätem Festgeleier,
Heimwärts kehrt der Zug der Heuer
Und der Schnitterinnen Schwarm:

Wonneträumend
Staun' ich, säumend,
Dann vom Damm die Gegend an;
Freu' so herrlich mich der hehren
Schönen Erd', und süße Zähren
Sagen, was kein Ausdruck kann.

38. Mit. — 1808: Komp. von Seydelman, Bornhardt und Lang. — Abendbilder. Gedruckt V. 1788: „Der Abend". 3. auf unsre Thäler. — 5. Hirte seine. — 8. Schon. — 17. kehren unsre. — 19. Still betrachtend. — 20. Trüb und schmachtend. — 21. Staun' ich dann die. — 23. Gotteswelt.

Froh und bange
Lausch' ich lange
Auf der Amsel Abendlied:
Wie, umhüllt von Erlenblättern,
Nachtigallen ziehend schmettern,
Und der Kibiz lockt im Ried;

Bis nur Grillen
Noch im Stillen
Zirpen, und der Käfer streift,
Und der Landmann, wenn's noch dämmert,
Seine Sens' im Hofe hämmert
Und ein Mäherliedchen pfeift;

Bis der Liebe
Stern so trübe
In der Abendröte schwimmt;
Dann der perlenfarbne Himmel
Dunkelt, und das Glanzgewimmel
Der Gestirne sacht entglimmt.

---

13. Lied eines Landmanns in der Fremde.

Traute Heimat meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl, und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch,
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an euch!

34. 1793: schon. — 1808: Komp. von Lang. — Lied eines Landmanns in der Fremde. Gedruckt V. 1788, S. 201: 5—8.

Stiller Weiler, kleine Hütte
Immer seufz' ich nach euch hin!
Deine alte fromme Sitte
Bleibet stets in meinem Sinn.

An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das niedre Dach sich bog;

An die Stauden, wo ich Meisen
Im Holunderkasten fing;
An des stillen Weihers Schleusen,
Wo ich Sonntags fischen ging.

Was mich dort als Kind erfreute,
Kommt mir wieder leibhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Wiederhallt in meinem Ohr.

Selbst des Nachts in meinen Träumen
Schiff' ich auf der Heimat See;
Schüttle Äpfel von den Bäumen,
Wäss're ihrer Wiesen Klee;

Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag,
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

Wann erblick' ich selbst die Linde
Auf den Kirchenplatz bepflanzt,
Wo gekühlt im Abendwinde
Unsre frohe Jugend tanzt?

Wann des Kirchturms Giebelspitze
Halb im Obstbaumwald versteckt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen heckt?

9. deine. — 11. Und der. — 12. Über unser. — 13. Wann. — 16. Wann. — 17. Wie wir uns als Kinder freuten. — 18. Alles kömmt mir. — 19. Unser Feierabendläuten. — 20. Tönet wieder in mein Ohr. — 21. Nachts in meinen schönsten. — 22. oft auf deinem. — 24 deiner. — 25. deines. — 1793: 27. 28. 25. 26. — 28. sonst. — 29. jene. — 30. gepflanzt. — 31. vom. — 32. muntre. — 34. Fruchtbaumwald.

Traute Heimat meiner Väter,
Wird bei deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir?

---

14. Elegie an die Ruhe.

1786.

Wie nach dem rötenden Abend die Schnittermädchen sich sehnen,
Also sehnt sich mein Herz, ländliche Ruhe, nach dir!
Dich zu finden, verberg' ich mich gern in entlegener Wildnis,
Wie der Vogel des Forsts unter den Blättern sich birgt.
Hätt' ich ein ländliches Haus, in waldiger Windung des Seethals,
Halb vom glänzenden Grün kühlender Linden verhüllt,
Wo auf schwankendem Sproß sich wiegte der lockende Buchfink,
Oder ein Hänflingspaar baute sein schwebendes Nest:
Dann umflöcht' ich mit hochrot blühenden Bohnen die Gitter
Meines Sommergemachs, daß durch des säuselnden Laubs
Öffnungen blinkte der Mond und der Purpurschimmer der Frühe,
Oder des Sonnenscheins grünlich durchwobenes Gold.
Blühendes Geißblatt verbände des Gartens Lilagebüsche,
Und umatmete süß meine verborgene Bank.
Emsig begöss' ich am Morgen und Abend die dürstenden Nelken,
Träufelt' erquickendes Naß auf das verwelkende Kraut.
Bald bestieg ich selbst die Leiter am rötelnden Kirschbaum,
Bald entriß ich die Nuß ihrem versagenden Stiel.

37. Bei den Gräbern meiner Väter. — 38. An der Gottesackerthür. — 39. Wird dann. — 37 ff. vor der letzten Strophe sind folg. vier eingeschoben:

Wann den Zaum am Blumenraine,
Wo ich mit Mariechen stand,
Als wir uns im Mondenscheine
Treue schwuren, Hand in Hand.

Gutes Mädchen! denk' ich deiner:
Wird mein Herz so eng und schwer!
Ach vielleicht vergaßt du meiner,
Wähnst, wir fänden uns nicht mehr.

Nein vor meinem Blick erweitert
Sich die Aussicht hell und weit;
Welch ein Strahl der Ahndung heitert
Meines Trübsinns Dunkelheit.

Wenn die Bäume wieder blühen,
Kehr' ich Wandrer froh nach Haus',
Und von allen meinen Mühen
Ruh' in deinem Arm' ich aus.

Rauschend entstürzten dem Wipfel die purpurwangigen Äpfel,
Oder es tropften ins Gras bläuliche Pflaumen herab.
Ich begleitete gern die Schwade der Mäher im Heumond,
Nähme selber sogar öfters die Sense zur Hand.
Kühlte mit Milch den Durst in des Mittags sengender Schwüle,
Wenn sich des Landvolks Kreis lagert im Schatten des Zauns.
Aus den Töchtern des Landes erwählt' ich eine zum Weibe,
Sittsam wie Veilchen und keusch wie die Viole der Nacht.
O dann lächelte mir ihr Blick in die häuslichen Schatten,
Wie der Dämmerung Stern, Wehmut und liebliche Ruh'! —
Aber was lullst du mich ein in Zauberschlummer der Täuschung,
Nichtige Phantasie? Selten, ach! selten gedeiht
Deine Blüte zur Frucht! Mir ruft die wirbelnde Trommel,
Und der Kanonen Zug klirrt durch die Wölbung des Thors;
Bajonette blitzen in langen, starrenden Reihen,
Hoch vom Flattergeräusch farbiger Fahnen umweht.
Gebt mir die Lanz' und das Schwert, daß ich mich gürte! Mir tönet
Laut die Stimme der Pflicht, lauter der Ehre Gebot.
Fröhlich folg' ich dem Heer in übende Waffengefilde;
Mutiger, ist's mir vergönnt, stürz' ich in Donner und Tod.
Ruhe, dich lieb' ich umsonst! Ich flieh' und wende die Blicke;
Nur noch ein Seufzer entschlüpft mir in betäubendem Lärm,
Wie der entführten Braut im Arme des siegenden Jünglings,
Wenn sie ans heimische Haus zärtlicher Eltern gedenkt.

---

15. Vernunft und Glaube.

Nur das Dunkel der Nacht enthüllt uns die höheren Welten,
Blendendes Sonnenlicht deckt sie mit nichtiger Luft.
Also Vernunft: die Erdeerleuchterin hellet die Nähe,
Aber verbirgt uns das Land, welches dem Glauben nur strahlt.

Vernunft und Glaube. Gedruckt V. 1789, S. 144.

16. Das Grab.

1783.

Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinem Schoß;
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlaßne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waise Klage dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch, sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh';
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimat zu.

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

---

17. An die Erinnerung.

Süßer Wehmut Gefährtin, Erinn'rung,
Wenn jene die Wimper sinnend senkt,
Hebst du deinen Schleier und lächelst
Mit rückwärts gewandtem Gesicht.

Das Grab. Gedruckt G. 1788, 41. (L. 1806.) 7. Des Frühlings Blüten. — 9. Verlaßne Liebe ringet. — 11. Ihr lautes Rufen dringet. — 15. Und nur durch seine Pforte. — 19. Find't nirgends wahren Frieden. — 20. Als wo . . . . . . — Nach dem Morgenblatt 1811, Nr. 217 hat v. Schnyder „Das Grab" komponiert. — 1808: Komponiert von Nägeli, Häusler und Muk. — An die Erinnerung. Gedruckt V. 1790, S. 119. (L. 1806).

Still und hehr, wie der schweigende Vollmond
Die Gräber bescheint, betrachtest du
Das Vergang'ne, weilenden Blickes,
Wie Bräute des Bräutigams Bild.

Deine dämmernden Bilder sind lieblich,
Wie tauender Duft im Abendrot!
Deine Stimm' ist sanft, wie der Flöte
Im Echo entschwindender Hall.

Oftmals zeigst du, in duftiger Ferne,
Mir freundlich der Jugend Lenzgefild;
Oder reihst in Kränze die Veilchen,
So Liebe mir, sparsam nur, las.

Oft erscheinst du mir, lächelnd durch Thränen,
Und kosest mit mir, vertraut und lang,
Von den toten Lieben, an Gräbern,
Die höheres Gras schon umwallt.

Mir willkommen im Schleier der Trauer!
Willkommen im heitern Silberflor!
Rasch entfleucht der Gegenwart Freude;
Du, sinnende Trösterin, weilst!

---

18. Abendsehnsucht.

Wenn der Abend sich senkt, flieh' ich die laute Stadt
Und durchwandere stumm feuchtes Gefild' umher,
Voll die Seele von Sehnsucht
Und voll süßer Erinnerung.

7. weilendes. — 10. Wie Abendrot; deine Stimm' ist sanft. — 11. Wie der Flöte schwindender Nachhall, — 12. Verrieselnder Quellen Geräusch. — 16. Die Liebe so sparsam mir las. — 19. in Gräbern. — 23. entschwebt. — Den Schluß bilden folgende 4 Verse:

Weil und röte mir einst auch den Abend
Des Lebens mit deinem Wiederschein,
Unumwölkt von trübender Reue,
Und nie vom Vergessen gelöscht!

(Vgl. Allg. Litteraturztg. 1794, Nr. 175, wo der Verlust der Schlußstrophe bedauert und nur eine Änderung der letzten Zeile gewünscht wird.) — Abendsehnsucht. Gedruckt V. 1798, S. 198.

Safranfarbiger Schein rändet den Horizont
Und durchglüht das Gebüsch, welches den Hügel kränzt,
Wo die stöhnende Windmühl'
Ihren langsamen Flügel wälzt.

An die Schleusen gelehnt, schau ich den Weidengrund,
Frisch von perlendem Tau, und wie des duftenden
Reps gelbblühende Felder
Noch ein rötender Nachschein färbt.

Nur der Emmerling zirpt oben im Erlenstrauch.
Stille waltet umher, auf dem umbüschten Dorf,
Das der krähende Haushahn
Und aufwallender Rauch verrät.

Frischer dünstet der Tau; tiefere Dämmerung
Spannt den trübenden Flor über die Fernung hin.
Wo die Formen vernachten,
Weilt hinstarrend der lange Blick.

Länder dehnen sich dort hinter der Fläche Rand;
Aber trennende Nacht füllet den weiten Raum
Hin zu meinen Geliebten,
Und die Thräne der Sehnsucht rinnt.

---

19. Ermunterung.

Seht! wie die Tage sich sonnig verklären!
Blau ist der Himmel und grünend das Land.
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären!
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand?
Hebet die Blicke, die trübe sich senken,
Hebet die Blicke, des Schönen ist viel.
Tugend wird selber zu Freuden uns lenken;
Freud' ist der Weisheit belohnendes Ziel.

8. Ihre. — 17. grauende. — 18. Ferne. — 19. Wo unförmlich sie schwindet. — 24. Des Schmachtenden Thräne. — (Vgl. Allg. Litteraturztg. 1794, Nr. 175). — Ermunterung. Gedruckt V. 1790, S. 49. (L. 1806). 1. Heitere Sonnen entwölken die Tage. — 3. Mißton im Chore der Schöpfung ist Klage! — 4. die Natur denn.

Öffnet die Seele dem Lichte der Freude,
Horcht! ihr ertönet des Hänflings Gesang.
Atmet! sie duftet im Rosengestäude,
Fühlet! sie säuselt am Bächlein entlang.
Kostet! sie glüht uns im Safte der Traube,
Würzet die Früchte beim ländlichen Mahl.
Schauet! sie grünet in Kräutern und Laube,
Malt uns die Aussicht ins blumichte Thal.

Freunde! was gleiten euch weibische Thränen
Über die blühenden Wangen herab?
Ziemt sich für Männer das weichliche Sehnen?
Wünscht ihr verzagend zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten,
Viel auch des Guten ist noch nicht gethan;
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

Mancherlei Sorgen und mancherlei Schmerzen
Quälen uns wahrlich aus eigener Schuld.
Hoffnung ist Labsal dem wundesten Herzen,
Duldende stärket gelaßne Geduld.
Wenn euch die Nebel des Trübsinns umgrauen,
Hebt zu den Sternen den sinkenden Mut;
Heget nur männliches, hohes Vertrauen,
Guten ergeht es am Schlusse noch gut.

Lasset uns fröhlich die Schöpfungen sehen:
Gottes Natur ist entzückend und hehr!
Aber auch stillen des Dürftigen Flehen:
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr.
Liebet! die Lieb' ist die schönste der Triebe:
Weiht nur der Unschuld die heilige Glut.
Aber dann liebt auch mit weiserer Liebe
Alles, was edel und schön ist und gut.

9. Steigende Lerchen verkünden uns Freude. — Vgl. 1793: Jubelnde Lerchen verkünden uns Freude. Und Allgem. Litteraturztg. 1794, Nr. 175, wo eine Verbesserung dieser Zeilen gewünscht und vorgeschlagen wird:

Rings die Natur ist ein Tempel der Freude.
Horchet! ihr jubelt der Lerche Gesang.

— 12. wehet. — 14. zum. — 29. Brüder, gewöhnet euch, weiter zu schauen. — 30. Als der verzagende Unmut es thut. — 31. mutiges. — 35. Laßt uns auch.

Handelt! durch Handlungen zeigt sich der Weise,
Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit.
Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit.
Den uns umschließenden Zirkel beglücken,
Nützen, so viel als ein jeder vermag,
O das erfüllet mit stillem Entzücken!
O das entwölket den düstersten Tag!

Mutig! auch Leiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au';
Gräber, von Trauercypressen umhangen,
Malet bald stiller Vergißmeinnicht Blau.
Freunde, wir sollen, wir sollen uns freuen;
Freud' ist des Vaters erhab'nes Gebot.
Freude der Unschuld kann niemals gereuen;
Lächelt durch Rosen dem nahenden Tod.

---

20. Die Kinderzeit.

O süße Zeit herzinniger Gefühle
Der Kindlichkeit!
Wie denk' ich dein so gern im Weltgewühle,
Du süße Zeit!

Schon ist in Nacht des Lebens viel geschwunden;
Du strahlst von fern
Mir heller stets, wie durch der Dämm'rung Stunden
Der Abendstern.

Noch seh' ich sie als Kind in holdem Sinnen
Nach Veilchen spähn,
Ihr blondes Haar, ihr Lenzgewand von Linnen
Im Winde wehn.

42. ist. — 52. Malen bald stille Vergißmeinnicht blau. — 1808: Komponiert von C. F. Seidel, Spazier und Schuster. — Die Kinderzeit. Gedruckt V. 1791, S. 135. (L. 1806). 9. Als Kind bereits seh' ich in holdem Sinne, — 10. Mein Mädchen schön.

Noch schwebt vor mir die grüne Seidenschleife,
Die dort sie trug;
Ich wüßte noch die Farbe jeder Streife
Am Busentuch.

Vom Wiesenplan, wohin wir Knaben kamen
Zum Mädchenkreis,
Behielt ich mehr, als ich vom Kreis der Damen
Nach Tagen weiß.

O süße Zeit! als ich von Haselhecken
Mein Pferd mir schnitt,
Und rasch einher auf dem gestreiften Stecken
Das Feld durchritt.

Da reizten mich, statt eitler Lorbeerkränze,
Violen nur;
Des Landguts Hag war meiner Wünsche Grenze,
Mein Hof die Flur;

Vergnügt, wenn ich Soldatenheer' aus Bleie
Zur Schau gestellt,
Und stolzer, als vor meiner Krieger Reihe,
Im Waffenfeld.

Ganz unbekannt war, was mein Herz begehrte,
Zu klein dem Neid.
Mich kümmerten nicht Fürsten, nicht Gelehrte,
Nicht beider Streit.

O süße Zeit! Durchbebt von Wehmutsschauer,
Gedenk' ich dein;
Den Blick nach dir, getrübt von spät'rer Trauer,
Hellt Abendschein.

Gespielen, wir sind nun verändert, älter
Und weit zerstreut;
Auch mancher, ach! zu weltklug, höhnt nun kälter
Die Herzlichkeit.

Weg ist die Bank, wo wir uns abends setzten,
Und öd' ihr Raum;
Der niedre Strauch, an dem wir uns ergötzten,
Erwuchs zum Baum.

Der Zwang zerriß, am fremden Brautaltare,
Des Herzens Plan,
Und manchen trug die schwarze Totenbahre
Zum Ziel der Bahn.

Klein ward der Kreis! die Abendwolken senken
Sich tief herein;
Wer übrig blieb, muß manchem Angedenken
Schon Seufzer weih'n.

---

21. Sehnsucht nach Mitgefühl.

An Matthisson.

My lonely anguish melts no heart but mine,
And in my breast th' imperfect joys expire.
Gray.

Wo weilt die Seele wie meine gestimmt?
Der Stern des dunkelnden Abends vernimmt
Nicht meinen Wunsch; was dem Herzen gebricht,
Gewährt er mir nicht.

Wenn in den Pappeln die Nachtigall schlägt,
O Freund, wie bin ich so innig bewegt!
Mit ihrer Töne Bedeutung vertraut,
Verscheucht sie mein Laut.

Der Mond beflimmert mich düster und bleich
Durch Tannenwipfel und Föhrengesträuch;
Der matte binsenbespülende Bach
Seufzt langsam mir nach.

Der Wiederhall in den Klüften verschlingt
Die Klage, welche die Sehnsucht ihm bringt.
Bald schwindet, was der Verlassene ruft,
In nichtiger Luft.

49. Getrennt ward, an dem. — 50. Der Liebe Spiel. — 52. Zum frühen Ziel. — 54. Sich tiefer ein. — Sehnsucht nach Mitgefühl. Gedruckt V. 1791, S. 28: „An Matthisson" (Motto fehlt). (L. 1806.) 5. auf.

Erguß, du Trauter, und Sänftigung fehlt
Dem öden Herzen, von Sehnsucht gequält,
Dem die Natur, die es inniglich liebt,
Genüge nicht giebt!

Wohl herben Kummer zu mildern gelang
Der Mitempfindungen Wechselgesang!
Aus Klagen, traulich mit Freunden gekos't,
Entblühet der Trost.

Verwandte Seelen verstehen sich ganz!
Nimm dieses Liedes Vergißmeinnichtkranz,
Aus dem, von Seufzern der Ahndung umweht,
Die Warnung ergeht:

Wo weilst du, Trauter? Schon grünt uns ein Baum;
Der Baum zum Sarge! schon grünet ein Raum;
Der Raum, wo künftig, vom Graswuchs umbebt,
Mein Hügel sich hebt!

---

22. Letzter Wunsch.

Hoc erat in votis.
Hor.

Wann, o Schicksal! wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen, still und ländlich,
Nur ein kleiner eigner Herd;
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh'!
Ach und sie! das seufz' ich leise,
Zur Gefährtin sie dazu.

Wenn ich noch ein Gärtchen hätte,
Bauten wir's mit eigner Hand.
Statt geschorener Boskette
Und der Hagenbuchenwand

17. Erguß des Herzens ist das, was mir fehlt. — 1793: Erguß und Sänftigung, Matthisson, fehlt. — 21. Doch. — 29. Was weilst du. — Letzter Wunsch. Gedruckt V. 1791, S. 175. (L. 1806). — 11. Nicht geschorene. — 12. Keine.

Dämmert' uns ein Dach von Latten,
Dicht mit Rebengrün bedeckt,
Tief in Silbertannenschatten
Vor des Neides Blick versteckt.

Statt Kanäl' und Gartenteiche
Nur ein Röhrenbrunnentrog;
Statt Alleen und Taxussträuche
Früchte, die ich selbst erzog,
Durch ein Gatter, nur von Pfählen,
Durch den Vorhof, eng und klein,
Eilt' ich, statt nach Marmorsälen,
In ihr trautes Kämmerlein.

Bei des heitern Morgens Frische
Hörten wir im Buchenhain,
Dort am Wasser im Gebüsche,
Nachtigallenmelodein.
Auch begänne sie Gesänge,
Wäre Philomel' entflohn,
Und in meine Seele dränge
Tiefer noch ihr süßer Ton.

Unterm Strauch voll Hagerosen,
Auf dem rotbeblümten Klee,
Könnten wir so traulich kosen,
Wie auf seidnem Kanapee.
In dem Duft entblühter Bohnen,
Unter Pappeln, hoch und schlank,
Bauten wir, trotz goldnen Thronen,
Eine kleine Bretterbank.

Beeren, die ihr Finger drückte,
Honig, der der Wab' entfloß,
Kräuter, die vom Beet' sie pflückte,
Milch, die sie in Schalen goß:

13. Nur geheim. — 15. Das uns in geweihtem Schatten.

Ha! bei solchem Göttermahle
Säßen wir, wie froh, wie stolz!
Wär' auch Löffel, Kelch und Schale
Nur aus weißem Buchenholz.

Mit den holden Dörferinnen,
Nach der Weidenpfeife Schall,
Einen Maientanz beginnen,
Gält' uns mehr als Maskenball.
Lieber, als der Prunk der Bühnen
Dem verwöhnten Städterschwarm,
Wär' ein Pfänderspiel im Grünen
Mir an meines Mädchens Arm.

In gestirnten Sommernächten,
Wenn der Mond die Schatten hellt,
Wallte sie an meiner Rechten,
Durch das taubeträufte Feld.
Oft zum milden Abendsterne
Hüb' ich den entzückten Blick;
Öfter senkt' ich ihn, wie gerne!
Auf ihr blaues Aug' zurück.

Vieles wünscht' ich sonst vergebens!
Jetzo nur zum letztenmal
Für den Abend meines Lebens
Irgendwo ein Friedensthal;
Edle Muß' in eigner Wohnung,
Und ein Weib voll Zärtlichkeit,
Das, der Treue zur Belohnung,
Auf mein Grab ein Veilchen streut.

---

23. Fischerlied.

Das Fischergewerbe
Giebt rüstigen Mut!
Wir haben zum Erbe
Die Güter der Flut.

55. Ist. — 1808: Komp. von Lang. — Fischerlied. Gedruckt V. 1792, S. [illegible]6. (L. 1806.)

Wir graben nicht Schätze,
Wir pflügen kein Feld;
Wir ernten im Netze,
Wir angeln uns Geld.

Wir heben die Reusen
Den Schilfbach entlang,
Und ruhn bei den Schleusen,
Zu sondern den Fang.
Goldweiden beschatten
Das moosige Dach;
Wir schlummern auf Matten
Im kühlen Gemach.

Mit roten Korallen
Prangt Spiegel und Wand,
Den Estrich der Hallen
Deckt silberner Sand.
Das Gärtchen daneben
Grünt ländlich umzäunt
Von kreuzenden Stäben
Mit Baste vereint.

Im Antlitz der Buben
Lacht mutiger Sinn,
Sie meiden die Stuben
Bei Tagesbeginn;
Sie tauchen und schwimmen
Im eisigen See,
Und barfuß erklimmen
Sie Klippen voll Schnee.

Die Töchter ergötzen
Sich Abends bei Licht,
Wenn alles an Netzen
Und Maschenwerk flicht.
Oft wird mit Gelächter
Durchmustert das Dorf;
Die Mutter, als Wächter,
Schürt nickend den Torf.

Oft rudern wir ferne
Im wiegenden Kahn,
Dann blinken die Sterne
So freundlich uns an;
Der Mond aus den Höhen,
Der Mond aus dem Bach,
So schnell wir entflöhen,
Sie gleiten uns nach.

Wir trotzen dem Wetter,
Das finster uns droht,
Wenn schöpfende Bretter
Kaum hemmen den Tod.
Wir trotzen auch Wogen
Auf krachendem Schiff,
In Tiefen gezogen,
Geschleudert ans Riff!

Der Herr, der in Stürmen
Der Mitternacht blitzt,
Vermag uns zu schirmen
Und kennt, was uns nützt.
Gleich unter dem Flügel
Des Ewigen ruht
Der Rasengruft Hügel,
Das Grab in der Flut.

---

24. Die Einsiedelei.

Amat nemus et fugit urbes.

Hor.

Es rieselt, klar und wehend,
Ein Quell im Eichenwald;
Da wähl' ich einsam gehend
Mir meinen Aufenthalt.

46. auf. — 1793: auf. — 1808: Komp. von Seidel und Lang. — Die Einsiedelei. Gedruckt V. 1789, S. 179 (L. 1806).

Mir dienet zur Kapelle
Ein Gröttchen, duftigfrisch;
Zu meiner Klausnerzelle
Verschlungenes Gebüsch.

Zwar düster ist und trüber
Die nahe Wüstenei,
Allein nur desto lieber
Der stillen Phantasei.
Da ruh' ich oft im dichten,
Beblümten Heidekraut;
Hoch wehn die schlanken Fichten
Und stöhnen Seufzerlaut'.

Wo von Wachholdersträuchen
Den Kieselsteig hinan
Verworrne Ranken schleichen,
Da brech' ich mir die Bahn;
Durch des Gehaues Stumpen,
Wo wilde Erdbeern stehn,
Klimm' ich auf Felsenklumpen,
Das Land umher zu sehn.

Nichts unterbricht das Schweigen
Der Wildnis weit und breit,
Als wenn auf dürren Zweigen
Ein Grünspecht hackt und schreit,
Ein Rab' auf hoher Spitze
Bemooster Tannen krächzt,
Und in der Felsenritze
Ein Ringeltäubchen ächzt.

Wie sich das Herz erweitert
Im engen, dichten Wald!
Den öden Trübsinn heitert
Der traute Schatten bald.

25. Nichts stört das tiefe Schweigen.

Kein überlegner Späher
Erforscht hier meine Spur;
Hier bin ich frei und näher
Der Einfalt und Natur.

O blieb' ich von den Ketten
Des Weltgewirres frei!
Könnt' ich zu dir mich retten,
Du traute Siedelei!
Froh, daß ich dem Gebrause
Des Menschenschwarms entwich,
Baut' ich hier eine Klause
Für Liebchen und für mich.

---

25. Lied im Freien.

Wie schön ist's im Freien!
Bei grünenden Maien
Im Walde, wie schön!
Wie süß, sich zu sonnen,
Den Städten entronnen,
Auf luftigen Höhn!

Wo unter den Hecken
Mit goldenen Flecken
Der Schatten sich mischt,
Da läßt man sich nieder,
Von Haseln und Flieder
Mit Laubduft erfrischt.

D'rauf schlendert man weiter,
Pflückt Blumen und Kräuter
Und Erdbeern im Gehn;
Man kann sich mit Zweigen,
Erhitzet vom Steigen,
Die Wangen umwehn.

41. 1793: wär' — 46. Weltlingsschwarms. — 1808: Komp. von Schuster. — Lied im Freien. Gedruckt V. 1792. S. 18 (L. 1806). 14. Flechten.

Dort heben und tunken,
Gleich blinkenden Funken,
Sich Wellchen im Bach:
Man sieht sie verrinnen
In stillem Besinnen,
Halb träumend, halb wach.

In weiten Bezirken,
Mit hangenden Birken
Und Buchen besetzt,
Gehn Dammhirsch und Rehe
In traulicher Nähe,
Von niemand gehetzt.

Am schwankenden Reisig
Hängt zwitschernd der Zeisig,
Vor Schlingen nicht bang;
Erfreut, ihn zu hören,
Sucht keiner zu stören
Des Hänflings Gesang.

Hier sträubt sich kein Pförtner,
Hier schnörkelt kein Gärtner
Kunstmäßig am Hain:
Man braucht nicht des Geldes;
Die Blumen des Feldes
Sind allen gemein.

Wie schön ist's im Freien!
Despoten entweihen
Hier nicht die Natur.
Kein kriechender Schmeichler,
Kein lästernder Heuchler
Vergiftet die Flur.

---

38. schnirkelt. — 46. Nicht kriechende. — 47. Verläumder und. — 48. Vergiften. — 1808: Komponiert von Kunzen und Schwenke.

26. Maireigen.

Singt der Wonn' und Blütenzeit,
Pflanzt die grünen Maien!
Selig, wer des Mais sich freut,
Wie uns die Natur gebeut,
Zu Zweien! Zu Zweien! Zu Zweien!

Zu der Tänze Melodei
Wirbelt das Geståude;
Waldgesang und Dorfschalmei
Jubeln: Pflicht und Weisheit sei
Die Freude! Die Freude! Die Freude!

Kränzt, Verlobte, kränzt das Haar
Froh mit Myrtenzweigen!
So, wie bald am Brautaltar,
Steht hier alles Paar um Paar
Im Reigen! Im Reigen! Im Reigen!

Amor läßt am Maienfest
Jede Spröde büßen!
Philomele baut ihr Nest!
Alles Holde liebt und läßt
Sich küssen! Sich küssen! Sich küssen!

27. Berenice.

Sie tritt hervor; ihr Kirschenblütenreiser
    Enthüllt ihr Angesicht!
Lauscht, Nymphen, lauscht! Dryaden, lispelt leiser!
    Ihr, Weste, atmet nicht!

Blüht glänzender, ihr Wiesenanemonen,
    Seit euch ihr Fuß betrat;
O Cytisus, senk alle Blütenkronen
    Auf meiner Holden Pfad!

Maireigen. Vgl. Allgem. Litteraturztg. 1794, Nr. 175. 1808: Komponiert von Häusler und Lang. — Berenice. Gedruckt V. 1792, S. 131 (L. 1806). 7. Ihr Cytisus mit euren goldnen Kronen — 8. Umwölbt des Mädchens.

Holdselige! auf silbernen Narzissen
Weht rauschend ihr Gewand;
Der Angerklee strebt ihren Saum zu küssen,
Des Grases Halm die Hand.

Ein Rosenlicht umfließt die zarten Wangen,
Die stille Sehnsucht bleicht;
Ihr Auge schwimmt im schmachtenden Verlangen,
Von süßer Rührung feucht.

Wie aus des Munds halb aufgehauchter Blüte
Ihr Ätherodem flieht!
Die Lippen nun ein Lächeln milder Güte
Sanft in die Höhe zieht!

Vom Jugenddrang, der ihren Busen füllet,
Erbebt der Schleife Band;
Erbebt der Flor, so sorgsam überhüllet
Von ihrer Mutter Hand.

Wie sich ihr Haar, mit weichem Niederwallen,
In lose Ringel schlingt,
Und, der Natur aus offner Hand entfallen,
Auf ihren Gürtel sinkt!

Seht, wie der Hut, aus falbem Stroh gewoben,
Sich auf ihr Auge senkt!
Auch niedlich noch, wenn er, im Gehn verschoben,
Nachlässig seitwärts hängt!

Sie schwebt dahin, auf Lotus und Violen,
Mit leisem Feenschritt,
Wie Iris leicht, mit purpurhellen Sohlen,
Auf blaue Wolken tritt.

Ach! sie entschwand ins Grün der Gartenhütte,
Die Geißblatt dicht umlaubt.
Nun rausch, o Quell, durchwehter Kirschbaum, schütte
Noch Blüten auf ihr Haupt!

---

11. Der bunte Klee. — 25. Ihr schönes Haar, wie sichs mit weichem Wallen. — 37. Sie schwindet, ach! in jene. — 38. grün. — 39. O Quellen! rauscht. — Vgl. Allgem. Litteraturztg. 1794, Nr. 175. 1808: Komponiert von Bachmann.

28. Psyches Trauer.

Psyche seufzt, in tiefer Kerkerhalle,
Nach Erlösung; ach! sie forscht nach Licht:
Bangt und hofft, und lauscht bei jedem Schalle,
Ob das Schicksal ihre Riegel bricht.

Psyches Ätherflügel sind gebunden;
Doch voll Mutes, wenn sie leise stöhnt,
Weiß sie: Nur in schwülen Prüfungsstunden
Sproßt die Palme, die den Sieger krönt;

Weiß, daß Dorngestrippe Rosen tragen,
Blumengold entkeimt der öden Gruft;
Ihren Kranz erringt sie durch Entsagen,
Ihre Kräfte stählt die herbe Luft.

Ihre Freuden kauft sie durch Entbehren,
Durch verlängter Sehnsucht Wehmutstraum;
Daß nicht Strahlen ihr den Schlummer stören,
Dämmern Schatten um des Lebens Baum.

Psyches Klag' ist Lispel einer Flöte
Aus dem mondbeglänzten Weidenstrauch;
Ihre Zähren Tau der Morgenröte;
Ihre Seufzer Nachtviolenhauch.

Bei Cypressen sproßten ihre Myrten;
Weil sie viel geduldet, liebt sie viel.
Liebe führt nur durch der Trennung Syrten
Zu des Wiederfindens Wonneziel.

Dulden kann sie; Bürden mutig tragen;
Stumm sich beugen vor des Schicksals Schluß;
Ihre Wonn' ist in gelaßnen Klagen,
Und ihr Labsal des Gefühls Erguß.

Ach! das Vorgefühl in Finsternissen,
Das zum Aufflug ihre Schwingen sträubt,
Ist nur Ahndung; Stückwerk all' ihr Wissen;
Ihre Wahrheit, was sie redlich gläubt.

Psyches Trauer. Gedruckt L. 1806.

Dunkel birgt das Ziel von Psyches Sendung;
Und ein Blick, der oft in Thränen blinkt,
Reicht nicht bis zum Gipfel der Vollendung,
Wo der Täuschung Nebelschleier sinkt.

---

29. Das Mitleid.

Pity dropping soft the sadly-pleasing tear.
Gray.

Mitleid! Heil dir, du Geweihte!
Weiches Herzens, milder Hand,
Wallst du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;
Taust wie Balsam, milde Zähren,
Hebest das zerknickte Rohr.
Wie zu Hyllius Altären
Blickt die Not zu dir empor.

Deine Hilfe stillt ihr Flehen;
Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat:
Spendest Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindest loser deine Garben
Vor der Ährenleserin.

In verarmter Witwen Krüge
Schüttest du der Stärkung Wein,
Prägst des Lächelns heitre Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebst erlegner Wandrer Bürde
Auf dem tiefbeschneiten Damm,
Und verpflegst in sichrer Hürde
Deines Nachbars irres Lamm.

Das Mitleid. Gedruckt V. 1793. (L. 1806.)

Sorglich streust du vor die Scheuer
Vögeln Korn im Winter aus;
Nötigst zu des Herdes Feuer
Pilger in dein wirtlich Haus;
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognens federlose Brut;
Schirmest Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wut.

Du entführst die junge Waise
Ihrer Mutter Rasengruft;
Jeden Seufzer, noch so leise,
Raubt dein Ohr der Abendluft;
Sanft, wie tauige Hyaden,
Blickst du auf das Findelkind,
Reichst ihm Ariadnens Faden
Durch des Lebens Labyrinth.

Du erwärmst in sanfter Rührung
Auch der Selbstsucht starres Eis,
Warnst vor lockender Verführung
Blütenüberstreutem Gleis';
Neigest dich mit leisem Trösten
An der Schwermut dumpfes Ohr;
Hebst entfesselt den Erlösten
Von des Kerkers Stroh empor.

Herzen, die der Harm zerrissen,
Hegst du mit besorgter Treu';
Rückest der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenlagers Streu;
Schonst des Schlummers, nahst auf Socken;
Kühlst mit deinem Palmenreis;
Trocknest mit ergoßnen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

25 f. Vögelchen vor deiner Scheuer Streust du — 1793: ebenso. — Vgl. Allg. Littzt. 1794, Nr. 175, wo vorgeschlagen:

Sorgsam streust du vor der Scheuer
Vögeln Korn im Winter aus.

— 36. Stiehlt. — 53. Schonst des Siechen Schlaf auf Socken. — 54. ihn mit dem. — 1793: ebenso.

Bleib bei uns, bis einst die Hefe
In dem Thränenkelch versiegt;
Kränze bleicher Trübsal Schläfe,
Die an deinen Schoß sich schmiegt;
Herze sie mit Ammenarmen,
Sei umstürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab.

---

30. An ein Thal.

Ne giammai vidi valle aver si spessi
Luoghi da sospirar riposti e fidi.
Petrarca.

Entlegnes Thal, von Fichtenhöhn begrenzt,
Mit Erlenreihn umhegte, flache Matten!
O Bach, auf dem ein güldnes Schlaglicht glänzt!
O Meierhof, in dunkeln Wallnußschatten!

Der Freudenruf entzückter Wandrer grüßt
Dich, holdes Thal, vom Gipfel ferner Hügel;
Betrachtung sinnt, wo sich dein Quell ergießt;
In deinem Hain saust der Begeist'rung Flügel.

Nimm, trauter Hain, nimm Schattengang, mich auf!
In deiner Nacht entschlummern alle Sorgen!
Beschränkt, wie du, ist auch mein Erdenlauf;
Dein Ausgang mir, so wie sein Schluß, verborgen.

Hier ruht der Ehrsucht Schiff am treuen Strand;
Genügsamkeit band es an Blumenküsten.
Der Vorwitz legt sein Fernrohr aus der Hand;
Besorgnis späht nicht nach der Zukunft Wüsten.

Die Bosheit sprüht hier nicht ihr Nattergift
Auf unbesorgter Unschuld Rosenkronen:
Gerechte Gleichheit teilt des Landmanns Trift,
Und Freiheit herrscht, wo gute Menschen wohnen.

An ein Thal. (L. 1806.) 4. 1808: im. — 13. 1793: Der Ehrsucht Schiff ruht hier.

Das Hohngezisch des Witzlers mengt sich nicht
In dieser Espen friedesäuselnd Wehen:
Kein Lästerkreis hält hier sein Strafgericht;
Kein Neider lau'rt, Gebrechen auszuspähen.

Die Muse wallt auf zartbehalmtem Plan:
Sie folgt dem Bach, der jene Flächen teilet,
Und, gern verirrt auf sanftgewund'ner Bahn,
So lang er kann, in diesem Tempe weilet.

Aus jener Dorfkapell', in Laub verhüllt,
Klang nie das Sturmgeläut' in Schreckensnächten,
Wenn Aufruhr tobt, der tausendstimmig brüllt
Mit Brand und Dolch in hochgeschwung'ner Rechten.

Den Wiederhall der Eppichklüfte schreckt
Kein Schlachtgeschoß; statt rauher Kriegstrommeten
Hallt hier das Horn, das früh die Hirtin weckt;
Der Tag erlischt beim Ton der Weidenflöten.

Hier muht die Kuh auf gelbbeblümter Au',
Dort klingeln hell der Ziegenherde Schellen;
Das Käuzlein schnaubt im alten Ritterbau,
Und Bienen sumsen an des Gießbachs Fällen.

Dort flüstern Silberpappeln sanft umweht,
Die, grün und weiß, die Blätter wechselnd regen;
Das Mühlenrad, das träg' die Schaufeln dreht,
Klappt langsam fort mit gleich gemeßnen Schlägen.

Im Dickicht schallt der Drossel Waldgesang,
Das Heupferd zirpt auf frischgemähter Weide;
Am Hügel klirrt gewetzter Sensen Klang,
Und fern verhallt das dumpfe Stadtgeläute.

O selig, wer, nach freier Herzenswahl,
In diesen Grund sich heimisch siedeln konnte,
Wie dort Petrarch im felsumragten Thal,
Wie Xenophon im ländlichen Scillonte.

Wer lang' bereut, daß er es einst versucht,
Sich in das Gleis des Weltlings zu gewöhnen,
Der eil', entflohn dem Sturm, in dieser Bucht,
Der Meinung nicht, nur der Natur zu fröhnen:

Hier darf ein Herz, das man schon oft verriet,
Noch eine Welt sich träumen, frei vom Bösen;
Die Liebe, die des Schicksals Härte schied,
Sucht hier den Gram in Thränen aufzulösen.

O du, die mich mit Seraphshuld umschwebt,
Entfernte! hier belebt sich mein Vertrauen;
Die Zukunft glänzt von Hoffnungsgold durchwebt,
Hier dürften wir ein Zufluchtshüttchen bauen.

Die Liebe braucht ein Feld und einen Pflug;
Ein Halmendach, das sie getreu verberge;
Ein Räumchen, zur Umarmung weit genug,
Und einen Platz für zwei vereinte Särge.

O ruht' ich hier, an häuslich stillem Ziel,
Nicht mehr verlockt von nichtigen Entwürfen!
O möchte nie das öde Weltgewühl
In seine trüben Strudel mich verschlürfen!

Fern, wie das Meer ein Hirt in Ennas Thal,
Hört' ich die Flut der Zeitgeschichte tosen;
Nur edler Freiheitshelden Rasenmal
Krönt' ich mit Eichenlaub und Silberrosen:

Undingbar, keines Fürsten Waffenknecht,
Zu edelstolz, um Rang und Sold zu werben,
Entsagt' ich nie der bessern Menschheit Recht,
Für Völkerglück zu siegen und zu sterben.

Dort, wo, gelind, in lauer Luft gewiegt,
Die schlanken Pappeln sich zusammenlehnen,
Vergöss', an meine Urne hingeschmiegt,
Mein junges Weib der Treue stille Thränen.

31. Monodie.

Am Meere bei Havre de Grace.

Im Mai 1792.

Im falben Schein des Westens wanken Schiffe
Zur fernen Höh', ihr Segel rund geschwellt;
Der Brandung Wog' am weiten Kieselriffe
Verrieselt und zerschellt.

Die golddurchfloßnen Wolkenlagen blaßten:
Den Ozean bepurpurt Zitterglut;
Dem Schoß der Fern' entragen kaum die Masten
Und tauchen in die Flut.

Zur Hütte kehrt mit Sensen dort und Harken
Der frohe Landmann, der sein Feld gemäht.
Die Rhede ruht, von braunen Fischerbarken
Und Nachen übersä't.

Die Dämmerung betuscht die Waldgestade
Mit zartem Grau; die scheue Möve pfeift
Am Kreidenfels der luftigen Leukade,
Wo Sehnsucht einsam schweift.

Des Hafens Markt verstummt; der Bootsmann läutet
Zum Nachtgebet; des Leuchtturms Lampe blinkt.
Doch fern hinweg zum Morgenhimmel deutet
Die Muse mir und winkt:

Dort wandelt sie, wo grüne Schimmer zücken,
Sie, welche nur mein Geistesflug erreicht.
Die Stunde schlägt, wenn mit gesenkten Blicken
Sie dem Gedräng' entweicht.

Fleuch hin, mein Geist, wo zu der Alpen Zinken
Die Goldbeleuchtung steigend sich entzieht,
Wo feucht und kühl des Tobels Schatten sinken
Und hallt der Amsel Lied.

15. 1808: kluftigen. — 23. wann.

Dort wandelt sie, umwölbt von Lerchbaumsprossen,
Staunt vorgelehnt am bräunlich klaren Teich;
Sein Spiegel glüht, mit Gletscherlicht begossen;
Ihr Antlitz nur ist bleich.

Des Gürtels Schleif' erheben laue Winde,
Und flüsternd wallt das schwarze Seitenband,
Das seit der Trennung, statt der Rosenbinde,
Sie um die Locken wand.

Der Sprosser Largo tönt in Wechselchören,
Von Busch zu Busch; sie horcht und hemmt den Lauf,
Dringt dann ins Dunkel grünverwachs'ner Föhren
Und blickt tiefatmend auf.

Der letzte Hall der fernen Abendglocken
Verstummt und stirbt. Schau, wie sie ernster sinnt!
Sie neigt die Stirn auf die gelösten Locken,
Und ihre Thräne rinnt.

Ihr tieflasurnen Frühlingsenzianen
Faßt auf die Thräne, welche sie vergoß!
Sink ein, o Nacht, und laß nur mich es ahnen,
Um welchen Freund sie floß!

---

32. Phantasie.

Sonett.

Wie sie wandelt auf den Birkenhöhen,
 Thymian und Skabiosen pflückt,
 Wie sie sich zur Blumenlese bückt,
 Wie sich ihres Schleiers Falten blähen,

Wie die apfelgrünen Bänder wehen,
 Von dem Strohhut mit Schasmin umstrickt,
 Wie sie sinnt, von Weizengold umnickt:
 Kann mein Geist durch Trennungsdunkel sehen.

Meiner Phantasieen Zirkeltanz
 Führt und schließt das Ätherbild der Hehren,
 Wallend wie der Lichtglanz auf den Ähren.

Jede Ros' entknospet ihr zum Kranz;
Jedes Sommerabends Purpurglanz
Leiht die Glorie, sie zu verklären.

---

33. Berenices Weihe.

Auf ihre Wiege streuten die Grazien
Die Blütenknospen süßer, verschämter Huld;
Der Unschuld und des Frohsinns Rosen,
Schwimmend in zarter Empfindung Dufte.

Der Schwestern jüngste drückte den dunkeln Kranz
Von Sinnviolen sanfter Melancholie
Ihr auf die Stirne, traurig lächelnd
Und mit dem zärtlichsten Blick der Weihe.

---

34. Kranz für Berenices Bild.

Bildner, wähle zum Kranz der Holden bescheidenes Singrün,
Weich, wie der Sanftmut Reis, stark, wie der Eppich der Treu'.
Wähle die zarte Ranke, die jeglichem buhlenden Lüftchen
Ausbeugt, welche nicht reißt, wenn sie das Schicksal umstürmt.

---

35. Der Entfernten.

1789.

Wohl denk' ich allenthalben,
O du Entfernte, dein!
Früh, wenn die Wolken falben,
Und spät im Sternenschein.
Im Grund des Morgengoldes,
Im roten Abendlicht,
Umschwebst du mich, o holdes,
Geliebtes Traumgesicht!

Es folgt in alle Weite
Dein trautes Bild mir nach,
Es wallt mir stets zur Seite,
In Träumen oder wach;
Wenn Lüfte sanft bestreifen
Der See beschilften Strand,
Umflüstern mich die Schleifen
Von seinem Busenband.

Ein Abglanz seines Schleiers
Scheint auf die Saat gewebt;
Sein Hauch, was des Gemäuers
Bewegten Eppich hebt;
Der Kleidung weiche Falten,
Geformt aus Glanz und Duft,
Entschwinden in den Spalten
Der öden Felsenkluft.

Wo rauschender und trüber
Der Strom Gebirge trennt,
Weht oft sein Laut herüber,
Den meine Seele kennt;
Wenn ich den Fels erklimme,
Den noch kein Fuß erreicht,
Lausch' ich nach jener Stimme;
Doch Kluft und Echo schweigt.

Wo durch die Nacht der Fichten
Ein Dämm'rungsflimmer wallt,
Seh' ich dich zögernd flüchten,
Geliebte Luftgestalt!
Wenn, sanft dir nachzulangen,
Der Sehnsucht Arm sich hebt,
Ist dein Phantom zergangen,
Wie Taugedüft verschwebt.

36. Der Herbstabend.

An Sie.

Abendglockenhalle zittern
Dumpf durch Moorgedüfte hin!
Hinter jenes Kirchhofs Gittern
Blaßt des Dämmerlichts Karmin.

Aus umstürmten Lindenzweigen
Rieselt welkes Laub herab,
Und gebleichte Gräser beugen
Sich auf ihr bestimmtes Grab.

Freundin! wankt, im Abendwinde,
Bald auch Gras auf meiner Gruft,
Schwärmt das Laub um ihre Linde
Ruhelos in feuchter Luft,

Wenn schon meine Rasenstelle
Nur dein welker Kranz noch ziert,
Und auf Lethes leiser Welle
Sich mein Nebelbild verliert:

Lausche dann! Im Blätterschauer
Wird es dir vernehmlich wehn:
Jenseits schwindet jede Trauer;
Treue wird sich wiedersehn!

---

37. An Johann Arnold Ebert.

1794.

(S. dessen Sonett. Voß' Musenalmanach, 1794. S. 182.)

Dein milder Blick fiel, gleich dem Abendstrahle,
Der dort auf Alpenblümchen Labung streut,
Auf meine Laute. — Freund, die Wehmut freut
Des Kranzes sich um ihre Opferschale.

Der Herbstabend. Gedruckt L. 1806. 1808: Komponiert von Häusler und Bornhardt. — An Johann Arnold Ebert. Vgl. Einleitung. Gedruckt V, 1796, S. 154 mit der Bemerkung „Im Frühling 1794 (V, 1794, S. 182)“, dann in „Neue schweizerische Blumenlese von J. Bürkli, St. Gallen 1798“ B:2: auf's.

Vertrauter Youngs! mich rief zum Heimatsthale
Der Genius gerechter Menschlichkeit;
Bis ihm die Freiheit ihre Lorbeern beut,
So lange fei'r ich mit gesenktem Stahle.

Der Gleichheit Bild verehrt ein Völkchen Hirten:
Sein Bundesbaum grünt still am jungen Rhein;
Da hüllt ein sanftes Weib mein Schwert in Myrten.

Ein Laubdach birgt uns; dürft' ich dich bewirten,
Würd' es mir hehr wie Wingolfs Halle sein ...
Zu süßer Traum! Laß mich im Wehmutshain.

---

38. An die edeln Unterdrückten.

1794.

Getrost, ihr edeln Unterdrückten,
Wenn euch kein Strahl der Hoffnung blinkt!
Der Tugend Opferkränze schmückten
Euch, eh' ihr am Altare sinkt.
Des Ruhmes Flitterkrone werde
Hier des beglückten Frevlers Preis,
Entkeimt aus eurer Gräber Erde,
Grünt spät erst euer Eichenreis.

Ihr, die, verpflanzt in arge Zeiten,
Mit der Gewalt zu kämpfen wagt,
Ihr sollt dem Lichte Bahn bereiten
Und fühlt die Schauer, eh' es tagt;
Wenn ihr mit kräftigem Erkühnen
Euch dem Verfall entgegenstemmt,
Verklärt ihr glorreich die Ruinen,
Die keine Macht im Sturze hemmt.

Dann fühlt ihr zwar des Schicksals Schwere,
Wenn es der Läst'rung Plan gelingt,
Daß euer letztes Gut, die Ehre,
Ihr Klapperschlangenhauch verschlingt;

An die edeln Unterdrückten. Gedruckt L. 1806. Über die mutmaßliche historische Beziehung dieses Gedichtes vgl. Einleitung.

Schaut ernst der Übermacht Triumphe,
Wenn höhnend euch ihr Troß umzischt!
Wißt, daß ihr Irrlicht aus dem Sumpfe
Nur trüglich aufglänzt und verlischt!

Die Wahrheit harrt mit sichrer Wage
Im Wolkenzelt der Folgezeit,
Verweht die Spreu gedung'ner Sage
Und huldigt der Gerechtigkeit.
Vernunft folgt ewigen Gesetzen,
Die Pöbelswut, die ein Tyrann
Ein Menschenalter durch verletzen,
Doch ewig nicht vertilgen kann.

Denkt, wenn im Kampf für Menschenrechte
Ihr des Erfolges Glanz entbehrt,
Daß durch des Mißgeschickes Nächte
Der Unschuld Haupt sich still verklärt.
Schaut fest nach euerm hohen Ziele,
Verschmäht die nahe Hindernis,
Und stürzt, gedrängt vom Pflichtgefühle,
In des entflammten Abgrunds Riß.

Wenn, vom Verhängnis losgerissen,
Der Hoffnung letzte Trümmer stürzt,
Sollt ihr den Kelch zu kosten wissen,
Der jedes Erdenweh verkürzt.
Das Recht, verbannt, verschmäht, erwürget,
Erlegen im gerechten Streit,
Fleht um Vergeltung und verbürget
Den Geistern die Unsterblichkeit!

Dem Staub entflohn, wirkt eure Seele
Begeisternd auf der Edeln Bund;
Verwandelt erst, thut Philomele
Die Unthat ihres Drängers kund!
Ihr Märtyrer für Menschenwürde,
Vertraut der Wahrheit und der Zeit:
Vergänglich ist des Druckes Bürde,
Doch ewig die Gerechtigkeit!

---

39. Ergebung.

Mag immerhin der Strom entgleiten,
Der meines Lebens Kahn entführt,
Indes der Bord der Jugendzeiten
Sich mir in Fernungsduft verliert.

Zwo Töchter der Erfahrung stiegen
In meinen Kahn und weichen nie:
Verklärten Schmerz in trüben Zügen,
Süßlächelnde Melancholie.

Die andre, die mit leisem Dämpfer
Der Seele Saiten reiner stimmt,
Ergebung, die geprüfte Kämpfer
In ihres Schilds Umschattung nimmt.

Wenn jene tief in meine Laute
Nach rührenden Akkorden greift,
Ruft die, der höhern Welt Vertraute:
Getrost! auch deine Palme reift.

Still seh' ich, wie zu seiner Mündung
Des Lebens Wellenspiel mich reißt.
Erhöht die Schwermut die Empfindung,
So hebt Ergebung meinen Geist.

---

40. Die Herbstnacht.

Der Mond, umwallt von Wolken, schwimmt
Im feuchten Blau der Luft;
Der Forstteich, matt versilbert, glimmt
Durch zarten Nebelduft;
Die Glut, vom Hirtenkreis' umwacht,
Verschwärzt, entflackernd, rings die Nacht;
Eintönig rollt vom Brunnenrohr
Der Wasserstrang, der sich verschlürft;
Und zarte, graue Schatten wirft
Schräghin das Kirchhofthor.

Ergebung. Gedruckt L. 1806. — Die Herbstnacht. Gedruckt L. 1806.

Das Netz der Zuggewölke schwillt
Zum Zelt des Blitzes auf;
Der Mond, in Wettergraun gehüllt,
Verschied nach halbem Lauf.
Des Irrlichts bläulich siecher Schein
Erlischt im Torf am Tannenhain.
Des Zeigers Goldblatt blinket matt,
Umflort von feuchtem Nebelrauch;
Und ängstlich zückt im Erlenstrauch
Sein letztes dürres Blatt.

Hier, wo aus langer Nacht empor
Sich die Betrachtung reißt,
Bedrückt das Herz ein Schwermutsflor;
Doch Frührot hellt den Geist.
Des Schicksals Wolken fliehn zerstreut;
Aus Dunkel strahlt die Herrlichkeit.
Der Unschuld Rose blüht bewährt,
Durch Stürme nicht des Dufts beraubt,
Da, durch die Nacht, der Tugend Haupt
Nur hehrer sich verklärt.

Durch Seelenkraft und festen Mut
Wird Wahn und Schmerz besiegt;
Der weise Glaube fühlt als gut,
Was Allmacht liebend fügt.
Ein Kind im Mutterschoße ruht
So achtlos bei der Blitze Glut.
Auf Pfade der Gelassenheit
Glänzt Hoffnung im Gewitterlicht;
Und in des Todes Blitz verflicht
Den Strahl — Unsterblichkeit!

41. Morgenpsalm.

Der Erdkreis feiert noch im Dämmerschein;
Still, wie die Lamp' in Tempelhallen, hängt
Der Morgenstern; es dampft vom Buchenhain,
Der, Kuppeln gleich, empor die Wipfel drängt.
Sieh, naher Felsen düstre Zinn' entglüht
Der Rose gleich, die über Trümmern blüht.

Wem dampft das Opfer der betauten Flur?
Ihr Duft, der hoch in Silbernebeln dringt,
Ist Weihrauch, den die ländliche Natur
Dem Herrn auf niedern Rasenstufen bringt.
Die Himmel sind ein Hochaltar des Herrn,
Ein Opferfunken nur der Morgenstern.

Im Morgenrot, das naher Gletscher Reih'n
Und ferner Meere Grenzkreis glorreich hellt,
Verdämmert seines Thrones Wiederschein,
Der mild auf Menschen, hell auf Gräber fällt.
Er leuchtet Huld auf redliches Vertrau'n
Und Licht der Ewigkeit durch Todesgrau'n.

Noch wandeln wir, wo kaum der Aufgang tagt,
Im ersten Frühschein der Unsterblichkeit.
Der Tag, wo Unschuld nimmer irrt, noch klagt,
Glänzt hinter Gräbern auf und ist nicht weit.
Des Wahnes Dunst, des Todes Nacht zerfleußt,
O Allmacht, dir, die mir Erlöser heißt!

---

42. Bild des Lebens.

Auf des Erdenlebens Steige
Fällt der Freude Silberlicht,
Flüchtig, wie durch rege Zweige
Bleiches Mondgeflimmer bricht;

Bild des Lebens. Gedruckt L. 1806.

Wie sich Glanz und Nacht verdrängen,
Wo der Tag verlischt im Hain,
Wechseln auf des Schicksals Gängen
Dunkle Sorg' und Wonneschein.

Wenn der Strauch am Kirchhofswege
Blüten auf den Brautzug streut,
Neigt das grünende Gehege
Bald sich auf ein Grabgeleit.
Ulmen, unter deren Blätter
Oft die Nachtigall sich barg,
Leihen bald des Stammes Bretter
Zu der Dorfbewohner Sarg.

Jener West, der auf dem Weizen
Wonnetaumelnd Wogen schlägt,
Flüstert bang' an Denkmalskreuzen,
Wenn ihr dürrer Kranz sich regt;
Heute weht er Regenschauer,
Morgen Goldgewölke fort;
Hebet hier den Flor der Trauer
Und entblättert Rosen dort.

Wenn, des Reigens Platz zu hellen,
Sich das Abendgold ergießt,
Dringt es auch in Gitterzellen,
Wo sich scheuer Gram verschließt.
Wenn das Meer im Frührot schimmert,
Färbt sich auch die Klippenbank,
Wo, vom Nachtorkan zertrümmert,
Das bemannte Schiff versank.

Wandrer, der am Strom der Zeiten
Mit gesenktem Blicke ruht,
Sieh! auf seiner Flut entgleiten
Wolkenschatten, Rosenglut.
Die Natur in ihren Bildern,
Steten Laufs, doch wandelbar,
Heißt den Schmerz durch Hoffnung mildern,
Mahnt den Leichtsinn an Gefahr.

Aus dem Schutte feuchter Hallen
Keimt die Steinlevkoje bald;
Heiter, neben Urnen, wallen
Nymphen im Cypressenwald;
Auf der Wahlstatt singt die rasche,
Ahnungslose Schnitterin,
Hüpft auf der vergeßnen Asche
Manches Heldenjünglings hin.

Horch, was dir des Teiers Leier,
Gleims und Flaccus' Muse rät:
Weise, wer der Zukunft Schleier
Nur bekränzt und nie durchspäht!
Trag ein Herz, den Freuden offen,
Doch zum Leidenskampf bereit;
Lern im Mißgeschicke hoffen;
Denk des Sturms bei heitrer Zeit!

Zage nie: Den Kelch der Schmerzen
Würzt ein süßes Nachgefühl;
Hehrer Schauer hebt die Herzen
Im Orkan und Schlachtgewühl.
Hoher Mut und Kraft entquellen
Fest bestandener Gefahr;
Genien des Trosts gesellen
Sich zur Schwermut unsichtbar.

Späh nicht in des Stromes Bette,
Labe dich am Rasenbord;
Knüpfe neu der Freuden Kette,
Wenn ein Blumenglied verdorrt!
Donnerschläge, Waldgesänge
Wechseln neben deiner Bahn;
Wandle du, durch Blumengänge
Ernst, durch Klippen froh hinan!

43. Lied zu singen bei einer Wasserfahrt.

Wir ruhen, vom Wasser gewiegt,
Im Kreise vertraulich und enge;
Durch Eintracht wie Blumengehänge
Verknüpft und in Reihen gefügt;
Uns sondert von lästiger Menge
Die Flut, die den Nachen umschmiegt.

So gleiten, im Raume vereint,
Wir auf der Vergänglichkeit Wellen,
Wo Freunde sich innig gesellen
Zum Freunde, der redlich es meint!
Getrost, weil die dunkelsten Stellen
Ein Glanz aus der Höhe bescheint.

Ach! trüg' uns die fährliche Flut
Des Lebens so friedlich und leise!
O drohte nie Trennung dem Kreise,
Der, sorglos um Zukunft, hier ruht!
O nähm' uns am Ziele der Reise
Elysiums Busen in Hut!

Verhallen mag unser Gesang,
Wie Flötenhauch schwinden das Leben:
Mit Jubel und Seufzern verschweben
Des Daseins zerfließender Klang!
Der Geist wird verklärt sich erheben,
Wenn Lethe sein Fahrzeug verschlang.

---

44. Pflügerlied.

Arbeitsam und wacker
Pflügen wir den Acker,
Singend, auf und ab.
Sorgsam trennen wollen
Wir die lockern Schollen,
Unsrer Saaten Grab.

Lied zu singen bei einer Wasserfahrt. L. 1806. 1808: Komponiert von Naumann. — Pflügerlied. L. 1806.

Auf- und abwärts ziehend
Furchen wir, stets fliehend
Das erreichte Ziel.
Wühl, o Pflugschar, wühle!
Außen drückt die Schwüle,
Tief im Grund ist's kühl.

Neigt den Blick zur Erde,
Lieb und heimlich werde
Uns ihr dunkler Schoß:
Hier ist doch kein Bleiben;
Ausgesät zerstäuben
Ist auch unser Los.

Säet, froh im Hoffen;
Gräber harren offen,
Fluren sind bebaut;
Deckt mit Egg' und Spaten
Die versenkten Saaten,
Und dann: Gott vertraut!

Gottes Sonne leuchtet;
Lauer Regen feuchtet
Das entkeimte Grün.
Flock, o Schnee, und strecke
Deine Silberdecke
Schirmend drüber hin!

Ernten werden wanken,
Wo nur Körner sanken;
Mutter Erd' ist treu.
Nichts wird hier vernichtet,
Und Verwesung sichtet
Nur vom Keim die Spreu.

Die vor uns entschliefen,
Schlummern, in die Tiefen
Ihrer Gruft gesät;
Länger wird es säumen,
Bis die Gräber keimen,
Gottes Saat ersteht!

Wer um Tote trauert,
Glaub' es, ewig dauert
Nicht der Aussaat Zeit.
Aus enthülster Schale
Keimt im Todesthale
Frucht der Ewigkeit!

---

45. Fürbitte.

Heilige, reine Vernunft, vergieb den Blinden am Wege,
Die dich verfolgen und schmähn! — Göttin, sie kannten dich nie!
Aber wehre den Stolzen, die gern uns zwängen zu knieen
Vor das vergoldete Kalb, ihren begrenzten Verstand!

---

46. Der Gottesacker im Vorfrühling.

Blätter treibt des Kirchhofs Flieder,
Neigt auf Grüfte junges Laub;
Kirschenblüte gaukelt nieder
Auf der Abgeschiednen Staub.
Bleicher Primeln Keime lüpfen
Sanft das Moos, das sie umgab;
Und des Dorfes Kinder hüpfen
Achtlos auf der Mütter Grab.

Junges Sinngrün drängt sich dichter
An des Jünglings flachen Stein,
Öffnet blauer Blumen Trichter,
Saugt zerfloßnen Reifen ein.
Schlaff gedrückte Halme richten
Sich vom Winterschlaf empor,
Und in naher Waldung Fichten
Flötet laut ein Drosselchor.

Drosseln, singt in leisen Chören!
Amsel, flöt im Trauerhain!
Nur wir Hinterbliebnen hören
Eure Frühlingsmelode'n.

Der Gottesacker im Vorfrühling. L. 1806.

Ach! ihr mahnt an die Genossen,
Die ein früher Tod verklärt;
An die Lenze, die verflossen,
An die Zeit, die nimmer kehrt!

Flötet nur gelaßne Klage,
Hemmt der Trauertöne Lauf;
Denn sie nahm von dunkler Tage
Letzter Stuf' ihr Engel auf.
Kies und dunkle Schollen warfen
Wir auf den versenkten Sarg,
Als, begrüßt von Himmelsharfen,
Sich ihr Geist in Licht uns barg.

In des Geisterreiches Stille
Tobt kein Sturm der Leidenschaft,
Und des Guten reiner Wille
Lohnt sich durch erhöhte Kraft;
Seelen, fremd im öden Thale
Der umschränkten Wirklichkeit,
Fanden froh die Ideale
Seliger Vollkommenheit.

Ihre Schwächen sind vergessen,
Groll und Zwietracht sind versöhnt,
Wo die Reue mit Cypressen
Der Gekrönten Stätte krönt.
Aus des niedern Neides Schranke
Zu des Friedens Höh' entrückt,
Ritzt sie nie der Bosheit Ranke,
Die des Edeln Pfad umstrickt.

Kühler Rasen überschleiert
Sorgsam der Verwesung Spur;
Auf des Moders Halle feiert
Frühlingsfeste die Natur;
Und die Thräne der Empfindung,
Wenn ihr Grabgeläut' verklingt,
Schmückt die Kette der Verbindung,
Die ins Geisterreich sich schlingt.

Auf den Gräbern unsrer Väter
Sprießt des Erdrauchs Purpurstrauß,
Ein entwölkter lautrer Äther
Überwölkt ihr enges Haus;
Auf vermorschter Särge Reste,
Auf zerbröckeltes Gebein,
Wallt durch weiße Blütenäste
Goldner Frühlingsmorgenschein.

Selbst wo rasenlos und mürbe
Sich ein neuer Hügel hebt,
Wo man den, der heute stürbe,
An die Reihe hin begräbt,
Wird der Grund sich bald behalmen;
Wo jetzt Wermutstengel stehn,
Hebt die Hoffnung Siegespalmen
Für das große Wiedersehn.

Drückt euch dicht, ihr Epheuzweige,
An der Dulder stilles Grab!
Schlaffe Trauerweide, neige
Dein Gelocke tief herab!
Flattert drüber, Hängebirken,
Dämpft den Tag umher durch Laub,
Und, Natur, mit leisem Wirken
Wandl' in Blumen ihren Staub!

---

47. Die Tochter des Landes.

Die Pales sich zur Pfleglingin erkoren,
Die Tochter der Natur,
Wird in der Hütte stillem Raum geboren,
Erzogen auf der Flur.

Den Jubelton von hellen Weidenpfeifen
Empfängt zuerst ihr Ohr:
Ihr erster Blick steigt zu den Purpurstreifen
Am Westgewölk empor.

Glückselig Kind, das in bekränzter Wiege
Ein Blütenwipfel kühlt,
Um das vertraut sein Lamm und seine Ziege
Im hohen Grase spielt!

Froh klimmt sie nach des Regenbogens Farben
Hinan des Hügels Pfad;
Zum Sitze wählt sie pralle Weizengarben,
Zum Pfühl der Gerste Schwad.

Ein Nelkenstock befriedigt ihr Begehren;
Mit wenigem vergnügt,
Ist ihre Thräne, gleich Aurorens Zähren,
Im ersten Strahl versiegt.

Ihr singt der Hain nur mit der Freude Tönen,
Leicht ist ihr Gang wie Tanz;
Noch band sie nicht, ein teures Grab zu krönen,
Den bittern Rautenkranz.

Glückseliger, wenn sie nun sechzehn Lenze,
Statt sechzehn Ahnen, zählt,
Dem Haupt zum Kleinod goldner Primeln Kränze,
Der Brust Violen wählt.

Ihr Antlitz blüht, wenn einfach sich die Haube
Um ihre Schläfe drängt,
Bescheiden, hold, wie halb versteckt im Laube
Ein Maienglöckchen hängt.

Schön wallt ihr Haar, das sie gleich der Najade
Im Quell zu waschen pflegt,
Und, unentweiht von Puder und Pomade,
In lose Flechten legt.

So prangt sie still im heimatlichen Thale,
Von weiser Zucht bewacht,
Und Unschuld wirft den Schleier der Vestale
Um ihre Hirtentracht.

Die Häuslichkeit birgt sie in grünen Hallen,
Vom Sonnenstrahl umblinkt,
Bis ihr beim Hochzeitlied der Nachtigallen
Der Myrtenkranz entsinkt.

Dann zieret sie, wenn bräutlich hold sie bebet,
Verschämtes Rosenlicht;
Und bald, was mehr ein holdes Weib noch hebet,
Erfüllte Mutterpflicht.

48. Vertrauen.

Wer giebt uns unsern Kinderglauben
An eine treue Welt zurück?
Ach, schließt den allzu scharfen Blick!
Was uns die Zuversicht kann rauben,
Zerstört des Herzens Glück.

Dein denkt mein Geist mit Wohlgefallen,
O Zeit, wenn, fremd in klüg'rer Welt,
Man traut zu jedem sich gesellt,
Und arglos, wie die Nachtigallen,
In offne Schlingen fällt.

O Glück, noch kindlich hinzulangen
Nach Blumen, eh' man sie benennt,
Nach Freuden, die man halb nur kennt;
Wenn unser Blick, kaum aufgegangen,
Nicht Schein und Wesen trennt!

Ihr Tage, wo wir klüger werden,
Wie schwül ist euer Mittagslicht,
Wenn die Erfahrung warnend spricht:
Vollkommen weilet nichts auf Erden!
Was blühet, währet nicht.

Wohl dann dem liebenden Gemüte,
Das sein Vertrauen rein bewahrt,
Und, sein Gefühl sei noch so zart,
Nie zweifelt an des Edeln Güte,
Noch an der Menschen Art.

49. Entzogenheit.

Im trauten Schatten stiller Entzogenheit
Fand ich den Frieden, der uns erweicht und stärkt,
Der auf das Schicksal, wie der Weise
Heiter auf blühende Gräber, schauet.

O du des Weltlaufs süße Vergessenheit,
Die, um sie mehr zu lieben, die Menschen flieht;
Erlittnen Unrechts Widerhaken
Löseſt du sanft aus der Seele Wunden.

Gesetzten Sinnes, mißt der Betrachtung Blick
Den Wert der Dinge nach der Erfahrung Stab;
Nicht mehr der Meinung Wechselhauche
Dienstbar, noch biegsam dem Druck der Willkür.

Wie draußen Flocken taumeln in kalter Luft,
Sieht er des Leichtsinns Spiele geborgen an;
Des Thoren Freud', ihr trübe lächelnd;
Siege der Bosheit mit kurzen Seufzern.

Verbreite deinen Schleier, Entzogenheit,
Um meine Freuden, dichter um meinen Schmerz;
Birg meine Thränen vor der Schmähsucht,
Birg der verschämten Empfindung Wonne!

Wer jeden duldet, liebt, was zu lieben ist,
Von andern wenig, vieles von sich begehrt,
Dem sproßt des heitern Friedens Ölblatt,
Das der Genügsamkeit Stirne kühlet.

Entzogenheit. L. 1806. Bürkli, Blumenlese S. 175. B 1797 : 1 ff.:

In stiller Klause friedlichem Raume fand
Mein Herz die Ruhe, die uns erweicht und stärkt,
Den Sinn für Recht und Wahrheit stählend,
Sanft sich dem Tau der Empfindung öffnet.

6: Die Menschen einzig, um sie zu lieben, flieht. 8. leis. 9—13 fehlt. 14 ff.:

Des Leichtsinns Spiele siehst gesetzten Blicks
Wie Schneegeflocke taumeln in trüber Luft;
Siehst Thoren nur mit mildem Lächeln;
Siege der Bosheit mit kurzen Seufzern.

17—28 fehlt.

Mit Lotus kränz' ich meiner Penaten Haupt;
Vergangner Kummer, Sorge der Zukunft naht
Nicht meiner Schwelle; Lebensweisheit
Suchet ihr Glück nur im engen Kreise.

---

50. Die Wehmut.

Mit leisen Harfentönen
Sei, Wehmut, mir gegrüßt!
O Nymphe, die der Thränen
Geweihten Quell verschließt!
Mich weht an deiner Schwelle
Ein linder Schauer an,
Und deines Zwielichts Helle
Glimmt auf des Schicksals Bahn.

Du, so die Freude weinen,
Die Schwermut lächeln heißt,
Kannst Wonn' und Schmerz vereinen,
Daß Harm in Lust verfleußt;
Du hellst bewölkte Lüfte
Mit Abendsonnenschein,
Hängst Lampen in die Grüfte
Und krönst den Leichenstein.

Du nahst, wenn schon die Klage
Den Busen sanfter dehnt,
Der Gram an Sarkophage
Die müden Schläfe lehnt;
Wenn die Geduld gelassen
Sich an die Hoffnung schmiegt,
Der Zähren Tau im nassen,
Schmerzlosen Blick versiegt.

Du, die auf Blumenleichen
Des Tiefsinns Wimper senkt,
Bei blätterlosen Sträuchen
Der Blütenzeit gedenkt,

In Florens bunte Kronen
Ein dunkles Veilchen webt,
Und still, mit Alcyonen,
Um Schiffbruchstrümmer schwebt:

O du, die sich so gerne
Zurück zur Kindheit träumt,
Selbst ihr Gewölk von ferne
Mit Sonnengold besäumt;
Was uns Erinn'rung schildert,
Mit stillem Glanz verbrämt,
Der Trennung Qualen mildert
Und die Verzweiflung zähmt;

Der Leidenschaften Horden,
Der Sorgen Rabenzug
Entfliehn vor den Akkorden,
Die deine Harfe schlug;
Du zauberst Alpensöhnen,
Verbannt auf Flanderns Moor,
Mit Sennenreigentönen
Der Heimat Bilder vor.

In deinen Schattenhallen
Weihst du die Sänger ein,
Lehrst junge Nachtigallen
Die Trauermelodei'n;
Du neigst, wo Gräber grünen,
Dein Ohr zu Höltys Ton;
Pflückst Moos von Burgruinen
Mit meinem Matthisson.

Rühr unter Thränenweiden
Noch oft mein Saitenspiel;
Verschmilz auch Gram und Leiden
In süßes Nachgefühl;

32. 1793: Ob Schiffsbruchstrümmern. — 38. Mit Westkarmin. — 58. 1793: O Nymphe mich zum Ziel.

Gieb Stärkung dem Erweichten!
Heb aus dem Trauerflor,
Wenn Gottes Sterne leuchten,
Den Andachtsblick empor!

---

51. Andenken an die Abwesenden.

Wenn sich durch der Entfernung dichten Schleier
Uns euer Bild, ihr Trautesten, enthüllt,
Und unser Blick, gesenkt zu stiller Feier,
Wie Tau zerfließt, der dunkle Blumen füllt —
Wie beim Verstummen der entlegnen Leier
Ein Klang aus gleichgestimmten Saiten quillt,
Erhallt im Busen uns mit geist'gem Laute
Das Wort, das euer Herz uns einst vertraute.

Doch dämmernd, wie durch vorgesunkne Flöre,
Ein magisches, verblichnes Luftgesicht,
Zu zart, daß es den Sinnen angehöre,
Schwimmt euer Blick in der Erinn'rung Licht.
So hinter Wolken hellt die Atmosphäre
Der Mond; man sieht den Schein, sein Antlitz nicht,
Und wähnt, sein Schimmer zittre auf den Wellen,
Die des Entschwundnen Blicke noch erhellen.

Um unsern Sinn in Prüfungsglut zu läutern,
Reißt das Geschick uns oft von Freundes Hand;
Da, wo die fremden Flächen sich erweitern,
Zieht Sehnsucht enger noch ihr Seelenband;
Nur Schatten des Vergangnen zu Begleitern,
Durchwandelt Psyche der Verbannung Land,
Daß die Verlaßne, tief in öder Ferne,
Die Liebe zu dem Unsichtbaren lerne.

Sieh, Amor hat sich ihrem Blick entzogen,
Denn ihm gebot des Schicksals ernster Schluß,

61. Sei. — 1808: Komponiert von Häusler. — Andenken an die Abwesenden. L. 1806. Iris, herausgeg. von J. G. Jacobi, Zürich, Orell. 1803. S. 252.

Doch unsichtbar zieht er mit ihr, den Bogen
Zum Schuß gespannt — ein mildrer Genius;
Ihr Leitgestirn bleibt auch durch Sturm und Wogen
Des Gottes Fackel; rein wie Geisterkuß
Umweht sein Hauch ihr kühlend Stirn und Wangen,
Und übersinnlich glüht nun ihr Verlangen.

Auch jene Schatten, die uns treu geleiten,
Wo unser Pfad in Wüsten sich verwebt,
Sind rein, gleich den von Erdenstoff Befreiten,
Sind lauter Geist, an dem kein Staub mehr klebt.
Hier lernt man unsrer Sehnsucht Zweck zu deuten,
Die stets der engen Gegenwart entstrebt;
So lang des Daseins Dämm'rungsstunden währen,
Kann nur Entferntes sich für uns verklären.

Oft, wenn der Trennung Seelenwunden bluten,
Wenn Sorglichkeit und Ahnung uns bedrängt,
Weil nur noch von entflohenen Minuten
Die Gegenwart den dürft'gen Trost empfängt —
Ach! nur ein ungesichertes Vermuten,
Was jetzt das Schicksal über sie verhängt,
Ein Echo, hergeweht aus ihrem Leben,
Kann nur von dem Vergangnen Kunde geben.

Kann Sehnsucht nie der Seelen Kraft erhöhen?
Wenn reines Streben unsern Geist erhebt,
Verkündet oft ein ahnungsvolles Wehen,
Daß ein verwandtes Wesen uns umschwebt.
Auch Amor braucht das Äußre nicht zu sehen,
Ein Bild genügt, das tief im Herzen lebt;
Ein Traum von den Geliebten, kurz und flüchtig,
Ist schönen Seelen immer süß und wichtig.

Aus Morgentau und Blütenkelchen ziehen
Die Bienen ihre zarte, süße Kost;
Auch Sehnsucht hängt am Kelch der Phantasieen
Und saugt aus Thränentau den süßen Trost;

Die Blumen, aus der Geisterwelt entliehen,
Versenget nie des kalten Daseins Frost;
Erinn'rung malt ihr, wie auf klaren Teichen,
Ein hold'res Bild als das, was wir erreichen.

Das Schönste, was hienieden uns erscheinet,
Ist immer noch mit rohem Stoff verwebt.
Ihr, die nach dem, was ewig uns vereinet,
Nach Freundschaft, die unendlich dauert, strebt,
Nach einem Wiederfinden all' der Seinen,
Die man vor uns und einst nach uns begräbt,
Durchdringt die Wolke, die das Grab umdüstert:
Die Edeln bleiben ewig sich verschwistert.

Getrost! es hüllt, wie Duft die niedern Auen,
Auch unser Herz noch oft der Schwermut Flor;
Der Hoffnung Glanz im nassen Auge, schauen
Wir zu des ew'gen Aufgangs Höh' empor;
Hoch über Sternen kennet das Vertrauen
Den Sammelplatz des, was sich hier verlor;
Nichts trennt die Geister — Eine hehre Halle,
Die Welt des Herrn, faßt und umfängt uns alle.

---

52. Bei dem Grabstein einer Wöchnerin.

Sieh, Wandrer, so entkeimt des dunkeln Grabes Nacht
Einst Gottes Samenkorn, versenkt im Erdenthale!
So sprengt den Leichenstein der ew'gen Liebe Macht!
So sprießt einst Gottes Saat und bricht des Sarges Schale!

So steigt die Lilie aus kühler Erde Schoß
Und läßt ihr Knospenblatt, das Leichentuch, entfallen.
Der Engel windet sich vom Grabesschleier los
Und fühlt das Sterbgewand ätherisch ihn umwallen.

65—66: Goethe, Faust I. Tl. 1. Scene:
Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an.

Bei dem Grabstein einer Wöchnerin. Das bekannte Grabmal der Mad. Langhans in Hindelbank bei Bern. Anm. von Salis. Vgl. A. v. Haller, Gedichte. Iris 1804, S. 277.

Auch du, verwelkter Kelch, gebrochnes Menschenherz,
Zerknicktes zartes Rohr, zerquälte Körperhülle,
Einst hebt ihr euch und blüht, wo weder Angst noch Schmerz,
Noch Tod euch mehr erreicht, in ew'ger Himmelsstille.

Die Knospe, schon zerstört, eh' sie sich uns enthüllt,
Der Säugling strebet nicht umsonst mit schwachen Händen;
Auch seines Schicksals Kreis wird endlich einst erfüllt,
Und seines Mondes Ring wird hell sich einst vollenden!

O Wandrer, den das Bild der Auferstehung rührt,
Du dankst dem Künstler, der in diesen Stein es prägte;
Erheb auch deinen Blick — zu dem, dem Preis gebührt,
Daß er die Hoffnung tief in unsre Seele legte!

---

53. Gesang an die Harmonie.

Schöpferin beseelter Töne,
Nachklang, dem Olymp enthallt!
Holde, körperlose Schöne,
Sanfte, geistige Gewalt,
Die das Herz der Erdensöhne
Kühn erhebt und mild umwallt!
Die in innrer Stürme Drange
Labt mit stillender Magie,
Komm mit deinem Sühngesange,
Himmelstochter, Harmonie!

Seufzer, die das Herz erstickte,
Das, mißkannt, sich endlich schloß —
Thränen, die das Aug' zerdrückte,
Das einst viel' umsonst vergoß,
Dankt dir wieder der Entzückte,
Den dein Labequell umfloß.
Der Empfindung zarte Blume,
Die manch frost'ger Blick versengt,
Blüht erquickt im Heiligtume
Einer Brust, die du getränkt.

Gesang an die Harmonie. Iris 1801, S. 209.

Des Vergangnen Traumgebilde,
Amors Morgenphantasien,
Heißt dein Ruf, so still wie milde
Mondesschatten, uns umziehn;
Auf des Lebens Herbstgefilde
Längst verwelkte Veilchen blühn.
Süßer Täuschung Zauberblüte,
Die Erfahrung knickt und rafft,
Weckt im ödesten Gemüte
Deines Wohllauts Schöpfungskraft.

Holder, nun ein süßes Wähnen,
Kehrt das Bild verfloßner Zeit;
Zarter strebt der Liebe Sehnen,
Milder glüht die Innigkeit,
Wenn dein Chor den Trauerscenen
Höhern Trost und Anmut leiht —
Giebt, wo Worte nichts vermögen,
Labsal dem zerstörten Geist;
Der Ergebung stillen Segen,
Wo die Thrän' erschöpfend fleußt

Hefte auf die lichtern Stellen
Unsrer Bahn der Schwermut Blick,
Trag den Geist auf Wohllautswellen
In ein Friedensland zurück;
Solch ein Leben zu erhellen
Braucht man Täuschung und Musik!
Wo der Sturm des Zeitenganges
Meist der Bessern Plan zerreißt,
Träufl' im Balsam des Gesanges
Hoffnung in der Edeln Geist.

Komm, Momente zu verschönen
Dem, der nicht der Zukunft traut;
Schleuß den Blick mit Schlummertönen,
Der zu starr ins Dunkel schaut;
Wie den Säugling beim Entwöhnen
Eines Wiegenliedes Laut,

Lull auch uns in goldne Träume
Einer bessern innern Welt,
Bis ein sanftres Licht die Räume
Unsers Kerkers still erhellt.

Engel! den zum Seelenkranken
Sanftes Mitleid niederträgt;
Der erquickende Gedanken
In der Töne Hülle legt;
Lindernd, statt der Dornenranken,
Seinen Fittig um ihn schlägt:
Dem kein Erdentrost geblieben,
Seiner stummen Schwermut treu,
Lehr ihn weinen, lehr ihn lieben,
Und sein Leben blüht ihm neu.

Gabe, Sterblichen verliehen,
Zart Gefühltes, scheu verhehlt,
Zu vertraun an Melodieen,
Süße Macht, die nie verfehlt
Seel' an Seele hinzuziehen! —
Was beseligt, was uns quält,
Was mit Worten auszudrücken
Keiner Sprache Kraft gelang:
Sehnsucht, Schauer und Entzücken
Zu ergießen im Gesang.

Stimm' aus jenen lichtern Sphären,
Sprach' aus Psyches Vaterland,
Mit des Heimelns süßen Zähren
Hier im fremden Thal erkannt —
Ach! sie fühlt noch ihr Begehren,
Höhern Zonen zugewandt;
Kennt die Sprache mehr als Worte
Und vernimmt der Seelen Ton;
Wähnt sich an des Himmels Pforte,
Der Verbannung Kluft entflohn.

Tön' in leisen Sterbechören
Durch des Todes Nacht uns vor!

Bei des äußern Sinns Zerstören
Weile in des Geistes Ohr!
Die der Erde nicht gehören,
Heb mit Schwanensang empor!
Löse sanft des Lebens Bande,
Mildre Kampf und Agonie,
Und empfang im Seelenlande
Uns, o Seraph-Harmonie!

---

54. Die stillende Mutter.

Wo das Gebüsch geweihte Schatten streut,
Im Rasensitz, von Weiden überhüllet,
Ruht sie im Schmucke holder Weiblichkeit,
Die Mutter, die geheim den Säugling stillet.

Gesenkten Blicks, gleich einer Caritas;
Durch Demut hehr, wie die Gebenedeite;
Sieh, wie sie sich im Wohlthun süß vergaß,
Ganz sich der Pflicht — ein Blütenopfer — weihte.

Sieh, frommen Ernst mit Zärtlichkeit gemischt;
Der Jungfrau Reinheit bei der Gattin Treue;
Des Frohsinns Glanz durch Leiden halb verwischt;
Auf heitrer Stirn der Schmerzen erste Weihe.

Wie sie das Kind an ihren Busen drückt,
Mit holder Sorge zu ihm hingebogen,
Und wonnelächelnd auf den Sprößling blickt,
Den süße Müh' und zarte Angst erzogen.

Gleich einer Knospe, die ihr Dorn verletzt,
Zürnt nimmer sie der Ursach' ihrer Schmerzen;
Der stumme Dank im Blick des Kinds ersetzt
Die herbsten Leiden einem Mutterherzen.

Die stillende Mutter. Iris 1808, S. 183.

Der ersten Freude mattes Morgenlicht,
Das sich auf ihres Kleinen Wangen zeigte,
Verklärt im Wiederschein ihr Angesicht,
Wenn es auch thränenfeucht sich zu ihm neigte;

Wie Philomele rein und leiser lockt,
Den Fittig wärmend um ihr Nest verspreitet,
Wo sie, von Weißdornblüten überflockt,
Der Mutter süßes Wiegenlied begleitet;

Wo häuslich eingekleidet, schlicht und rein,
Wie die geschloßne Lilie verschleiert,
In leiser Dämmerung Verklärungsschein
Sie nach des Hauses treuen Sorgen feiert.

Der Abendstern ergeußt sein mildes Licht
Mit Wohlgefallen durch betaute Zweige;
Doch milder, klarer leuchtet Hesper nicht,
Als jener Blick, der Mutterwürde Zeuge.

Die reine Grazie der Mutterhuld,
Die ernste Schwester jüngrer Charitinnen,
Zart wie die Liebe, fest wie die Geduld,
Treu, wie der heil'gen Flamme Hüterinnen,

Steht, als ihr Engel, schirmend hinter ihr,
Und, von der Unsichtbaren Glanz umleuchtet,
Flieht eitler Wunsch und sinnliche Begier,
Wo fromme Sehnsucht nur ihr Auge feuchtet.

Durch Liebe stark, vermag ein Mutterherz
Den schönen Kranz von ihren Jugendtagen,
Verlächelnd des Verblühens leisen Schmerz,
Auf den Altar der Treue froh zu tragen.

Nicht fragend, ob verdienten Dankes Spur
Im jungen Sinn sich löschte oder bliebe,
Sie spendet wie die gütige Natur;
Ihr Zweck ist Wohlthun, und ihr Wesen Liebe.

Wohl uns, es knüpft des Weltenlenkers Hand,
Wie an den Pappelstamm die Glockenwinden,
Uns an der Mutterliebe zartes Band,
Eh' wir den Sturm des Schicksals noch empfinden.

55. Eignung an meine Gattin.

O du, von der ich seine Züg' entlieh',
Vergönne, daß ich dieses Bild dir weihe,
Kein Schattenbild erregter Phantasie;
Ich sah und malte dich mit strenger Treue.
Dein Sinn, zu edel schön, flieht lauten Ruhm,
Und wehrt dem Gatten Dank und Preisgesänge!

Wo ist der Muttertreue Heiligtum,
Daß ich dies Bild zu seinen Kränzen hänge! —

56. Lied.

Ins stille Land!
Wer leitet uns hinüber?
Schon wölkt sich uns der Abendhimmel trüber,
Und immer trümmervoller wird der Strand.
Wer leitet uns mit sanfter Hand
Hinüber, ach! hinüber
Ins stille Land?

Ins stille Land!
Zu euch, ihr freien Räume
Für die Veredlung! Zarte Morgenträume
Der schönen Seelen! künft'gen Daseins Pfand.
Wer treu des Lebens Kampf bestand,
Trägt seiner Hoffnung Keime
Ins stille Land.

Eignung an meine Gattin: Iris 1808. — Lied: Iris 1805, S. 338.

Ach Land! ach Land!
Für alle Sturmbedrohten
Der mildeste von unsers Schicksals Boten
Winkt uns, die Fackel umgewandt,
Und leitet uns mit sanfter Hand
Ins Land der großen Toten,
Ins stille Land.

---

57. Abschied von der Harfe.

Noch einmal tön, o Harfe,
Die nur Gefühle tönt!
Verhalle zart und leise
Noch jene Schwanenweise,
Die auf der Flut des Lebens
Uns mit der Not versöhnt!

Im Morgenschein des Lebens
Erklangst du rein und hell!
Wer kann den Klang verwahren?
Durch Forschen und Erfahren
Verhallet' und versiegte
Des Liedes reiner Quell.

In spätern Jugendjahren
Hallt es schon zart und bang,
Wie Finkenschlag im Märze;
Mit des Entknospens Schmerze
Erbeben Herz und Saiten
Voll Liebe und Gesang!

Am Sommertag des Lebens
Verstummt das Saitenspiel!
Aus sehnsuchtvoller Seele
Lockt's noch, wie Philomele,
Schon seltner, aber rührend,
Nur Schwermut und Gefühl.

Abschied von der Harfe. 1808: Abschied an die Harfe. Iris 1806, S. 275.

O schlag im dunkeln Busen
Der ernsten Abendzeit!
Will um das öde Leben
Des Schicksals Nacht sich weben,
Dann schlag und wecke Sehnsucht
Nach der Unsterblichkeit!

---

58. An J. G. Salis, den Dichter.

Siehe, die Nachtigall schweigt! Wer singet im Thale nun fürder!
Vögelein singen genug, aber nicht eines wie sie! —
Du auch, Meister des Liedes im Alpengelände, du schweigest!
Viel' zwar singen dir nach, aber nicht einer wie du! —
„Kehrte die Nachtigall doch!“ — so rufen im Thale die Hirten.
„Singe noch, Salis, ein Lied!“ — hallt es im Alpengeländ.

J. R. Wyß, der Jüngere.

---

59. Salis' Antwort auf J. R. Wyß des Jüngern Zuruf.

Mein Saitenspiel hing längst an Weidenzweigen,
Und mein Gemüt verschloß, was ich empfand,
Als deine Muse, mir im Schwesterreigen
Die freundlichste, an ferner Aare Strand
Wohlwollend rügte mein zu tiefes Schweigen,
Und Alpenblumen mir zum Kranze wand;
Dann lockte, wie mit Nachtigallenschlägen
Zum Abendlied den Landmann zu bewegen.

Mein Sommertag schwand bei Gewitterschwüle,
Sein heitres Abendrot ist bald erreicht.
Gleich Philomela sang ich nur Gefühle,
Und mein Gesang hat schon sein Ziel erreicht;
Auch sie verstummt schon vor des Herbstes Kühle. —
Wenn früh sie jungen Sängerchören weicht,

An J. G. Salis, den Dichter. Alpenrosen S. 33, Jahrg. 1815. Da Salis das Gedicht in seine Sammlung aufnahm, ist es hier belassen worden. — Salis' Antwort rc. Alpenrosen S. 305, Jahrg. 1817.

Birgt sie sich gern in stillen Finsternissen,
Wo Menschen sie nicht kränken, noch vermissen.

Es schwebet stets, nach alter Dichtung Sagen,
Um des Vergessens Strom ein Schwanenchor;
Wo auf der Flut ein Name sinkt, den tragen
Sie zu des Nachruhms Tempel sanft empor;
Doch müssen oft die Retter Kämpfe wagen,
Es grinst der Hohn, die Scheelsucht drängt sich vor,
Bis an des Ruhmes Kranz nur Dornen blieben: —
Mein bester Ruhm ist, daß mich Edle lieben.

Ihr edlen Sänger an der Aare Wogen,
Ihr an der Limmat und des Rheines Strand,
Ergreift die Harfen, spannt den goldnen Bogen!
Die Eintracht schling' um euch ihr Bundesband,
Durch milden Sinn stets enger angezogen!
Die Schweizermuse hat ein Vaterland,
Vielleicht, daß beim Erwachen deiner Telle
Ich einst, o Freund, zum Chore mich geselle! —

---

60. Noahs Taube.

Eine Parabel.

Eh' Noah seine Taube sandte,
Das Glaubensland, das unbekannte,
Zu suchen durch das weite Meer,
Versucht' er es mit einem Raben
Von anerkannten Spähergaben;
Doch, dessen Flug sank tief und schwer. —
„Nun, wenn es dem Verstand des alten
Erfahr'nen Forschers nicht gelingt,
Sich in der Höhe zu erhalten,
Wo erst der Blick zum Ziele dringt,
So mag der kühne Falke fliegen!
Sein Auge blicket scharf und hell;

Noahs Taube. Alpenrosen 1818, S. 228.

Er weiß, wie Schein und Ahnung trügen;
Sein Kopf ist der Erkenntnis Quell.“ —
Hoch schwang sich der in engen Kreisen,
Verglich, bezweifelt', dachte frei —
Und kehrte bald, um zu beweisen,
Land hoffen wäre Schwärmerei.
Der Kranich war nun angegangen,
Man hoffte auf sein Ahnungslicht;
Durch Wolken trieb ihn das Verlangen,
Jedoch Gewißheit bracht' er nicht.
Nun stieg die Not, und Thränen flossen,
Der Schwache fing zu zweifeln an;
Da stieg bescheiden, doch entschlossen,
Ein Täubchen auf zur Himmelsbahn.
Es flog, zu retten die Genossen
Von Not und glaubenslosem Wahn;
Es prüft' und forscht' in düstern Tagen,
Und sah dann Land im Morgenrot,
Und jenen stillen Ölbaum ragen,
Der Zweige ew'gen Friedens bot. —
Die fromme Zeugin kehrte wieder,
Empfangen nun mit Jubelgruß,
Und legte still ihr Zweiglein nieder,
Mit Demut an des Altars Fuß.
Der Falke mit verbiss'nem Schnabel,
Von kaltem Wisserstolz gebläht,
Verhöhnt die Botschaft dreist als Fabel,
Der Kranich seufzt, der Rabe schmäht.
Doch Noahs Blick gebeut zu schweigen
Und heißt das fromme Täubchen nah'n:
„Seht, Reine wählt der Herr zu Zeugen,
Und zeigt der Demut seine Bahn!
Wollt ihr das Land des Glaubens schau'n,
So lernt Gehorsam und Vertrau'n!“

61. Gesang an die Melodie.

Melodie! du Laut aus höherm Leben!
Deiner Ätherschwingen reinstes Streben
Würde zum Unendlichen sich heben;
Doch ein Schall, der flüchtige, vertönt,
Hallt kein beßrer Wohllaut uns von innen,
Der, was hier verklang an äußern Sinnen,
Dauernder zum Geistigen verschönt!

Durch des Lebens Kränz' und seine Flittern
Stürmt das Schicksal oft aus Nachtgewittern,
Und die bang' verscheuchten Tön' erzittern,
Wie verwehter Freuden Blütenhauch.
Alles Schöne muß verblüht entschweben;
Die Empfindung flieht, es flieht das Leben,
Und des Wohllauts Strom entrinnet auch.

Soll die Fülle seiner Harmonieen
Leuchtend durch des Lebens Thale ziehen,
Darf die Glut der Rührung nie verglühen,
Die der Geister Sonn' auf ihn ergoß.
Wie vom Engel, der die Wolken teilte,
Spät noch Licht auf jenem Teiche weilte,
Und die Heilungskraft, die ihm entfloß.

Nicht dem Ohre schmeichelnd nur zu kosen, —
Zur Erquickung dem Erquickungslosen,
Flößt das Öl aus deinen Himmelsrosen
Holdes Labsal in des Menschen Herz! —
In der Töne zarten Knospen liegen
Leise Wehmut, rührendes Vergnügen
Und der Sehnsucht wonnevoller Schmerz.

Hellas Tochter! holdeste Aöde!
Dort in Chören sang dir der Tragöde,
Dort beseeltest du der Suada Rede,

Gesang an die Melodie. Alpenrosen 1818, S. 314.

Schwebtest auf der Dichtung reichem Strom;
Schwandest dann, verklärter zu erscheinen,
Stiegst in Hymnen christlicher Gemeinen
Durch des Tempels Dom zum Sternendom!

Heil'ge Andacht, tief und doch erhaben,
Nährtest du des Glaubens Himmelsgaben,
Märtyrer im Todeskampf zu laben,
Lichte Hoffnung, frommes Gottvertrau'n;
Gabst Choral und Psalm die höchsten Weihen,
Und erhellst mit leisen Litaneien
Sterbenden des offnen Grabes Grau'n.

Täuschung wärest du, und bald entflohen,
Was den Mut erhebt, wo Stürme drohen?
Was die Heere stärkt, und die Heroen
Zart zu schonen — kühn zu sterben drang?
Was, wie Spartas Helden, edle Streiter
In die Schlachten führet freudig heiter,
Ihr Gedächtnis feiert im Gesang? —

Woll' auch uns nicht wirkungslos entschwinden;
Immer sollst du offne Herzen finden
Und zu schönen Zwecken sie verbinden,
Die Gemüter stimmen rein und klar!
Und des Vaterlandes edle Söhne,
Seiner sanften Töchter Seelentöne,
Bringen dir ein würdig Opfer dar!

Sanft entström aus weiblich milder Kehle,
Mit Gedanken einer Engelsseele!
Ausdrucksvoller selbst als Philomele
Töne, was ein fühlend Herz erfuhr!
Unsern Busen lindernd zu erweiten,
Sende du, die Seufzer zu begleiten,
Stimmen sanfter Töchter der Natur!

Jedem Sennenhorn auf Tannenhöhen,
Dem bekränzten Kahn auf Alpenseen
Müssen reine Jubel nur entwehen!

Kühner Sinn veredle jedes Lied!
Reine Freiheit höre rein sich grüßen,
Künde weit im Land zu unsern Füßen,
Daß sie nie aus edeln Herzen schied!

Tön aus jeder Brust im Vollergusse,
Und entzieh uns flüchtigem Genusse;
Stärke dann zu heiligem Entschlusse;
Rüste jeden Laut mit Kraft und Geist!
Weih uns, fest das Schicksal zu ertragen,
Und das Höchste für die Pflicht zu wagen,
Und den Aufschwung, der von Staub entreißt!

Einst zerfallen dir des Raumes Schranken;
Ewige, melodische Gedanken
Steigen, wenn des Kerkers Decken sanken,
Aus der Erdentöne Hüll' empor,
Wie des Schwanen Lied, wenn mit Gesange
Er zum Himmel stieg, im Sphärenklange
Schwindend, sich, ein Geisterlaut, verlor.

---

62. Gnome.

Verkannte, klaget nicht, wenn hier die Bosheit siegt,
Erwartet, Edle, nie Gerechtigkeit im Leben!
Das Beste, was im Menschen liegt,
Wird man am schwersten ihm vergeben.

---

63. Auf Dr. J. G. Amsteins Tod.

Ein heller Geist, ein mildes Herz,
Für alles Hohe Sinn, und reines, treues Streben,
Gefühl für fremde Not, für des Verlass'nen Schmerz,
Hat Gott zur Weihe dir, du edler Arzt, gegeben!
Er fristete durch dich so manches Menschenleben,
Ein früher Opfertod zog deines himmelwärts!

Gnome. Alpenrosen 1819. — Auf Dr. J. G. Amsteins Tod. Alpenrosen S. 315. Jahrg. 1819. Mit Dr. J. G. Amstein, der in Walans durch Ansteckung am Typhus starb, war die Familie des Dichters eng befreundet. Vgl. Einleitung.

Zu kühn und oft bestiegst du schon das Rettungsboot;
Ach! diesmal solltest du nicht mehr uns wiederkehren!
Wer eilend naht dem ersten Ruf der Not,
Sieht bald sein Irdisches im Flammenschlund verzehren!
Verklärten Geistern scheint die Glut ein Morgenrot,
Und auf die Asche fließen Zähren.

Bescheidner! nun ist uns vergönnt, dich laut zu ehren,
Daß manches Treugepflegten Dank,
Daß Thränen, wenn dein Sarg schon längst versank,
Dein edles Wirken auch die Welt noch kennen lehren!

Anhang.

Zerstreute und nicht unter die gesammelten Gedichte aufgenommene Gedichte von J. G. v. Salis-Seewis.

---

1. Mailied.

Den 28. Mai 1782.

Ringsum ist alles neu belebt!
Es glänzt das bunte Thal;
Am Hügel, durch die Fichten bebt
Der goldnen Sonne Strahl;
Und lauter Jubel der Natur
Steigt hoch empor von grüner Flur!

Belaubt ist schon der Blütenbaum,
Und dämmernd die Allee;
Und silbern blinkt der Quelle Schaum;
Und golden ruht der See;
Der Lerche Lied, der Wachtel Schlag,
Begrüßt den schönsten Frühlingstag.

Aus vollgeschwollnen Knospen dringt
Manch Blümchen gelb und blau;
Auf roten Pfirsichblüten blinkt,
Wie Perlen, heller Tau,
Und süßer Hyazinthen Duft
Durchwürzt die reine Frühlingsluft.

Anhang. Goedeke sagt in seinem „Grundriß“: „Es ließe sich eine reiche Nachlese geben, da Matthisson nur eine Auswahl der Aufbewahrung wert hielt; Salis selbst legte wenig Gewicht auf seine Gedichte.“ Matthisson hat nur die erste Ausgabe (1793) besorgt, Salis die vielen späteren selbst vermehrt. Die hier gegebene, fast vollständige Nachlese zeigt, daß vom Dichter der Sammlung kaum ein wirklich wertvolles Stück nicht einverleibt wurde. — Mailied. G. 1786, S. 125.

Auf grünem Weizenfelde bebt
Des Äthers Silberglanz;
Um jedes zarte Gräschen schwebt
Ein Mückenheer im Tanz;
Laut plätschern, unterm Erlendach,
Forellen in dem Kieselbach.

Kein leichtes, graues Wölkchen wallt
Im dunklen Himmelblau;
Und Nachtigallenlied durchschallt,
Laut wirbelnd, Busch und Au'!
Ich will hinaus; auf grüner Flur
Mich freu'n der prächtigen Natur!

---

2. Nach einer Krankheit.

(Im Jahre 1783.)

Ich bin so froh, daß ich dich wieder sehe,
Dich, meines Gottes schöne Welt!
Daß wieder ich auf diesem Plätzchen stehe,
Das mehr als alles mir gefällt.

Vor mir die Flur, im Gold der Sonnenstrahlen,
Hier gelb und grün, dort rot und blau;
Des Regenbogens hohe Farben malen
Den Bach, die Wiese, Busch und Au'.

Allüberall ist nichts als reges Leben
Im weiten Reiche der Natur!
Die Mücken, die im lichten Strahle schweben,
Und jedes Gräschen auf der Flur!

Die Lerche, die sich kühn zur Sonne schwinget
Und hoch in Wolken sich verirrt;
Die Nachtigall, die laute Lieder singet;
Die Grille, die im Grase schwirrt —

Nach einer Krankheit. Schweizerisches Museum XIX. Neue schweizerische Blumenlese von J. Bürkli. 1798. S. 41 ff.

Wohl alles zeugt, im fröhlichen Gewimmel:
Es ist ein Gott, der uns die Freuden giebt;
Ein guter Gott — ein Vater ist im Himmel,
Der alle seine Wesen liebt.

Dank, Vater, dir! Es ist auch deine Gabe,
Was heut mein frohes Herz genießt;
Mit Thränen Dank! daß nicht im dunkeln Grabe
Mich itzt der enge Sarg verschließt:

Daß diese Augen, statt itzt zu verwesen,
Ringsum in der Natur, entzückt
Die großen Spuren deiner Güte lesen,
Die du so schön ihr aufgedrückt;

Daß ich, gestärkt, noch wandle auf der schönen,
Mit Lust besä'ten Pilgerbahn.
Des bin ich froh, und danke dir mit Thränen,
So viel, so viel ich danken kann!

Laß, Vater, mich! Noch weil' ich gern hienieden.
Doch giebt mir einst der Tod die Hand —
Ich zittre nicht; froh geh' ich und zufrieden
Zu dir, ins bessre Vaterland!

---

3. Der späte Herbsttag.

Den 16. November 1784.

Wie lächelt im sonnigen Glanze
Heut' alles dem trunkenen Blick!
Kehrt singend, mit Blumen im Kranze,
Schon wieder der Frühling zurück?

Wie lieblich des Apfelbaums Äste
Im gelblichen Schmucke noch stehn:
Im Kirschbaum die säuselnden Weste
Die rötelnden Blätter umwehn!

Der späte Herbsttag. G. 1786, S. 105.

Noch zwitschert, so munter, die Meise,
Noch locken die Finken so hell;
Noch starret das Gras nicht im Eise;
Noch flimmert durch Wiesen der Quell.

Noch gurrt auf dem Dache die Taube;
Noch ziehen die Lerchen nicht fort;
Noch sind, am Geländer der Laube,
Die Ranken nicht alle verdorrt.

Lang müss' euch, ihr bunten Gefilde,
Kein Schnee und kein Nebel umziehn:
Es pflege der Winter euch milde,
Um schöner im Frühling zu blühn!

---

4. An Pfeffel.

Schweigen, Pfeffel! kann ich itzt nicht länger!
Mein Gefühl ergießt sich in Gesang:
Zwar noch schüchtern rührt der junge Sänger
Seine Harfe, bebend, leis' und bang.
Doch, wer liebt die Jünglinge wie du?
Du vergiebst und lächelst Mut mir zu.

Unvergeßlich bleibt mir jene Stunde,
Da ich staunend dir zur Seite saß;
Trunken hing mein Haupt an deinem Munde,
Und in deinen offnen Zügen las
Ich entzückt der reinsten Tugend Glück —
Ach! Warum nicht auch in deinem Blick?

Murren will ich nicht, ich will nicht klagen,
Schmelzt gleich stille Wehmut mein Gefühl:
Hoher Mut ward dir in trüben Tagen —
Und wie herrlich schimmert dir das Ziel!
Himmelsfriede, Heiterkeit und Ruh'
Strömet dir aus deinen Thaten zu.

An Pfeffel. Schweizerisches Museum 1785, Jahrg. II., 4. Quartal, S. 958. Über Salis' Verhältnis zu dem bekannten Dichter Pfeffel vgl. Einleitung. Pfeffel war blind, daher die Frage in V. 12.

Zwar die Erde scheint dir eine Höhle,
Voll von Nacht, durch die kein Schimmer bricht;
Aber ewig glänzt um deine Seele,
Hell und hehr der heitern Weisheit Licht;
Und die Freuden, die du hier entbehrt,
Werden einst dir tausendfach gewährt.

Knaben, die du durch das Pilgerleben
Zu der Tugend Strahlenziel geführt,
Werden zu dir dringen, dich umgeben,
Aus der Palme, die den Sieger ziert,
Einen Kranz dir winden, der dein Haupt
Ewig frisch und unverwelkt umlaubt.

Sieh! des Auferstandnen Aug' entsinket
Einst der dichte Schleier um ihn her:
Neue Erden sieht er blühen; trinket
Aus der neuen Sonne Strahlenmeer —
O! dann senkst du den gestärkten Blick,
Neuverklärter! auch auf mich zurück.

Denk' ich diesem Wonnetag entgegen,
Jünglings-Vater, Sänger, edler Mann!
O dann klopft mein Herz, mit lauten Schlägen,
Und die Zähre rinnet, wie sie rann,
Als ich stumm und bebend an dir hing
Und den letzten Abschiedskuß empfing.

---

5. Fontana.

Preisend soll den Helden mein Gesang erheben!
Vaterland! weih ihm dein Dankgefühl:
Sieh, er weihte dir sein edles Leben;
Starb für dich im wilden Schlachtgewühl!

Fontana. In der Schlacht auf der Malserheide (1499, den 22. Mai) schlugen 8000 Bündtner 15 000 Österreicher in die Flucht. Benedikt Fontana, Oberster und Ritter, that bei dieser Gelegenheit Wunder der Tapferkeit. Tödlich verwundet, hielt er mit der einen Hand die Gedärme, die ihm aus der Wunde hervordrangen, und — stritt noch mutig mit der andern. Seinen Kriegsgefährten rief er zu: „Wacker daran, ihr Bundesgenossen! rettet das Vaterland! Ich bin nur Ein Mann!" So starb dieser zweite

So stehn deine Berge fest in Ungewittern,
Wie Fontana dort im Treffen stand:
Deinen Helden konnte nichts erschüttern;
Niemals bebt ihm weder Herz noch Hand.

Immer tiefer stürzt' er sich ins Kampfgetümmel,
Schritt entgegen heiter der Gefahr;
Opfert sich — ihn stärkte Gott vom Himmel —
Auf der Freiheit heiligem Altar.

Blutig, schwer verwund't, begann er nun zu sinken;
Und noch klirrten Schwerter um ihn her:
Seine Wunde deckt er mit der Linken,
Mit der Rechten hielt er noch den Speer.

„Zaget nicht um Eines Mannes Fall, ihr Brüder!"
Rief er. „Gilt es doch das Vaterland!"
Winkelried sah segnend auf ihn nieder,
Als er's sprach, die Palme in der Hand.

Itzt, da schon sein Geist, frei von des Lebens Mühen,
Strahlend zu der Gottheit Thron entfliegt,
Sieht er noch das Heer der Feinde fliehen;
Sieht es, wie sein kleiner Haufe siegt. —

Rinnen wird ihm der Bewundrung stille Thräne,
Wann, voll Ehrfurcht, ihn die Nachwelt nennt;
Ach! zur Schande jedem seiner Söhne,
Der itzt kaum den großen Namen kennt.

Heilig ist der Ort, der einst dein Blut getrunken!
Heilig uns dein Grab, du edler Mann!
Ist gleich längst dein Hügel eingesunken;
Zeigt ihn nur kein Stein dem Wandrer an!

Winkelried, dessen Name und That von jedem Freund der Freiheit gekannt und verehrt zu werden verdient. Anm. von Salis. Schweiz. Mus. 1785, II. Jahrg. 3. Qu. S. 669. Auch gedruckt in: Schweizerlieder von verschiedenen Verfassern als II. Teil zu Lavaters Schweizerliedern, Zürich bei David Bürkli. 1787. S. 74.

6. Der Spaziergang.

Eine Erzählung.

1785.

Es war im Mai, die Luft war rein;
Doch konnt' ich mich nicht freuen.
Ich nahm den Stab und ging allein,
Die Sorgen zu zerstreuen,
Auf einen Hügel, um zu sehn
Die liebe Sonne untergehn.

Da schlingt ein schmaler Pfad sich hin
Durch Haselbüsch' und Schlehen;
Rechts Rebenberge, frisch und grün,
Links goldne Saaten stehen;
Auch trifft man manchen Nußbaum an,
An dessen Fuß man ruhen kann.

Ein Tannenwald, mit süßem Duft,
Empfängt dich, kömmst du weiter;
Durch grüne Zweige glänzt die Luft
So himmelblau und heiter!
Scheint sonst die Sonne heiß und schwül,
So ist's doch schattig hier und kühl.

Sieh da! vor dir das alte Schloß,
Einst wohnten Ritter drinnen;
Jetzt wachsen Fichten schlank und groß
Hoch auf der Mauer Zinnen.
Im Turme, sonst so stark und fest,
Schwebt itzt die Eule um ihr Nest.

Ihr glaubt vielleicht: ich sollt euch hier
Von Geistern was erzählen;
Allein für diesmal möchtet ihr
In eurer Rechnung fehlen —
Trotz meiner Amme Unterricht
Sah ich doch keine Geister nicht!

Der Spaziergang. Schweiz. Mus. 1785, Jahrg. II., 4. Qu. S. 1150 und Bürkli, Blumenlese, S. 270. — 9. Bürkli, Rebenhügel.

Von Hexen weiß ich auch nicht viel,
Das muß ich frei bekennen;
Nie sah ich sie auf Besenstiel
Und Ofengabel rennen.
Manch' runzlicht triefendes Gesicht
Kannt ich — doch keine Hexe nicht.

Was ich selbst sah, erzähl' ich nur;
Kein Märchen will ich machen;
Ich liebe Wahrheit und Natur:
Mit ihren Alltagssachen
Sind sie mir immer neu und schön,
Daß ich sie nie genug kann sehn.

Schön, rot und golden war der Strahl
Der Sonn' im Untergehen;
Die Aussicht von der Burg ins Thal
War herrlich anzusehen.
Ich setzte mich auf einen Stein
Und blieb da stundenlang allein.

Immer dunkler rings um mich
Schien die Natur zu schweigen;
Am blauen Himmel fingen sich
Die Sterne an zu zeigen;
Vom nächsten Dörfchen schallte schon
Der Abendglocke Feierton.

Im Epheu säuselte der Wind
Längst an des Schlosses Mauer.
Ich mußte weinen wie ein Kind;
Versenkt in tiefe Trauer
Dacht' ich nur Trennung, Tod und Grab —
Und starrt' ins enge Thal hinab.

Still lag es da im Mondenlicht;
Der Fluß glänzt' wie ein Spiegel.
Die Thränen wischt' ich vom Gesicht
Und stieg hinab vom Hügel:
Mir war itzt wohl; mein Busen schwoll,
Von Freud' und süßer Wehmut voll.

49. Man bemerke den trochäischen Anfang dieses Verses!

Getröstet dacht' ich so im Gehn:
Der diesen Mond hieß scheinen,
Der diese Sterne schuf so schön,
Will nicht, daß wir hier weinen.
Dort oben find' ich einst gewiß
Die, die das Schicksal mir entriß.

Und endlich kam ich froh nach Haus,
Ging in mein stilles Zimmer;
Sah lang zum Fenster noch hinaus
Die Flur im Silberschimmer.
Ich freute mich der Erde Pracht
Und schlief erst ein um Mitternacht. —

Nun hiemit endet sich mein Sang,
Doch ahndet mir die Klage:
Solch' Zeug macht uns die Zeit nur lang,
Geschieht auch alle Tage! —
Ihr lieben Leute, es ist wahr:
Hier ist nichts neu, nichts sonderbar.

Doch zieht die Lehre euch daraus:
Wenn euch die Sorgen drücken,
Geht in das weite Feld hinaus;
Trost wird euch da erquicken.
Im Leiden Mut und Labung nur
Gewährt die heilige Natur!

---

7. Schnitter-Gesang.

Ein Schnitter.

Geschärft sind schon die Sicheln;
Die Wagen sind bestellt:
Hinaus! hinaus ins Feld!
Die gelben Ähren zittern
Und winken schon den Schnittern;
Zur Ernte ist es Zeit;
Auf! alles ist bereit!

Schnitter-Gesang. G. 1786, S. 61.

Alle.

Zur Ernte ist es Zeit;
Wir alle sind bereit!

Ein Mädchen.

Die jungen Binderinnen
Sind froh und wohlgemut;
Sie schmücken ihren Hut
Mit einer Blumenkrone
Von purpurrotem Mohne;
Und suchen Tremsen aus
Zum blauen Schnitterstrauß;

Alle.

Und suchen Tremsen aus
Zum blauen Schnitterstrauß.

Ein Schnitter.

Frisch auf! und seid nicht müßig!
Heuschreck' und Heimchen schwirrt;
Die blanke Sense klirrt;
Die krummen Sicheln blinken;
Die schwanken Halmen sinken:
Das weite Feld entlang
Erschallt der Mädchen Sang.

Alle.

Das weite Feld entlang
Erschallt der Mädchen Sang!

Ein Mädchen.

Spät, wenn des Abends Schimmer,
Die Stoppeln rötlich malt;
Der Mond uns, silbern, strahlt;
Wann auf dem hohen Wagen
Die goldnen Garben ragen;
Dann eilen wir nach Haus
Zum lauten Ernteschmaus.

15. Tremsen, Cyanen. Anm. von Salis.

Alle.

Dann eilen wir nach Haus
Zum lauten Ernteschmaus!

Ein Schnitter.

Auf unserm Tische blinken
Die Kannen, voll von Wein,
Und Liebchen schenkt uns ein;
Wir scherzen dann und singen,
Wir tanzen dann und springen,
Die Geigen tönen laut,
Bis daß der Morgen graut.

Alle.

Die Geigen tönen laut,
Bis daß der Morgen graut!

---

8. Tändelei.

Ich ward zum Turteltäubchen
Im allerschönsten Traum;
Und saß bei meinem Weibchen,
Auf einem grünen Baum:
Zwar Liebchen that sehr spröde
Und schien vor mir zu fliehn;
Doch ich war nicht so blöde,
Als ich sonst, wachend, bin.

Ich gurrte meine Klagen
Und trippelt' um sie her;
Sie nickt' und schien zu sagen:
Begehre nur noch mehr!
Wir flogen girrend beide
Aufs nächste Halmendach:
Sie duckte sich: — O Freude!
Und ich — schnell ward ich wach.

Tändelei. G. 1786, S. 171.

9. Lied.

Ich saß im dunkeln Buchenhain
Bei ihr auf weichem Moos,
Im trüben blassen Mondenschein,
Gelehnt auf ihren Schoß.
Ich spielte mit dem blauen Band
An ihrer weißen Brust;
Und bebte, bei dem Druck der Hand,
Im Schauer süßer Lust.

Ich hört' und sah nur sie allein;
Nicht Nachtigallgesang,
Nicht Abendrot, nicht Mondenschein,
Mir schlug das Herz so bang.
Fest hing mein Blick an ihrem Blick,
Mein Mund an ihrem Mund:
Nur unser Engel sah das Glück
Und segnete den Bund.

10. Auf einen Heuchler.

Du betest, aber nur zum Schein;
O frommer Mann, wir bitten dich recht sehr:
Eh' du ein Heiliger willst sein,
Sei erst kein Schurke mehr.

11. Gott in der Natur.

1786.

Wer gab mir, was ich hab' und bin?
Wer schuf die weite Erde?
Wer pflanzte Felsenberge hin?
Wer sprach zum Himmel: Werde!
Wem strahlt so flammend, groß und hehr
Der hohen Sonne Feuermeer?

Lied. V. 1786 S. 127. — Auf einen Heuchler. G. 1786, S. 168. — Gott in der Natur. Neue schweizerische Blumenlese von J. Bürkli. I. T. St. Gallen 1798. S. 233.

Wem brausen mit so starker Macht
Des Waldstroms Silberwellen?
Wer läßt den Blitz, die Wetternacht
Der fahlen Wolken hellen?
O sagt mir: Wessen Boten sind
Der Donner, der Gewitterwind?

Er ist's! Er ist es, dessen Hand
Die Abendröte malet!
Er hat den Bogen ausgespannt,
Der siebenfarbig strahlet.
Er tränkt mit Regen und mit Tau
Die ausgedörrte Halmenau.

Er hüllt die Saat in wallend Gold,
Er schwellt die vollen Garben.
Er schmückt den Frühling bunt und hold
Mit glänzendlichten Farben.
Er läßt im Frühling frisches Grün
Die Haine und den Wald umziehn.

Es reift die Frucht auf sein Gebot
Am schwerbeladnen Baume;
Er färbt die süßen Kirschen rot,
Violenblau die Pflaume.
Den Apfel schuf er voll und rund,
Die Birne saftig für den Mund.

Er streute, wie ein Säemann
Ins Furchenfeld die Körner,
Die Sterne aus auf ihre Bahn;
Des Mondes Silberhörner
Hing er leichtschwebend, wie ein Kahn,
An das Gewölk des Himmels an.

Die ganze heilige Natur
Ist seiner Allmacht Zeuge;
Anbeten, staunen kann ich nur —
Ich sinke hin und schweige.
Tief, tief im Staube bin ich hier
Du Großer, Gütiger, vor dir!

12. Unsre Freuden.

Träume sind des Lebens beste Freuden,
Täuschung nur und eitler Flitterschein!
Drum so will ich mich am Wahne weiden,
Weder klügeln noch zu weise sein.

Keuscher Liebe heilige Gefühle
Und der Freundschaft festes Seelenband
Sind des Pilgers Trost in dem Gewühle
Auf der Wallfahrt in sein Vaterland.

Sind es Träume: O so laßt mich träumen,
Bis im Tode sich mein Auge schließt.
Dort erwach' ich, wo bei Lebensbäumen
Ungetrübt der Quell der Freuden fließt.

---

13. Bergreiselied.

Auf mutig! Die Höh' ist erstiegen:
Ihr Freunde, wo bleibt ihr zurück?
Wie herrlich die Thäler dort liegen!
Tief unten verliert sich mein Blick.
Ich atme die süßesten Düfte,
Schon wallet viel leichter mein Blut;
Schon trink' ich ätherische Lüfte,
Und jauchze, und schwinge den Hut!

Dort setzen die Hirten zu Mahle
Auf moosichte Steine uns hin
Voll lieblicher Milch eine Schale;
Ein Körbchen, mit Früchten darin.
Kommt, laßt uns zusammen itzt leeren
Den schäumenden vollen Pokal,
Und schallen, der Freiheit zu Ehren,
Gesänge hinab in das Thal.

Unsre Freuden. V. 1787, S. 17. — Bergreiselied. Schweiz. Mus. Tom. VI und 1787 in den Schweizerliedern. Lavaters Schweizerl. II. T.

Hier sprudeln aus Felsen die Quellen
Hinunter zum bläulichen See;
Dort weiden, beim Klange der Schellen,
Die Rinder im blumichten Klee.
Ich seh' auf die schroffeste Spitze
Die schüchternen Gemsen entfliehn;
Tief unter mir zucken die Blitze
Und schweben die Wolken dahin.

Wann Sterne am Himmel schon flimmern,
Und Dämmerung sinket ins Thal,
Und rosig die Gletscher noch schimmern
Im letzten ersterbenden Strahl;
Dann wallen wir fröhlich und munter,
Mit Reisern von Tannen geschmückt,
Ins stillere Dörfchen hinunter,
Wo süßere Ruh' uns erquickt.

---

14. An die Feinde der Schweizerlieder.

Roh klingt nur dem verwöhnten Ohr
Des Schweizerliedes Ton. —
Du Weichling! sing Tyrannen vor,
Und Knechtschaft sei dein Lohn!

Ersing durch feile Schmeichelei
Dir Stern und Ordensband. —
Sei Sklave du — wir bleiben frei,
Getreu dem Vaterland.

Hoch singen kühn wir dem Tyrann:
Fluch — jedem Freiheitsfeind,
Und Segen jedem Biedermann
Und jedem Menschenfreund.

An die Feinde der Schweizerlieder. Schweizerlieder von verschiedenen Verfassern, als II. T. zu Lavaters Schweizerliedern 1787, Zürich, Bürkli. Das Gedicht ist J. G. v. — S. gezeichnet, die Autorschaft von Salis scheint mir nicht unbedingt sicher.

Dir, edle Freiheit, Eintracht dir
Erschalle der Gesang;
Das Lob der Väter singen wir
Bei voller Becher Klang.

Der Jüngling hört's — kann nicht mehr ruhn,
Ihm glüht die Stirn, er schwört
Bei ihrer Asche: Thaten thun
Will ich, die ihrer wert;

Und der Gedanke giebt ihm Mut,
Macht seine Seele groß; —
Noch fließt in meinen Adern Blut,
Das einst für Freiheit floß.

Heil! sei dem Mann, der Freiheit ehrt,
Durch Thaten und Gedicht.
Er ist der edeln Freiheit wert,
Ihn lohnt kein König nicht.

Hoch, in der Freiheit Tempel glänzt
Des Sängers Name hoch,
Sein Haupt mit Eichenlaub bekränzt,
Ehrt ihn die Nachwelt noch

---

15. An die Einsamkeit.

Einsamkeit, sanfter Trauer Labsal! Amme
Jedes tiefen Gefühls! In deinem Schoße
Ruh' ich, wie in buschiger Bucht der stille
Friedliche Nachen.

Hier, wo der schaumumwölkte Bach vom Felsen
Schmilzt, dann perlend zersprizt und Kühlung dampfet,
Daß die Weidenstauden umher im Taustaub
Schwankend erschauern,

An die Einsamkeit. G. 1788.

Hier will ich weilen! Hier ist's traut und heimlich;
Friede sänftigt des vollen Busens Wallung;
Jede Sorg' entschlummert zu süßen Träumen;
Hier will ich weilen!

Aber was schimmert durch die regen Blätter?
Ist's ein Schleier? — Sie ist's! Ich folg', ich folge!
Zürne mir nicht, Einsamkeit, du Vertraute!
Kannst uns begleiten!

---

16. Während einer Predigt.

Das heißt gepredigt, meiner Treu!
Kein Mensch bleibt ungerührt dabei;
Und jedes Auge schwimmt in Thränen
Vom — — — Gähnen.

---

17. An einen Dilettanten.

Für mein Vergnügen schreib' ich nur,
Sagst du, und niemand straft dich Lügen.
Denn keine Seele glaubte noch,
Du schriebest andern zum Vergnügen.

---

18. Die Rose.

Weiß war die Rose zuerst. Die Mädchen und Jünglinge priesen
Ihren reinen Glanz, ihren unschuldigen Schmuck.
Schnell umfloß sie die steigende Röte bescheidenen Schämens,
Und sie glühet zeither reizender noch als zuvor.

Während einer Predigt. G. 1788, S. 31. — An einen Dilettanten. G. 1788, S. 33.

19. Der Strauß.

Silberglocken des Mais, ihr rötlich bekelchten Narzissen,
Hyazinthen voll Ruchs, farbiger duftender Strauß!
Sage nur, blähst du dich so an ihrem wallenden Busen,
Weil du zu schmücken sie wähnst — oder weil sie dich verschönt?

20. An Amor.

Wirf sie weg, o Amor! die Pfeile, den goldenen Bogen,
Und die Fackel, die sonst Herzen entzündet und schmelzt.
Sieh, ihr Aug' ist voll Feuer; die wölbenden Braunen sind Bogen,
Und ihr schimmernder Blick sprühet der Pfeile genug.

21. Tells Bogen.

Ich bin der Bogen Tells, des sicher treffenden Schützen.
Väter! nur säuselnden Flugs raubt' ich den Apfel des Sohns.
Straffer spannt' ich die Sehne; wie Blitze Gottes, ihr Freien!
Schnellt' ich den treffenden Pfeil tief dem Tyrannen ins Herz.

22. Auf das Denkmal, welches der Abt Raynal den drei Stiftern des Schweizerischen Bundes errichten ließ.

Als am Helvetischen See den Zeugen des heiligen Eidschwurs,
Auf des Franzosen Geheiß, sich ein Denkmal erhub,
Zürneten Staufach und Fürst: „Was soll das eitle Gepränge?
Jedes Schweizers Brust ist uns ein Mal und Altar!"

23. Die Eiche des Bundes der Rhetier.

Eiche des Bundes der Freiheit! dich splittern nicht zündende Blitze,
Und kein schneidendes Beil droht dir Verheerung und Fall.
Aber, wer schützet die Wurzel vor heimlich verderbender Fäulnis?
Ach! das gefährlichste Gift ist, das im Innern schleicht.

Der Strauß und An Amor auch Bürkli, Blumenlese S. 297. u. 315. Ebenda S. 338 Tells Bogen. — Die Eiche des Bundes der Rhetier. Man zeigt noch

24. Über Heß, den gestorbenen Maler der Alpen.

Wandrer! Erklimme sie nicht mehr, die Alpenhöhen — sie sind, ach!
Blutig von Frevlern entehrt, über mit Schande bedeckt:
Wandrer! Besuche nicht mehr die Alpenthale, — wo vormals
Schallete Friedensgejauchz, tönte des Hirten Schalmei,
Und der Herde Geklingel, und frommer Liebe Gesänge:
Heulet itzt Hunger und Schmerz; ächzt nur das Elend verwaist.
Unglückselige Schweiz! Dich konnte dein Genius nicht mehr
Retten, wie stark er dich liebt', weil das Verhängnis es wehrt.
Aber er wollte dich doch im Bild noch erhalten, Geliebte!
Und er begeisterte Heß: Siehe, da ward es, das Bild.
Hessens beseeleter Hand entströmten die hehren Gestalten,
Wie in das Aug' sie gestrahlt, treu, wie das Herz sie gefühlt,
Als das eidesgenössische Land in seinen Reizen noch blühte,
Als es noch unentweiht, würdig den Wandrer entzückt!
Denn des Bildenden Seele verdüsterte nichts von der schwarzen
Ahnung der Trübsal, die bald über Helvetien kam.
Wenn aus zerrißnem Gewölk er die Alpenhügel beglänzte,
Wallete wonniglich warm schlagend die biedere Brust,
Und da sah er Gesichte von paradiesischen Tagen,
Daß seines Blickes Flamm' alle Farben verklärt! —
Fremdling! in Hessens Gemälden durchwandre die Höhen und Thale,
Willst du das Schweizerland sehn, wie es noch Schweizerland war.
Und dann weine dem Bildner die Thräne der dankenden Sehnsucht;
Siehe! der Frühling bekränzt ihn nicht — bekleidet sein Grab.
Ach! Ihm schwanden die hohen Gebilde der täuschenden Hoffnung,
Und er bebte zu sehn, Schweiz, deine Schande, dein Weh,
Was der Verrat erzeugt, was mordende Raubsucht geboren; —
Sah aus der Alpenburg noch zitternde Unschuld verjagt; —
Und da wurd' es dunkel der Seele des fühlenden Künstlers,
Daß ihm der Pinsel entfiel, — brach das erschrockene Herz!

---

die Eiche, wo durch eine feierliche Verbindung der erste Grund zur Freiheit der Republik Graubünden geleget worden. Anm. von Salis. Nr. 17—23 in: Allgemeine Blumenlese der Deutschen, 6 T. Zürich, Orelli 1788. Bürkli, Blumenlese, S. 333. Ebenda S. 305 „Die Eiche" 2c.

Über Heß: Ein Sammelband der Aarauer Kantonsbibliothek (Miszellen, Q. 291) enthält dies Gedicht mit folgender Signatur und handschriftlichen Überschrift „Nr. 180 Δ—26 XIX f." und mit der ebenfalls handschriftlichen Bemerkung: „Diese Blätter mußten aus allen Exemplaren ausgeschnitten werden." Das Gedicht ist J. G. S.-S. gezeichnet, vom 26. Aprill 1800" datirt, aber die ausgesprochen antifranzösischen Gesinnungen machen die Urheberschaft Salis' trotz seiner sonstigen Beziehungen zu Heß mindestens verdächtig.

25. Auf Ulysses von Salis Grab.

Wandrer! Segne die Ruhe des lange geplagten Ulysses,
Die er, vom Vaterland fern, Flüchtling und Pilger hier fand.
Umgetrieben in Stürmen, von Klippe zu Klippe geworfen,
Litt er unendliche Pein von der Cyklopen Gewalt.
Mehr als das Leben war ihm sein Ithaka teuer, es zog ihn
Keines Alkinoos Pracht weg von dem felsichten Land.
Aber ein böser Dämon stieß ihn aus der Heimat, er lockt ihn
Nahe dann wieder herbei, daß er es rauchen dort sah, —
Nicht von dem friedlichen Herde; — ach — von zerstörenden Flammen! —
Und unaussprechlicher Gram quälte sein sehnendes Herz.
Ausgewandert kam er hierher, da legt er sich müde,
Streckte dem kommenden Tod lächelnd den sinkenden Arm;
Sprach dann: Führ mich ins stille Land, dort harret ja meine
Penelopea schon lang' meiner, elysisch verjüngt.

---

26. Am Quell vom Pfeffers.

1807.

Sieh! hier aus Klüften groß und wild
Entströmt ein Quell voll Kraft, doch wild,
Erst schwer erforscht, doch hell;
Nicht allzu warm, nicht widrig lau,
Im Wohlthun unermüdlich; schau!
Und lern's vom edlen Quell!

---

27. Blume auf Guidos Grab.

Ruh sanft, mit Erde leicht bedeckt,
Ruh sanft, du guter Knabe!
Gott, dessen Hand die weiße Rose weckt,
Weckt einst dich aus dem Grabe.

Auf Ulysses von Salis Grab. „Denkmal der kindlichen Ehrfurcht und Liebe, Herrn Ulysses von Salis Marschlins, dem älteren, errichtet von seinen verwaisten Töchtern: U. P. A. v. S. M. Zür. 1801. S. 43." J. G. S.-S. gezeichnet. Die Hinweisung („ins stille Land") auf Salis' „Lied" widerspricht seiner sonstigen Bescheidenheit. — Am Quell vom Pfeffers. Morgenblatt 1809, Oktober Nr. 236, S. 944. — Blume auf Guidos Grab. Morgenblatt 1815, Nr. 197. „Aus dem bald erscheinenden Almanach poetischer Spiele für das Jahr 1816, herausgegeben von Fr. Haug".

Die Schaufel dort, in lockern Sand
Gesteckt von Totengräbers Hand,
Dein Totenkranz, der Liebe letzte Gabe,
Sind nicht dein Ziel — nur Ziel von deiner Flucht;
Erreicht hast du beim Morgenrot die Bucht,
Die mancher bang im Abendsturm erst sucht. —
Ruh sanft, du guter Knabe!

---

28. Abschied an David Heß.

Im Haag, den 19. Jenner 1790.

Freund! der bei des Busches Eichen
Lieber denkt, vom Mond erhellt,
Als sich zu den flitterreichen
Eiteln Höflingspuppen stellt;
Der das Bild geharnschter, braver
Schweizerhelden höher hält,
Als der heutigen Bataver
Panzerhelden auf dem Geld.

Stunden, deiner würdig, warten
Dein, auf Zürichs heitrer Flur;
Ihre Auen sind ein Garten
Für den Liebling der Natur.
Und das bist du! — Hochgefühle
Gab sie dir und Dichtungskraft;
Lehrte dich beim Saitenspiele
Töne sanfter Leidenschaft.

Abschied von David Heß. Alpenrosen 1826, S. 275 und: Neue schweizerische Blumenlese von Bürkli I. Tl. St. Gallen 1798, S. 72 ff. — 16. Bei Bürkli folgende Strophe:

Bilder voll von Geist und Leben
Quillen auch aus deinem Stift,
Den die Thoren selbst erheben,
Arglos — da sein Spott sie trifft,
Lieber mir, wenn er mir düster,
Hellt der Toten Ruhestatt;*)
Ihrer Linden Laubgeflüster
Ahnden läßt auf stillem Blatt.

*) Eine von Heß verfertigte Zeichnung einer Grabstätte. Anmerkung von Salis.

Aber sieh! Begeist'rung waltet!
Malt mir neue Bilder vor.
Sieh! Ein Mädchen, schlank gestaltet,
Schimmert durch des Schleiers Flor,
Eilet sanft, mit holder Scheue,
Auf den besten Jüngling zu,
Lohnt ihm Tugenden durch Treue;
Und der Jüngling — Freund! bist du

O! was wirst du dann empfinden,
Tönt bei Nacht, im Schattengang,
In den hohen Limmatlinden
Einer Nachtigall Gesang.
Liebe, die den Winterwiesen
Und der Heide Blumen leiht,
Leiht auf Erden Paradiesen
Schon des Himmels Seligkeit.

Wonne wird dein Herz erheben,
Wandelst du im Erlenthal,
Oder bei des Hügels Reben
In der Sonne Scheidestrahl. —
Wann auf Schneegebirgen milder
Rosenfarbner Schimmer ruht;
Dunkler, purpurn, ihre Bilder
Strahlen in des Sees Flut.

Wo des Nebels matter Flügel
Nicht auf flache Sümpfe sinkt,
Und am grünen Tannenhügel
Klarer Quellen Füll' entspringt,
Wo in deines Gartens Linden
Reine, heitre Lüfte wehn,
Werd' ich, Bester! einst dich finden:
Lebe wohl! — Auf Wiedersehn!

---

17 ff. Bürkli: Die Zukunft haltet
Mir auch andre Bilder vor.

29. An Friederich von La Motte Fouqué.

Zwei Sonette.

1.

Ich saß in meiner heimatlichen Laube,
Da sank aus Lichtgewölk ein Blatt herab,
Gleich zarten Blüten auf ein einsam Grab;
Bracht' es ein Adler, oder eine Taube?

Ein Täubchen war es, rein vom Erdenstaube,
Das freundlich nahend mir die Kunde gab:
Ein Blatt zum Kranz an deinem Pilgerstab
Weiht dir ein Sänger, reich an Geist und Glaube.

Im Waffenfeld, als Heldenjüngling schon,
Traf einst dein Lied, nur dem Gemüt entquollen,
Entsprechend seiner Seele reinem Ton.

Wär' auch dein Laut im Wind der Zeit verschollen,
Du trugst aus edler Hand den Preis davon:
Mein Sender liebt dein Glauben und dein Wollen.

2.

Du reines Täubchen, kehre treu nun wieder,
Und überschwebe fernhin Land und Flut!
Begrüße mir den Meister süßer Lieder,
So kindlich fromm, so geistig klar und gut!

Dort lasse dich auf seine Harfe nieder,
Die bei dem Schwert zu seiner Seite ruht!
Sag ihm: es ehrt der Schweizer fest und bieder
Den Freiheitssinn vereint mit Rittermut!

Zum Lorbeer, den die Muse dir gewunden
In reicher Dichtung goldnem Zauberglanz,
Fügt gern dein Freund den Alpenblumenkranz!

An Friederich von La Motte Fouqué. Siehe dessen Gedicht in den Alpenrosen 1824, S. 303. Alpenrosen 1828, S. 270.

Doch, was dein Herz in höchster Weihe Stunden
Vom Heiligsten, dem Göttlichsten empfunden,
Gewann dir, Edler! seine Seele ganz.

---

30. An J. H. von Wessenberg.

Sonett.

Sei unser Fenelon, so weise, mild und gut!
Wer sich im Meinungskampf der Wahrheit treu bewährte,
Wer sich durch hellen Geist und edle Thaten ehrte,
Hat blöden Unbill zu ertragen Kraft und Mut.

Ihm ward ein Name, der im Schutz der Nachwelt ruht.
Mißkenne seinen Wert, wer sich vom Lichte kehrte.
Es steigt, wenn Zuggewölk im Westen sich verklärte,
Nur heller Hesperus aus sturmbewegter Flut.

O leuchte ferner vor im Guten und im Schönen!
Lehr Eifrer Christussinn, und Priester duldsam sein.
Dring mit der Wahrheit Licht bis zu den Fürsten Söhnen,

Und weih des Volkes Herz zur reinsten Liebe ein!
Dann laß uns öfter noch die frommen Laute tönen,
Der bessern Menschheit zum harmonischen Verein!

---

31. Erwiderung an Jakob Schnerr, auf ein Gedicht desselben.

Wie Ossian aus Selmas Felsenhallen
Sah manches Wölkchen ich vorübergleiten;
Auch lichtere besuchten mich zu Zeiten,
Um flüchtig stumm im Blauen zu verwallen.

An J. H. von Wessenberg. Alpenrosen 1828, S. 345. — Erwiderung an Jakob Schnerr ꝛc. Alpenrosen 1830, S. 360.

Doch tönte Wohllaut, wie von Harfensaiten;
Wie leises Echo ferner Nachtigallen,
Vernimmt der Greis mit heiterm Wohlgefallen
Den Freundesgruß, den ihm die Geister weihten.

Als zart verhüllt im Silberwölkchen=Schleier
Jüngst deine Muse freundlich mich besucht,
Erhob mein Herz sich freudiger und freier.

O hemme, rief ich, Wölkchen, deine Flucht;
In dieses Alpenthales öder Bucht
Ehrt deinen Sender man in stiller Feier!

Wortregister.

Im vorliegenden Verzeichnis verweist die erste Zahl auf die Seite, die zweite auf die Zeile oder den Vers.

Albrecht v. Haller.

A.

abbrechen 7, 23.
abfolgen 175, 37.
Abhängigkeit an 164, 19.
Abhang 104, 202.
ablösen mit (erg. sich) 117, 60.
abmahlen (f. schildern) 25, 277.
f. abmalen 161, 1.
Abscheid 22, 174.
Absterben 115, Nr. 19.
Abtritt 77, 45.
ändern (intrans.) 100, 72.
ängstig für 116, 30.
albre (plur.) 46, 375.
Ambradampf 3, 15.
anderst 43, 292.
angebornes Land 131, 103.
Angelstern 184, 8.
Anger 109, 5.
angestorben (f. ererbt) 32, 472.
angestreckt 131, 110.
annahend 113, 8.
anrühmen jem. etw. 194, 6.
f. anschminken mit etw. 14, 237.
Anschüsse 30, 7. Z. v. u.
Atlasgrau 3, 16.
Auferziehung 173, 23.
aufgebrachte Waffen 9, 97.
aufrücken jem. etw. 133, Anm.
auffetzen 160, 40.
Augenbraunen 165, 39.
Aurorens (gen.) 8, 39.
ausgebraucht 104, 212.
ausgekerbet 29, 385.
Ausguß 89, 75.
auskiesen 123, 66.
Auslauf 100, 72.
f. ausnehmen (f. auszeichnen) 196, 35.
Aussichten (f. Ansichten) 28, 2. Z. v. u.
auswähren 112, 93.
auswärtig 24, 2. Z. v. u.
auswinden (f. entwinden) 19, 90.
auszieren 108, 70.

B.

die Bach 29, 386.
balsamen 21, 140.
beblühmt werden 18, 50.
bebrüten 32, 457.
Bedacht 99, 42.
befahren 63, 91.
befeuren 21, 159.
befliß 173, 5.
Begehen 196, 20.
begierig 165, 6.
Begleit 165, 18.
behalten f. enthalten 174, 18.
beliebt 5, 1.
bemühte Gute 141, 48.
bemühtes (f. mühvoll) 107, 51.
beräuschen 93, 40.
f. bereiten zu etw. 168, 7.
bergicht 168, 37.
berüken 24, 231.
f. beschämen 137, 1, 7.
beschämtes Angesicht 193, 22.
besetzen 18, 64.
das Betrübnis 118, 89.
beugen 100, 82.
bevor (=voraus) haben 17, 5.
*blendte (f. blendete) 42, 252.
f. bloßsetzen (f. stellen) 8, 2. Z. v. u.
Böken (gen. plur.) 24, 225.
Böswicht 76, 20.
bog sich 117, 74.
Bonzier 51, 120.
Bort 35, 38.
brach 17, 15.
Brachmann 52, 165.
brauner Süd 98, 211.
Brünnen 23, 213.
ein Brunn 30, 403.
Brunst 25, 266.

D.

dann (f. denn) 7, 6.
dargeben 48, 48.
dauchte 158, 25.
daurte 57, 303.
denken auf etw. 5, 12.
Dichterei 162, 24.
dieweil 168, 19.
Docken-Werk 82, 54.
Dresche 48, 30.
dreut 134, 39.
durchstrahlen 27, 320.
durchstriemt 23, 207.

E.

ebensowohl — als wohl 167, 24 f.
einberichten 170, 31.
eindrücken (f. einprägen) 158, 37.
e. Einfall thun 165, 16.
e. einger 101, 102.
eingeteilter Witz 97, 195.
einzählen 123, 67.
einzler 94, 96.
Eisensalz 30, 406.
eitel (f. lauter) 102, 158.
ekeln nach etw. 21, 143.
ekle Brust 129, 26.
der Elementen (gen. plur.) 17, 30.
f. endigen 171, 8.
enge Zeit 162, 41.
entbaucht 54, 224.
f. entblöden 186, 36.
entladen 130, 49.
entwehnen 114, 22.
erboren 100, 68.
der Erden (gen.) 35, 36.
Erfahrenheit 168, 5.
ergraben 102, 135.

erhalten (f. erlangen) 194, 30.
erhoben über 166, 3.
erkennen jem. f. etw. 195, 11.
das Erkenntnis 36, 75.
erliegen von 131, 93.
erpflügen 97, 200.
errint 18, 42.
erschiffen 103, 135.
ersiegt (f. erobert) 25, 277.
Erstaunung 181, 33.
Erstgeburt d. Jahren 17, 11.
ertrocknen 78, 88.
erweichend 162, 37.
erweisen 86, 15. Z. v. o.
Erzt 31, 426.
etwas c. gen. 113, 12.

F.

fäulen (transit.) 96, 177.
Fäulung 104, 211.
das Fahn' 66, 34.
falb 17, 15.
fassen (Kräfte) 116, 27.
feiern jem. (f. anbeten) 40, 200.
etw. feilschen 19, 71.
Feldmann (f. Landmann) 4, 17.
Felsen-Kind 23, 223.
von fernen 7, 28.
fest an 117, 73.
Feuerröhre 169, 12.
Flammenstrom 101, 115.
flüchtigs 88, 60.
fodern 10, 105.
förchten 20, 119.
Folger (f. Begleitung) 169, 25. 191, 14.
Folterbett (d. Liebe) 101, 119.
Forcht 20, 123.
die Fräulein 173, 22.
das Frauenzimmer 171, 21.
Freibrief (c. gen.) 119, 19.
fremd 77, 28.
frisch (f. neu) 26, 306.
frisset 41, 220.
fünde (f. fände) 109, 8.
für st. vor 137, I, 11.
fürgehn 8, 45.
fund 99, 29.
Furcht einer Sache 134, 22.

G.

gäh 27, 344.
Gähzorn 59, 14.
Gartenbetter 40, 195.
Gebäu 96, 165.
gebieret 115, 17.
Geblüm 23, 204.
Geblüte 108, 61.
gebogen 149, 7.
Gebräuse 30, 403.
gebrochen etw. sehen 132, 124.
gedrehet 4, 29.
gefirnißt 28, 369.
Gegenwärtigkeit 110, 34.
gegrämet 131, 92.
geharnscht 7, 29.
geheimder (Rat) 125, Nr. 22.
geil 21, 160.
Geisterorden 98, 5.
gekennt 37, 88.
gekünstelt Saur (f. Mineralwasser) 23, 214.
Gelände 26, 310.
gelegen zur Jagd 184, 16.
Gelehrtheit 19, 71.
Geleit 21, 149.
gemach 116, 51.
gemein (f. allgemein) 124, 92.
gemein (f. gemeinsam) 76, 10. Z. v. o.
gemeiniglich 158, 18.
ein Gemsch 24, 227.
genießen (c. gen.) 159, 6.
genung 18, 42.
geschmelzt 4, 30.
geschwängert 22, 183.
Geschwärm 83, 76.
gesellschaftlich 162, 26.
gesetzte Ruhe 17, 9.
gesteifft 29, 388.
gestrupft 52, 171.
getrannt 57, 297.
gewirbig 79, 112.
etw. gewöhnen (f. gewohnt werden) 118, 113.
Gewölber (plur.) 40, 167.
Gifft-geschwollen 31, 454.
gläubt 131, 81.
Gleichsinn 63, 89.
glückhaftig 173, Anm.
gnug 91, 153.
grausenvoll 109, 7.
in Grauß treten 18, 38.
d. Grund z. etw. werfen 10, 107.
gülden 7, 7.

H.

häufig 171, 2.
Haft (e. Insekt) 132, 142.
halten etw. zu (st. für) etw. 103, 168.
Hamen 31, 432.
Handelschaft 10, 104.
Handlung (f. Handel) 126, 28.
Hausgesinde 184, 27.
heken 25, 283.
s. henken 129, 10.
Heyrath-Schluß 21, 132.
s. hinschleichen 134, 10.
hinter 112, 115.
Hinterhut 169, 17.
Hirner 77, 54.
hochbetraut 125, Nr. 22.
hoffete 166, 9.
hoh f. hoch 99, 29.
hold mit 103, 169.
homer'sche 12, 181.
Hünden (gen. plur.) 24, 229.
Hütern (gen. plur.) 21, 141.
Hufft 19, 96.
Hunger (c. gen.) 100, 62.

J.

ihm f. sich 79, 113.
im Mitten 30, 401.
in (f. in den) 12, 198.
in die Wette 157, 32.
in m. Gedanken (st. nach m. G.) 157, 13f.
innen werden 130, 71.
Insul 43, Anm.
itziges 101, 91.
itzt 6, 41.
jährend Naß 23, 212.
jenseits allem 157, 9.
jünger 100, 74.

K.

kaum — noch 22, 171.
kennend 170, 20.
das Kenntnis 85, Anm.
kömmt 20, 2. Z. v. u.
Kräften (plur.) 26, 289.
das Kränken 117, 59.
der Krokodil 40, 193.
Krystallblüthe 30, 8. Z. v. u.
kündig 129, 35.
Künftigkeiten 110, 36.
künstliches Volk 178, 15.
Kummerlabyrinth 116, 24.

L.

Landbezwinger 137, 2, 9.
Lauff (der Sense) 23, 196.
laut (f. lautet) 21, 148.
lavierend 150, 23.
Lebensfluß 121, 78.
Lebenspurpur 37, 86.
lebhafteste Gaben 170, 21.
lechzen 163, 6.
von sich lehnen 9, 98.
Leichterung 95, 132.
Leim (f. Lehm) 30, 396.
letzter (f. äußerst) 11, 157.
der Lob 105, 16.
löblicher (f. berühmter) 25, 280.
Lölch 48, 30.
Luftlicht 38, 133.

M.

Machten (plur.) 73, 211.
Märterer 48, 58.
March 111, 70.
Marchzahltafel 79, 117.
Meer (plur.) 35, 36.
Meer der Welt 97, 188.
mehrere (f. größere) 49, Anm.
mehrers 18, 58.
mengen 123, 74.
Menschlichkeit (f. Menschheit) 198, 5.

Mildheit 171, 18.
Mildigkeit 170, 20.
minder (geringer) werden 18, 49.
mißdünken 70, 129.
s. mißkennen 50, 89.
mißkennten 98, 10.
Mut 120, 59.
Muttern 22, 177.

N.

Nachkömmling 190, 33.
nach Morgenland 188, 14.
Nachreu' 103, 159.
nachschiffen 100, 56.
nachthun 126, 14.
nachwärtig 85, Anm.
nachwärts 147, VIII.
Näherung 112, 118.
etw. nagen 18, 34.
Nebenlichter 123, 76.
Neugierigkeit 170, 35.
Neuheit 26, 305.
neulich 166, 5.
noch — noch 103, 192.
der Nord 18, 38.
nüchtre 74, 6.
d. Nutz 138, 4, 7.
Nutzen (plur.) 104, 210.

O.

Obermacht 182, 9.

P.

Perche 17, 17.
Pfaffendiener 165, 2.
Pöbel-Kräuter 29, 372.
Pöbelstand 182, 30.
Probstein 97, 180.
das Punkt 104, 199.
Purpur-Züge 23, 207.

Q.

quillen 130, 75.

R.

Rachbegierde 158, 1.
Ranfft 18, 41.
raten auf 137, 3, 5.
Raupenstand 132, 125.
reifer Sturm 138, 3, 18.
Reifigkeit 168, 3.
Reiger 165, 28.
Reinigkeit 160, 23.
reisen in (st. nach) 150, Nr. 32.
Riß (f. Grundriß) 91, 141.
Röhren (f. Rohre) 169, 4.
ronnen 92, 13.
rosicht 163, 16.
rücken (erg. heran) 109, 27.
Ründe 35, 36.
ruste 7, 37.
rung 110, 51.

S.

Sandglas 102, 133.
sanft-geschwollen 21, 136.
Sauertopf 163, 15.
Saufei 71, 175.
schade-voll 18, 51.
Schalkhaftigkeit 159, 26.
Scharfsicht 105, 17.
Schattenglück 101, 97.
Schaue 19, 94.
schlänglicht 171, 4.
schlecht (f. schlicht) 22, 188.
Schlick 35, Anm.
Schlummerkörner 60, 4.
Schluß (f. Beschluß) 186, 9.
d. Schmälen 70, 138.
schmecken 107, 44.
schmeichelte ihm selber 169, 23.
schmelzte 156, 29.
Schmerzen (dat. sing.) 89, 80.
Schmerzenbett 149, 20.
schmerzensmüde 148, 2.
er schölte 119, 16.
Schoß, die 130, 49.
Schotten 24, 235.
schrecken zu etw. 103, 163.
Schwanen 17, 10.
Schwang 100, 71.
Schweiß 30, 414.
schwer beleibt 22, 175.
schwirrend Eisen 18, 47.
schwülstig 19, 86.
Schwünge 162, 16.
schwung 110, 52.
etw. sehen an jem. (st. in) 187, 12.
segenreich 140, 9.
sehnen (erg. sich) 149, 17.
von selbsten 26, 288.
selbst-herrschend 26, 287.
s. setzen (v. Nebeln) 23, 223.
e. Seufzer holen 171, 35.
siech 21, 158.
Sinnen 123, 49.
e. Sitz fassen 32, 462.
Söhnaltar 40, 178.
Sonnenstraße 131, 104.
spannen (f. aufspannen) 193, 21.
sprießen 22, 168.
Staatsbedienter 175, 16.
Staats-Sucht 20, 118.
Staffeln (d. Lebens) 19, 88.
staunen 61, 31.
stehen machen 28, 354.
stehen wider jem. 189, 28.
Sternenbühne 3, 9.
der Streif (f. Streifzug) 168, 10.
Strich (der Winde) 24, 253.
stund 74, 22.

T.

Tacht 55, 269.
tadelhaft 135, 62.
Tand 19, 78.
ein Tapet 28, 370.
Test (Tiegel) 58, 344.
Thau, ein (acc.) 28, 348.
trächtig (v. Feld) 192, 11.
trotzen (die Augen) 100, 68.

U.

überfloß (st. floß über) 191, 20.
über (st. übrig) lassen 159, 2.
umgeschlungen (f. verschlungen) 20, 105.
umgespannt (f. umspannt) 35, 33.
umirren 22, 177.
umschränket halten 25, 269.
umschuf (st. schuf um) 198, 1.
umsonsten 150, 7.
unabhängend 186, 20.
unausgelesen 135, 65.
unbemühte Eile 142, 11.
unbereuter 6, 9. Z. v. u.
Unding 110, 51.
Unendlichkeit 156, 19.
unentfärbt 107, 22.
unerkäuflich 128, 73.
ungeheuchelt 20, 124.
ungestalt 165, 37.
ungetadelt (f. tadellos) 108, 61.
Unglücks-Kupplerin 20, 118.
unschädlich 137, 2, 3.
e. Unselbst 71, 181.
unseres 162, 26.
unterdruckt 157, 6.
Unterkäufler 74, 8.
unterm Süden 9, 73.
Unterscheid 18, 61.
unterscheidete 160, 7.
unterschieden 27, 339.
unterwiesen 78, 75.
unvergnüget 87, 28.
unverklärt 130, 63.
unversiegen 91, 2.
Unwert 128, 69.
e. unwidersprochene Macht 185, 16.
unwiderstehbar 138, 3, 24.

V.

verblendet 114, 51.
verbunden an jem. 134, 29.
s. verdicken (v. Wald) 193, 18.
verdrießlich (c. gen.) 98, 9.
verdrungen (f. verdrängt) 57, 311.
verewigt (f. ewig) 17, 28.
verfliehen 83, 68.

verflößen 96, 174.
vergällen 31, 434.
vergöldt 29, 383.
Verhörstunden 173, 32.
Verlarvungen 162, 40.
verlernte Stege 129, 12.
s. verneuen 108, 80.
vernützen (intrans.) 123, 63.
versäuren 21, 160.
verscheuter Blick 54, 230.
Verschub 185, 17.
verschwenden 183, 4.
verschwuren 98, 18.
versehren 10, 132.
versteinen 18, 41.
versterben 50, 111.
verstören 71, 160.
verwahren 162, 44.
Verwaltung 99, 45.
verwesen (f. verwest) 121, 79.
Verzüge 20, 129.
vor (st. für) 39, 141.
vor (st. vordem) 23, 206.
vorreissen 97, 182.
vorsehn (f. vorhersehn) 24, 252.
vorteilhaftig 8, 2. Z. v. u.

W.

wässericht 157, 28.
wallen 130, 71.
was (Lust) 52, 164.
wechselfrei 148, 30, 8.
Wehrmuth 17, 4.
weisen 26, 287.
West, d. letzte 140, 13.
Westenwind 5, 13.
wimmeln mit 87, 20.
wirklich 109, 20.
wittern (f. wettern) 10, 118.
wohlgewogen 127, 46.
Wohlstand 162, 11.
worden (f. geworden) 109, 26.
würken 75, 54.
Wunderlauf 7, 30.
Wurfpfeil 138, 3, 11.

Z.

zehen 9, 94.
zernichtend 169, 7.
Zeug, der 92, 11.
zeugen (f. erzeugen) 23, 4. Z. v. u.
Zifferkunst 56, 288.
Ziger 24, 233.
zubereiten 169, 9.
zücken 82, 45.
Züge (schreiben) 167, 34.
zugeben 4, 26.
zu Nacht 10, 108.
Zunötigung 193, 58.
zu Wache stehn 21, 142.
Zweck (f. Ziel) 20, 101.
zwecken 92, 28.
Zweispalt 49, 62.
Zweytracht 18, 54.

I. Gaudenz v. Salis-Seewis.

A.

Abendglockenhall 299, 36, 1.
Ätherflügel 289, 5.
Ätherodem 288, 18.
Ätherschwingen 330, 2.
ahnden (f. ahnen) 342, 80.
Ahndung 279, 27.
Ahnungslicht 329, 20.
Alltagssachen 341, 40.
Allüberall 335, 9.
Ammenarme 292, 61.
aufgehaucht 288, 17.
ausbeugen 297, 34, 4.

B.

binsenbespülender Bach 278, 11.
beflimmern 278, 9.
s. behalmen 311, 69.
bekelcht 351, 19, 1.
bepflanzt (st. gepfl.) 269, 30.
bepurpurn 295, 6.
beschilft 267, 6.
bestreifen 298, 13.
blassen (f. verbl.) 295, 5.
Blütenopfer 323, 8.
Blütenwipfel 312, 10.
Blumenau 262, 10.
Blumengänge 306, 71.
Blumengold 289, 10.
Blumenleichen 315, 25.
Blumenrain 259, 4.
blumicht 275, 16.
s. bräunen 259, 27.
Brautaltar 278, 49.
Bundesbaum 300, 37, 10.
Busenflor 255, 16.

D.

Dämmern 254, 5.
Dämm'rungsflimmer 298, 34.
Dämm'rungsstunden (des Daseins) 318, 39.
Denkmalskreuz 305, 19.
Dichtungskraft 354, 14.
Dörferin 281, 49.
Dorngestrippe 289, 9.
Düftevoll 260, 13.
e. dunkelt bänger 261, 22.
durchspielen (v. Bach) 262, 10.

E.

edelstolz 294, 78.
Eignung 325, 55.
eisbepanzert 256, 4, 3.
Engelsseele 331, 58.
entflackern 302, 40, 6.
entgegen denken 338, 37.
entglühen 304, 5.
enthallen 320, 2.
enthülst 309, 41.
entknospen 297, 12.
entrollt 259, Anm.
entschwindender Hall 273, 12.
entstreben 318, 38.
entwehen 331, 66.
s. entziehen zu etw. 295, 26.
Entzogenheit 314, 1.
Eppichkluft 293, 33.
Erdenstoff 318, 35.
ergossene Locken 291, 55.
erklappernd 257, 32.
erlegen 290, 21.
Erlenbach 335, 23.
d. Erquickungslose 33), 23.

F.

fährlich 307, 13.
falben 297, 35, 3.
Felsenberge 345, 11, 3.
Felsenhallen 357, 31, 1.
Felsenklumpen 284, 23.
Felsensitz 258, 21.
Felsenzinken 257, 17.
felsumragt 293, 51.
Fernung 274, 18.
Fernungsduft 302, 39, 4.
festgediegen 264, 37.
Festgeleier 267, 16.
Flammenschlund 333, 10.
Flattergeräusch 271, 34.
Flimmerlicht 258, 17.
Flittern 330, 8.
Flitterschein 347, 12, 2.
flocken 308, 28.
Folgezeit 301, 26.
Forstteich 302, 40, 3.
fröhnen 294, 56.
Frühlingsmorgenschein 311, 64.
Frührot 303, 24.
Frühschein 304, 20.
funklend 258, 7.
furchen 308, 8.
Furchenfeld 346, 32.
Furchengestreif 257, 28.

G.

Gähe, die 257, 21.
Garbe (v. Dorngebüsch) 263, 12.

geengt 264, 25.
geharnischt 354, 28, 5.
Gehau 284, 21.
gekerbte Eiche 265, 15.
Geländer 256, 4, 8.
gelbbeblümt 293, 37.
gelöscht (s. ausgel.) 273, Anm.
Gestäude 287, 7.
Gewitterlicht 303, 38.
Gitterzellen 305, 27.
glänzendlicht 346, 22.
gläubt 289, 32.
Glanzgewimmel 268, 41.
Goldbeleuchtung 295, 26.
golddurchflossen 295, 5.
Goldgewölke 305, 22.
Goldweide 282, 13.
Grabesschleier 319, 7.
Grabgeleiter 266, 24.
Grenzkreis 304, 14.
Gröttchen 284, 6.
grünverwachsen 296, 39.
gurren 337, 3, 13.

H.

Haber 257, 28.
Hängebirke 311, 77.
Hag 277, 27.
Hagenbuchenwand 279, 12.
Hagerose 280, 33.
Halmenhut 260, 36.
heben 290, 21.
d. Heimeln 322, 83.
heitern (s. aufh.) 284, 35.
hellen 259, Anm.
herabtropfen (v. Pflaumen) 271, 20.
herbergen 291, 29.
Herbstgefilde (des Lebens) 321, 25.
Himmelsharfen 310, 31.
Himmelsrosen 330, 24.
die Hindernis 301, 38.
hingebogen 323, 14.
Hirtenthale (plur.) 257, 25.
Höflingspuppe 354, 28, 4.
Hoffnungsgold 294, 63.
Hohn blicken 258, 10.
Hohngezisch 293, 21.

J.

itzt 336, 25.
Jubelgruß 329, 34.
Jünglings-Vater 338, 38.

K.

Kärrner 257, 33.
keine — nicht (doppelte Verneinung) 340, 30.
Kerkerhalle 289, 1.
Kieselbach 335, 24.
Kieselriffe 295, 3.
Kieselsteig 284, 18.
Kirchenplatz 269, 30.
klappen s. klappern 293, 44.
Klapperschlangenhauch 300, 20.
kosen (s. plaudern) 279, 23.
Kriegstrommete 293, 34.

L.

Landhof 253, 18.
Laubduft 285, 12.
Laubgeflüster 354, Anm.
Laubgewölb 256, 20.
Lauwe (Lawine) 257, 21.
Leidenskampf 306, 54.
Leitgestirn 318, 29.
Lichtgewölk 356, 1, 2.
Lilagebüsch 270, 13.
Lindenschossen 264, 3.
Lispel (s. Gelispel) 289, 17.
lüpfen 309, 5.
lullen 322, 57.

M.

Maienreischen 255, 13.
mißkennen 357, 6.
Mitempfindung 279, 22.
Mondgeflimmer 304, 42, 4.
Moorgebüfte 299, 36, 2.
muhen 293, 37.

N.

Nachgefühl 306, 58.
nachlangen 298, 37.
Nachtigallenmelodein 280, 28.
Nachtigall-Gebüsch 255, Anm.
Nachtviolenhauch 289, 20.

O.

ob 261, 3.
Obstbaumwald 269, 34.
Opferfunken 304, 12.

P.

Palmenreis 291, 54.
Panzerheld 354, 28, 8.
perlenfarben 268, 40.
Pfleglingin 311, 1.
piepen 264, 31.
Pilgerbahn 336, 30.
prall 312, 15.
Primelngold 265, 9.
Prüfungsglut 317, 17.
purpurhell 288, 35.
Purpurstrauß 311, 58.

R.

Rabenzug (der Sorgen) 316, 42.
rändet 274, 5.
der Rasenbank 258, 22.
Rasenbord 306, 66.
Rasengruft 291, 34.
Rasenmal 294, 75.
Rebenberge 340, 9.
Reifen (acc. v. Reif) 309, 12.
Reifenduft 263, 13.
Reihentanz 260, 31.
Rheinsturz 257, 45.
Ringeltanz 254, 30.
rötelnder Kirschbaum 270, 17.
rötender Abend 270, 1.
Rosengestäude 275, 11.
Rosengrab 263, Anm.
Rosenkrone 292, 18.
Rosenlicht 313, 46.
Rosenreiz 259, Anm.
Rosenwangen 260, 30.
Ruch 351, 19, 2.
Rundetanz 261.

S.

sänftigen 350, 10.
sausen 292, 8.
Schatten 259, 6.
schauderhaft (s. schauervoll) 272, 2.
schaumumwölkt 349, 5.
Scheidestrahl 355, 36.
Scheue, mit 355, 21.
Schlachtgeschoß 293, 34.
Schlaglicht 292, 3.
Schlummertöne 321, 53.
schnauben (v. Käuzchen) 293, 39.
schnörkeln an etw. 286, 38.
Schwade 271, 21.
Schwanensang 323, 96.
Schwanenweise 326, 4.
Schwermutsflor 303, 23.
Schwesterreigen 327, 59, 3.
Seelenband 317, 20.
Seelengefühl 258, 13.
Seelenland 323, 99.
sehnsuchtvoll 326, 21.
Sennenreigentöne 316, 47.
Silberhörner (des Mondes) 346, 34.
Silberhülle 263, 6.
Silbernebel 304, 8.
Silberschimmer 342, 76.
Silberwölkchen-Schleier 358, 9.
Sinngrün 297, 34, 1.
Sinnviolen 297, 33, 6.
Sphärenklang 332, 83.
Spiegel (des Teiches) 296, 31.
Spiegelbach 255, Anm.
Staatsgewand 260, 19.
stachlicht 257, 27.
Sterbechöre 322, 91.
sternenbesäet 258, 15.
stockende (Dünste) 257, 37.
sträuben (d. Schwingen) 289, 30.
Strahlenmeer 338, 34.
Strahlenziel 338, 26.
Streife (s. Streifen) 277, 15.
streifen s. umherstr. 268, 33.
Stumpen 284, 21.
sumsen 293, 40.

T.

Tannenhöhe 261, 3.
taubeträuft 281, 60.
Taugedüft 298, 40.
Taustaub 349, 7.
Thränenweiden 316, 57.
Thränentau 318, 61.
tiefaufberstend 257, 23.
tieflasurn 296, 45.
Traubengestad 256, 4, 8.
Trauerhain 309, 18.
Trauertöne 310, 26.
Trennungsdunkel 296, 8.
trümmervoll 325, 56, 4.
tunken 286, 19.

U.

über (f. über u. über) 352, 2.
überflockt 324, 27.
überhüllen 288, 23.
überschleiern 310, 49.
überwölken 311, 60.
umatmen 270, 14.
umblinkt 313, 42.
umbüscht 274, 14.
umgrauen 275, 29.
ummoost 259, 27.
Umschattung 302, 39, 12.
Undingbar 294, 77.

V.

verbrämen 316, 38.
verfleußt 315, 12.
Verklärungsschein 324, 31.
verlächeln 324, 47.
verlängt 289, 14.
vernachten 274, 19.
verrieseln (v. Wogen und Quellen) 295, 4.
verscheiden (v. Mond) 303, 14.
f. verschlürfen 302, 40, 8.
verschwärzen 302, 40, 6.
verspreiten 324, 26.
vertönen 330, 4.
verwallen 357, 31, 4.
Vollerguß 332, 71.
vollgeschwollen 334, 13.

W.

Waffengefilde, übende 271, 37.
Waffenknecht 294, 77.
Waldgestade 295, 13.
Wallung 256, 4, 6.
Wasserstrang 302, 40, 8.
Wechselhauch 314, 11.
wehendes Flugs 256, 4, 2.
Wehmutshain 300, 37, 14.
Wehmutstraum 289, 14.
Weidenstaude 349, 7.
Weltling 294, 54.
Weltlingsschwarm 285, Anm.
Wermutstengel 311, 70.
Westgewölk 311, 8.
Wiesenborn 262, 7.
Wisserstolz 329, 38.
Witzler 293, 21.
Wogenflut 262, 5.
Wohllautswellen 321, 43.
wolkenumlagert 257, 17.
wolligkrause (Wölkchen) 262, 13.
wonnelächelnd 323, 15.
Wonneschauer 256, 23.
Wonneschein 305, 8.
wonnetaumelnd 305, 18.
Wonneziel 289, 24.
wonniglich 352, 18.

Z.

zartbegraft 265, 2.
zartbehalmt 293, 25.
Zauberblüte 321, 27.
Zaum (f. Zaun) 270, Anm.
Zeiger (f. Uhr) 303, 17.
Zeitengang 321, 47.
zerfleußt 304, 23.
zerquält 320, 52, 10.
ziehen (v. Nachtigallen) 268, 29.
Zinken 295, 25.
Zirkel 276, 45.
Zirkeltanz 296, 9.
Zitterglut 295, 6.
zücken (v. Schimmer u. Blatt) 295, 21. 303, 19.
Zufluchtshüttchen 294, 64.
Zuggewölke 303, 11.
f. zusammenlehnen 294, 82.
zwo 302, 39, 5.

Register.

Nachstehend sind die Anfänge sämtlicher in diesem Bande enthaltenen Gedichte alphabetisch untereinander gesetzt, um denen das Nachschlagen zu erleichtern, welche die Überschrift nicht gegenwärtig haben.

Albrecht v. Haller.

Aimons-nous, ma Thémire 153.
Als unbesiegt an Mut 144.
Amour! charmant amour 152.
Assez longtems, jeune et belle Thémire 151.
Auf diesem Blatt steht Claproths Bild geweihet 144.
Auf jenen stillen Höhen 86.
Auf selbst erwählter Bahn sucht 145.
Beliebter Wald! beliebter Kranz 5.
Besingt, ihr Musen, unsre Triebe 139.
C'en est donc fait 154.
Der alten Schweizer tapfre Hand 105.
Der Mond verbirget sich 3.
Der Ruhm, der Weise krönt 145.
Der Schmerz, o Triller! ist der größte 147.
Des Tages Licht hat sich verdunkelt 60.
Die Seele macht ihr Glück 17.
Du, dessen Beispiel 76.
Ein Fuchs, der auf die Beute ging 136.
Entweicht! ihr unberufnen Dichter 74.
Erwählter Freund! du Hälfte meines Lebens 150.
Freund! die Tugend ist kein leerer Namen 58.
Geliebte! wann itzt solch ein Name 119.
Genug und nur zu viel 65.
Geschätztes Nichts der eitlen Ehre 6.
Geschminkte Tugenden, die ich zu lang erhob 46.
Horch! die Trompete schallt 146.
Ich sah, mit tiefgerührtem Herzen 113.
Ihr Wälder! wo kein Licht 109.
Laßt freudige Trompeten schallen 142.
Mein Geßner! die Natur erwacht 81.
Mon cœur! que sentez-vous pour la jeune Thémire 151.
Nimm, Herr! mit der gewohnten Huld 126.
O Freund, der, fern von mir 128.
O selig, wer sein Glück 147.
So wie aus heller Luft 149.
Soll ich von deinem Tode singen 115.
Steh still, Helvetier 146.
Vergnüge dich, mein Sinn 85.
Verschwiegne Saiten! stimmt euch wieder 106.
Wann der geprüfte Geist 148.
Was reget sich in meinem Busen 121.
Woher, o Stähelin 33.
Wo Rußlands breites Reich 146.
Zu lang ist's schon, Elise 134.

J. Gaudenz v. Salis-Seewis.

Abendglockenhalle zittern 299.
Als am Helvetischen See 351.
Arbeitsam und wacker 307.
Auf des Erdenlebens Steige 304.
Auf! es dunkelt 261.
Auf ihre Wiege streuten die Grazien 297.
Auf mutig! Die Höh' ist erstiegen 347.
Bildner, wähle zum Kranz der Holden 297.
Blätter treibt des Kirchhofs Flieder 309.
Bunt sind schon die Wälder 253.
Das Feld ist weiß, so blank und rein 263.
Das Fischergewerbe 281.
Das Grab ist tief und stille 272.
Das heißt gepredigt, meiner Treu 350.
Dein milder Blick fiel 299.
Der Apfelbaum prangt grün und weiß 265.
Der Erdkreis feiert noch im Dämmerschein 304.
Der Mond, umwallt von Wolken 302.
Die Pales sich zur Pfleglingin erkoren 311.
Du betest, aber nur zum Schein 345.
Eh' Noah seine Taube sandte 328.
Eiche des Bundes der Freiheit 351.
Ein heller Geist, ein mildes Herz 332.
Einsamkeit, sanfter Trauer Labsal 349.
Entlegnes Thal, von Fichtenhöhn begrenzt 292.

Es rieselt, klar und wehend 283.
Es war im Mai, die Luft war rein 340.
Freund! der bei des Busches Eichen 354.
Für mein Vergnügen schreib' ich nur 350.
Geschärft sind schon die Sicheln 342.
Getrost, ihr edeln Unterdrückten 300.
Heilige, reine Vernunft 309.
Ich bin der Bogen Tells 351.
Ich bin so froh, daß ich dich wieder sehe 335.
Ich saß im dunkeln Buchenhain 345.
Ich saß in meiner heimatlichen Laube 356.
Ich ward zum Turteltäubchen 344.
Im falben Schein des Westens 295.
Im trauten Schatten stiller Entzogenheit 314.
Ins stille Land 325.
Mag immerhin der Strom entgleiten 302.
Mein Saitenspiel hing längst an Weidenzweigen 327.
Melodie! du Laut aus höherm Leben 330.
Mitleid! Heil dir, du Geweihte 290.
Mit leisen Harfentönen 315.
Noch einmal tön, o Harfe 326.
Nun, da Schnee und Eis zerflossen 264.
Nur das Dunkel der Nacht 271.
O du, von der ich seine Züg' entlieh' 325.
O süße Zeit herzinniger Gefühle 276.
Preisend soll den Helden 338.
Psyche seufzt, in tiefer Kerkerhalle 289.
Ringsum ist alles neu belebt 334.
Roh klingt nur dem verwöhnten Ohr 348.
Ruh sanft, mit Erde leicht bedeckt 353.
Schöpferin beseelter Töne 320.
Schweigen, Pfeffel! kann ich itzt nicht länger 337.
Seht, Gespielen, seht, die Flur 259.
Seht! wie die Tage sich sonnig verklären 274.
Sei unser Fenelon, so weise 357.
Siehe, die Nachtigall schweigt 327.
Sieh! hier aus Klüften groß und wild 353.
Sieh, Wandrer, so entkeimt 319.
Sie tritt hervor; ihr Kirschenblütenreiser 287.
Silberglocken des Mais 351.
Singt der Wonn' und Blütenzeit 287.
Süßer Wehmut Gefährtin, Erinn'rung 272.
Träume sind des Lebens beste Freuden 347.
Traute Heimat meiner Lieben 268.
Über den Kiefern blinkte Hespers Lampe 256.
Über trennende Thäler und Hügel 256.
Unsre Wiesen grünen wieder 254.
Verkannte, klaget nicht 332.
Wandrer! Erklimme sie nicht mehr 352.
Wandrer! Segne die Ruhe 353.
Wann, o Schicksal! wann wird endlich 279.
Weiß war die Rose zuerst 350.
Wenn der Abend 267.
Wenn der Abend sich senkt 273.
Wenn sich durch der Entfernung dichten Schleier 317.
Wer aus schöner Natur 258.
Wer gab mir, was ich hab' und bin 345.
Wer giebt uns unsern Kinderglauben 313.
Wie lächelt im sonnigen Glanze 336.
Wie lieblich, wenn dein roter Schein 262.
Wie nach dem rötenden Abend 270.
Wie Ossian aus Selmas Felsenhallen 357.
Wie schön ist's im Freien 285
Wie sie wandelt auf den Birkenhöhen 296.
Wirf sie weg, o Amor 351.
Wir ruhen, vom Wasser gewiegt 307.
Wo das Gebüsch geweihte Schatten streut 323.
Wohl denk' ich allenthalben 297.
Wo weilt die Seele wie meine gestimmt 278.

Inhalt.

Albrecht v. Haller.

Seite

Einleitung (mit Porträt und Faksimile eines Stammbuchblattes Albrecht von Hallers) I
Albrecht von Hallers Versuch schweizerischer Gedichte 1
1. Morgengedanken 3
2. Sehnsucht nach dem Vaterlande 5
3. Über die Ehre 6
4. Die Alpen 15
5. Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben . . 33
6. Die Falschheit menschlicher Tugenden 46
7. Die Tugend 58
8. Doris 60
9. Die verdorbenen Sitten 65
10. Über eine Hochzeit 74
11. Der Mann nach der Welt 76
12. An Herrn D. Geßner 81
13. Gedanken bei einer Begebenheit 85
14. Über den Ursprung des Übels 86
15. Zueignungsschrift an den hochwohlgebornen gnädigen Herrn, Herrn Isaak Steiger, des Standes Bern Schultheißen . . 105
16. Beim Beilager des hochwohlgebornen gnädigen Herrn Isaak Steiger, Herrn zu Almedingen, des Standes Bern Schultheißen, mit der hochwohlgebornen Frauen Elisabeth von Erlach, vermählten Lombach 106
17. Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit 109
18. Über Marianens anscheinende Besserung 113
19. Trauerode, beim Absterben seiner geliebten Mariane . . . 115
20. Über ebendieselbe 119
21. Über das Einweihungsfest der Göttingischen hohen Schule . 121
22. An Se. Excellenz Herrn Gerlach Adolf von Münchhausen . 125
23. Antwort an Herrn Johann Jakob Bodmer 128

Seite
24. Über den Tod seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth Bucher . 134
25. Einige Fabeln 136
I. Der Fuchs und die Trauben 136
II. Der beste König. 137
III. Der Fuchs und die andern Tiere 137
IV. Der Hahn, die Tauben und der Geier 138
26. Kantate, die in der allerhöchsten Gegenwart Sr. königl. Majestät Georg des Andern aufgeführet worden 139
27. Serenade, die gleichfalls bei dem höchsterwünschten Dasein Georg des Andern aufgeführet wurde. 142
28. Überschriften 144
I. Als Se. königl. Hoheit Prinz von Wallis durch seine Prinzen und Prinzessinnen des Addisons Cato vorstellen ließ 144
II. Auf den Kupferstich seines Freundes 144
III. Auf einen Kupferstich, in welchem Herr Herrliberger die verschiedenen Religionen vorstellt 145
IV. Auf den Schweizerischen Ehrentempel von Staatsmännern, Kriegsleuten und Gelehrten 145
V. Aufschrift auf das vortreffliche Grabmal, das Herr Nahl einer sehr wohlgebildeten und in den Wochen gestorbenen Frau zu Hindelbank aufgerichtet hat. . . 146
VI. Aufschrift auf das bekannte Grabmal der Burgundischen vor Murten erlegten Völker 146
VII. Zu den Gmelinischen Reisen 146
VIII. Auf den Grabstein weiland des wohlgebornen Herrn Emanuel Grubers 147
29. Über den Tod der Frau Trillerin 147
30. Beim Tode der wohlgebornen Frauen Johanna Maria Ayrerin, geborner Dornfeldin 148
31. Beim Absterben der weiland wohlgebornen Frauen Katharinen Wilhelminen Eleonoren Darjesin, geborner Teichmeierin, im Namen seiner Gemahlin 149
32. An den in Moskau reisenden Herrn Lizentiat Gmelin . . 150
33. Résolution d'aimer 151
34. Déclaration 151
35. Succèz 152
36. Retour 153
37. Sur un départ pour la campagne 154
Anhang. Vergleichung zwischen Hagedorns und Hallers Gedichten . 156
Usong. Erstes Buch 164

J. Gaudenz v. Salis-Seewis.

Seite

Einleitung (mit Porträt und Faksimile eines Briefes J. Gaudenz v. Salis-Seewis') 205
Gedichte 251
1. Herbstlied 253
2. Frühlingslied 254
3. Abendwehmut 256
4. Elegie an mein Vaterland 256
5. Ländliches Glück 258
6. Landlied für Mädchen 259
7. Lied beim Rundetanz 261
8. Das Abendrot 262
9. Winterlied 263
10. Märzlied 264
11. Mailied 265
12. Abendbilder 267
13. Lied eines Landmanns in der Fremde 268
14. Elegie an die Ruhe 270
15. Vernunft und Glaube 271
16. Das Grab 272
17. An die Erinnerung 272
18. Abendsehnsucht 273
19. Ermunterung 274
20. Die Kinderzeit 276
21. Sehnsucht nach Mitgefühl. An Matthisson 278
22. Letzter Wunsch 279
23. Fischerlied 281
24. Die Einsiedelei 283
25. Lied im Freien 285
26. Maireigen 287
27. Berenice 287
28. Psyches Trauer 289
29. Das Mitleid 290
30. An ein Thal 292
31. Monodie 295
32. Phantasie 296
33. Berenices Weihe 297
34. Kranz für Berenices Bild 297
35. Der Entfernten 297
36. Der Herbstabend 299
37. An Johann Arnold Ebert 299
38. An die edeln Unterdrückten 300
39. Ergebung 302

Seite
40. Die Herbstnacht 302
41. Morgenpsalm 304
42. Bild des Lebens 304
43. Lied zu singen bei einer Wasserfahrt 307
44. Pflügerlied 307
45. Fürbitte 309
46. Der Gottesacker im Vorfrühling 309
47. Die Tochter des Landes 311
48. Vertrauen 313
49. Entzogenheit 314
50. Die Wehmut 315
51. Andenken an die Abwesenden 317
52. Bei dem Grabstein einer Wöchnerin 319
53. Gesang an die Harmonie 320
54. Die stillende Mutter 323
55. Eignung an meine Gattin 325
56. Lied 325
57. Abschied von der Harfe 326
58. An J. G. Salis, den Dichter 327
59. Salis' Antwort auf J. R. Wyß des Jüngern Zuruf . . 327
60. Noahs Taube 328
61. Gesang an die Melodie 330
62. Gnome 332
63. Auf Dr. J. G. Amsteins Tod 332
Anhang 334
1. Mailied 334
2. Nach einer Krankheit 335
3. Der späte Herbsttag 336
4. An Pfeffel 337
5. Fontana 338
6. Der Spaziergang 340
7. Schnitter-Gesang 342
8. Tändelei 344
9. Lied 345
10. Auf einen Heuchler 345
11. Gott in der Natur 345
12. Unsre Freuden 347
13. Bergreiselied 347
14. An die Feinde der Schweizerlieder 348
15. An die Einsamkeit 349
16. Während einer Predigt 350
17. An einen Dilettanten 350
18. Die Rose 350

Seite
19. Der Strauß 351
20. An Amor 351
21. Tells Bogen 351
22. Auf das Denkmal, welches der Abt Raynal den drei Stiftern des Schweizerischen Bundes errichten ließ 351
23. Die Eiche des Bundes der Rhetier 351
24. Über Heß, den gestorbenen Maler der Alpen 352
25. Auf Ulysses von Salis Grab 353
26. Am Quell vom Pfeffers 353
27. Blume auf Guidos Grab 353
28. Abschied an David Heß 354
29. An Friedrich von La Motte Fouqué 356
30. An J. H. von Wessenberg 357
31. Erwiderung an Jakob Schnerr, auf ein Gedicht desselben . 357
Wortregister 359
Register der Gedichtanfänge 365